

Die Bedeutung einer mehr oder weniger
gleichberechtigten Partnerschaft für das Stressausmass
und dessen individuelle und dyadische Bewältigung
von Frauen und Männern

DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg (CH)

Kathrin Widmer Rodríguez Bétancourt
Heimiswil (BE)

2001

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort.....	i
1 Einleitung	1
2 Die Bedeutung des biologischen und sozialen Geschlechts	1
2.1 Das Androgynie-Konzept von Bem	7
2.2 Kritik am Androgynie-Konzept und Weiterentwicklungen	9
3 Modernes Verständnis von Stress.....	11
3.1 Typologien von Stress	15
3.2 Stress bei Paaren.....	16
3.3 Geschlechtsunterschiede: biologisches Geschlecht und Stress	17
3.4 Geschlechtsunterschiede: soziales Geschlecht und Stress	20
4 Individuelles Coping (individuelle Stressbewältigung)	23
4.1 Angemessenheit von individuellem Coping.....	25
4.2 Individuelles Coping und Partnerschaftszufriedenheit.....	27
4.3 Geschlechtsunterschiede: biologisches Geschlecht und individuelles Coping	30
4.4 Sozialer Kontext und Effizienz des individuellen Copings	40
4.5 Geschlechtsunterschiede: soziales Geschlecht und individuelles Coping.....	44
5 Dyadisches Coping (Stressbewältigung in der Partnerschaft)	54
5.1 Definition von Stress in Partnerschaften.....	59
5.2 Belastungsarten in der Partnerschaft	59
5.3 Der Stressprozess in Partnerschaften.....	61
5.4 Definition von dyadischem Coping	62
5.5 Die Annahme einer Stress-Coping-Kaskade	70
5.6 Dyadisches Coping und Partnerschaftszufriedenheit	71
5.7 Geschlechtsunterschiede: biologisches Geschlecht und dyadisches Coping	72
5.8 Geschlechtsunterschiede: soziales Geschlecht und dyadisches Coping	79
6 Ein neuer Operationalisierungsvorschlag für das Geschlecht	82
6.1 Die Operationalisierung des biologischen und sozialen Geschlechts auf der subjektiv eingeschätzten Verhaltensebene	82

6.1.1	Materielle Ressourcenunterschiede zwischen Frauen und Männern.....	83
6.1.2	Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der effektiven Ausführung der Hausarbeit	87
6.1.3	Unterschiede zwischen Frauen und Männern bezüglich der Zufriedenheit mit der Rollenteilung in der Partnerschaft	91
7.	Fragestellung der eigenen Untersuchung	92
8	EIGENE UNTERSUCHUNG.....	95
8.1	Stichprobe	95
8.2	Datenerhebung.....	97
8.3	Verwendete Instrumente	98
8.3.1	Selbstbeschreibungsdaten.....	98
8.3.2	Fremdbeobachtungsdaten zu dyadischem Coping.....	105
8.4	Interkorrelationen zwischen den Kriteriumsvariablen.....	108
8.5	Vergleich zwischen der Gesamtstichprobe und der Teilstichprobe der videographierten Paare bezüglich der Kriteriumsvariablen	109
9	Ergebnisse zu Geschlecht und Stress.....	110
9.1	Ergebnisse zu biologischem Geschlecht und Stress	110
9.2	Ergebnisse zu sozialem Geschlecht und Stress	112
9.3	Ergebnisse zu sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und Stress	122
9.3.1	Ergebnisse zur Arbeitsteilung im Paar und subjektivem Stress	122
9.3.1.1	Ergebnisse zur Arbeitsteilung von Paaren unter 35 Jahren ohne Kinder	122
9.3.1.2	Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren mit Kindern unter 7 Jahren und subjektivem Stress	126
9.3.1.3	Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren mit Kindern zwischen 7 und 18 Jahren und subjektivem Stress	134
9.3.1.4	Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren mit Kindern über 18 Jahren und subjektivem Stress.....	138
9.3.1.5	Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren über 35 Jahren ohne Kinder und subjektivem Stress.....	140
9.3.2	Ergebnisse zur Rollenzufriedenheit im Paar und subjektivem Stress	145
9.4	Diskussion der Ergebnisse zum Stressausmass	161
9.4.1	Diskussion der Zusammenhänge zwischen biologischem Geschlecht und Stress.....	161
9.4.2	Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und Stress.....	162
9.4.3	Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht auf selbsteingeschätzter Verhaltensebene und Stress	163

10.	Ergebnisse zu Geschlecht und individuellem Coping	167
10.1	Ergebnisse zu biologischem Geschlecht und individuellem Coping	167
10.2	Ergebnisse zu Geschlechtsrollenorientierung (soziales Geschlecht) und individuellem Coping	169
10.3	Ergebnisse zu sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und individuellem Coping	179
10.3.1	Ergebnisse zur Arbeitsteilung im Paar und individuellem Coping	179
10.3.2	Ergebnisse zur Rollenzufriedenheit im Paar und individuellem Coping	183
10.4	Diskussion der Ergebnisse zu individuellem Coping.....	184
10.4.1	Diskussion der Zusammenhänge zwischen biologischem Geschlecht und individuellem Coping	185
10.4.2	Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und individuellem Coping	186
10.4.3	Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht auf selbsteingeschätzter Verhaltensebene und individuellem Coping.....	187
11	Ergebnisse zu Geschlecht und dyadischem Coping	189
11.1	Ergebnisse zu biologischem Geschlecht und dyadischem Coping.....	189
11.1.1	Selbstberichtsdaten.....	189
11.1.2	Verhaltensbeobachtungsdaten.....	192
11.2	Ergebnisse zu sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und dyadischem Coping	196
11.3	Ergebnisse zu sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und individuellem Coping	217
11.3.1	Ergebnisse zur Arbeitsteilung im Paar und dyadischem Coping	217
11.3.2	Ergebnisse zur Rollenzufriedenheit im Paar und dyadischem Coping	219
11.3.3	Ergebnisse zu materiellen Ressourcenunterschieden im Paar und dyadischem Coping	224
11.4	Diskussion der Ergebnisse.....	227
11.4.1	Diskussion der Zusammenhänge zwischen biologischem Geschlecht und dyadischem Coping	227
11.4.2	Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht und dyadischem Coping	232
11.4.3	Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und dyadischem Coping.....	234
12	Bewertung der Ergebnisse und Ausblick	236
13	Literaturverzeichnis	240

ANHANG

TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1	Persönlichkeitseigenschaften gemäss sozialer Stereotypie.....	8
Tabelle 2	(Dys-)Funktionalität individueller Stressbewältigung	27
Tabelle 3	Emotions- versus problembezogenes individuelles Coping	32
Tabelle 4	Funktionales individuelles Coping	33
Tabelle 5	Dysfunktionales individuelles Coping.....	36
Tabelle 6	Vermeidung und negative Palliation.....	37
Tabelle 7	Emotions- versus problembezogenes Coping (SG)	47
Tabelle 8	Funktionales individuelles Coping (SG).....	49
Tabelle 9	Dysfunktionales individuelles Coping (SG)	51
Tabelle 10	Formen des supportiven dyadischen Copings	65
Tabelle 11	Formen des gemeinsamen dyadischen Copings	69
Tabelle 12	Soziodemographische Angaben.....	95
Tabelle 13	Interkorrelationen zwischen den Kriteriumsvariablen.....	109
Tabelle 14	Geschlechtsunterschiede bezüglich des Alltagstresses in verschiedenen Lebensbereichen.....	110
Tabelle 15	Häufigkeiten der vier Geschlechtsrollenorientierungen	112
Tabelle 16	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und subjektivem Stress	114
Tabelle 17	Zusammenhänge zwischen der der Geschlechtsrollen-Orientierung der Frau und ihrem subjektivem Stress.....	116
Tabelle 18	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des subjektiven Stress	117
Tabelle 19	Zusammenhänge zwischen der der Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer bezüglich des subjektiven Stress	119
Tabelle 20	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des subjektiven Stress	121
Tabelle 21	Geschlechtervergleich bezüglich der Verteilung der Erwerbs- und Hausarbeit bei Paaren ohne Kinder unter 35 Jahren im gemeinsamen Haushalt	123
Tabelle 22	Traditionelle Paare mit Kindern unter 7 Jahren im Geschlechterver gleich bezüglich des Alltagstress in verschiedenen Lebensbereichen.....	128
Tabelle 23	Paare mit Kindern unter 7 Jahren im Geschlechtervergleich bezüglich des Alltagstress in verschiedenen Lebensbereichen, wenn die Frau mindestens 40% erwerbstätig ist.....	131
Tabelle 24	Paare mit Kindern unter 7 Jahren im Geschlechtervergleich bezüglich der Aufteilung der Hausarbeit, wenn die Frau mindestens 40% erwerbstätig ist	132
Tabelle 25	Paare mit Kindern zwischen 7 und 18 Jahren im Geschlechtervergleich bezüglich des Alltagstress in verschiedenen Lebensbereichen, wenn die Frau mindestens 40% erwerbstätig oder unter 40% erwerbstätig ist.....	135
Tabelle 26	Zusammenwohnende Paare über 35 Jahre ohne Kinder: Geschlechter- vergleich bezüglich der Verteilung der Erwerbs- und Hausarbeit.....	141
Tabelle 27	Vergleich zwischen Frauen und ihrem Partner bezüglich der Zufriedenheit mit der Rollenteilung in der Partnerschaft	146

Tabelle 28	Vergleich zwischen Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, mit Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in bezug auf das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen.....	147
Tabelle 29	Vergleich zwischen Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung zufrieden ist mit Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in bezug auf das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen	150
Tabelle 30	Vergleich zwischen Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind und Männern, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in bezug auf das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen.....	153
Tabelle 31	Vergleich zwischen Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung zufrieden ist mit Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in bezug auf die Aufteilung der Hausarbeiten.....	159
Tabelle 32	Vergleich zwischen Paaren, bei denen der Mann mit der Rollenteilung zufrieden ist mit Paaren, bei denen der Mann mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in bezug auf die Aufteilung der Hausarbeiten.....	161
Tabelle 33	Geschlechtsunterschiede bezüglich des individuellen Copings.....	168
Tabelle 34	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und individuellem Coping	171
Tabelle 35	Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und individuelles Coping	173
Tabelle 36	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des individuellen Copings	175
Tabelle 37	Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und individuelles Coping	177
Tabelle 38	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des individuellen Copings	178
Tabelle 39	Individuelles Coping bei Frauen in Abhängigkeit ihrer Erwerbstätigkeit und Mithilfe des Partners im Haushalt.....	181
Tabelle 40	Geschlechtsunterschiede bezüglich der Stresskommunikation	189
Tabelle 41	Geschlechtsunterschiede bezüglich der gegebenen Unterstützung.....	190
Tabelle 42	Geschlechtsunterschiede bezüglich der erhaltenen Unterstützung	191
Tabelle 43	Geschlechtsunterschiede bezüglich der Zufriedenheit mit der Partner-Unterstützung und deren Wirksamkeit	192
Tabelle 44	Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Dauer der Stressäusserungsformen.....	193
Tabelle 45	Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Frequenz der Stressäusserungsformen.....	193
Tabelle 46	Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Dauer des dyadischen Copings	194
Tabelle 47	Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Frequenz des dyadischen Copings	195
Tabelle 48	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und Stressäusserung.....	197
Tabelle 49	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und eigenem supportivem dyadischem Coping.....	198

Tabelle 50	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und dem supportiven dyadischen Coping des Partners	199
Tabelle 51	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und der Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners ...	200
Tabelle 52	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und gemeinsamen dyadischen Coping.....	201
Tabelle 53.	Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und Stressäus serung	202
Tabelle 54	Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und eigenes supportives dyadisches Coping	203
Tabelle 55	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des eigenen supportiven dyadischen Copings	204
Tabelle 56	Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und gemeinsames dyadisches Coping	204
Tabelle 57	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des gemeinsamen dyadischen Copings	205
Tabelle 58	Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und Stressäusserung	206
Tabelle 59	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des Stressäusserung.....	207
Tabelle 60	Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und eigenes supportives dyadisches Coping	208
Tabelle 61	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des eigenen supportiven dyadischen Copings	209
Tabelle 62	Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und gemeinsames dyadisches Coping	210
Tabelle 63	Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des gemeinsamen dyadischen Copings	210
Tabelle 64	Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/ Maskulinität und dem dyadischen Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten.....	212
Tabelle 65	Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und dyadisches Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten.....	213
Tabelle 66	Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und dyadisches Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten.....	214
Tabelle 67	Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und dyadisches Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten.....	216
Tabelle 68	Unterstützung durch den Partner im Zusammenhang mit der Erwerbstätigkeit der Frauen.....	218
Tabelle 69	Unterstützung durch den Partner im Zusammenhang mit der Rollenzufriedenheit der Frauen.....	220
Tabelle 70	Unterstützung der Frau durch den Partner im Zusammenhang mit dem materiellen Ressourcen-Ungleichgewicht im Paar	226

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

<i>Abbildung 1</i>	Androgynie-Konzept von Bem (1974)	9
<i>Abbildung 2</i>	Coping-Zweiachsenmodell von Hobfoll et al. (1994)	43
<i>Abbildung 3</i>	Stress in der Partnerschaft (Bodenmann, 2000a, S. 51).....	62
<i>Abbildung 4</i>	Kaskaden-Modell des Stress-Coping-Prozesses (Bodenmann, 2000a)	71
<i>Abbildung 5</i>	Eigenes Nettoeinkommen der Frauen und Männer pro Jahr	96

Vorwort

Die vorliegende Arbeit hat zum Ziel, zur Analyse des Stressausmasses und dessen individueller und dyadischer Bewältigung von Frauen und Männern die Bedeutung des Partnerschaftskontexts einzubeziehen. Es ist erstaunlich, dass trotz mannigfaltiger Literatur zu Stress dem Aspekt der Auswirkungen des sozialen Geschlechts - damit gemeint sind die den Frauen und Männern aus ihren unterschiedlichen Geschlechterrollen entstehenden Belastungsquellen, die unterschiedlichen materiellen Ressourcen, die inegalitäre Verteilung der Erwerbs-, Hausarbeit und Kinderbetreuung sowie die unterschiedliche Zufriedenheit mit der Rollenteilung bis heute in der Copingliteratur so wenig Beachtung geschenkt worden ist.

Wird den Auswirkungen dieser Faktoren mehr Gewicht zugesprochen und in Betracht gezogen, dass die Mehrzahl der Scheidungen von Frauen eingereicht wird, dann erscheinen mir die Folgen eines langfristig ungleichen Stressausmasses sowie einer langfristig ungleichen Stressbewältigung in der Partnerschaft von Frauen und Männern als mögliche Prädiktoren für die langfristige Unzufriedenheit der Frauen in ihrer Partnerschaft und als Auslöser für die Scheidung durchaus plausibel.

Die vorliegende Arbeit ist sowohl eine theoretische als auch empirische Arbeit. Die Betonung dieses Aspekts mag unnütz erscheinen, deshalb möchte ich sie kurz begründen. Seit meinem Studium hat mich die Frage nach den Ursprüngen der gesellschaftlich konstruierten Aufteilung der Rechte und Pflichten von Frauen und Männern in unserer Gesellschaft beschäftigt. Die Arbeiten der Philosophin und Psychotherapeutin Carola Meier-Seethaler (1988, 1993, 1998) haben mich für die der Aufteilung inhärenten Auf- und Abwertung des männlichen und weiblichen Prinzips und den dazu bestehenden Synonymen wie Höherbewertung des Intellekts versus Abwertung von Gefühlen, Achtung von herausragenden Leistungen versus Geringschätzung alltäglicher, unspektakulärer Arbeit massgebend geprägt. Aufbauend auf diesem Wissen liegt in meiner Dissertation die Motivation, theoretisch und empirisch fundiert der unter-

schiedlichen Lebenswelt von Frauen und Männern - und damit auch den Auswirkungen der Aufteilung der Erwerbs- und Hausarbeit, die sich in unserer Gesellschaft von Generation zu Generation tradiert - in der Arbeit so weit als möglich gerecht zu werden. Die vorliegende Arbeit hat ein feministisches Anliegen, das die Hindernisse sowohl bei Frauen wie Männern für eine gleichberechtigte Partnerschaft analysieren will. Die empirische Analyse ist das Pendant zu der den Hypothesen innewohnenden wertenden Position, die ich vertrete und zu begründen suche. Die Motivation zu dieser Arbeit ist damit klar benannt, die empirische Analyse erlaubt mir eine kritische Überprüfung meiner Position mit der Wirklichkeit der Paare und verhindert eine Polemik, die mir für die Analyse des Geschlechterverhältnisses allgemein kontraproduktiv erscheint. Ich wünsche mir, dass die Resultate einen Beitrag in der theoretischen Diskussion leisten können und viel wichtiger noch, in irgendeiner Form als Hilfestellungen an die Paare zurückfliessen werden.

In den vier Jahren meiner Dissertationszeit hatte ich das grosse Glück, nicht nur theoretisch zu arbeiten, sondern durch die praktische Arbeit in den Stresspräventionstrainings für Paare von Bodenmann (2000b) als auch in Paartherapien einen realen Einblick in die unterschiedlichsten Partnerschaften zu erhalten. Diese Arbeit war nicht nur zutiefst befriedigend und sowohl professionell als auch menschlich herausfordernd, sie zeigte mir auch immer wieder den realen Leidensdruck von Frauen und Männern in heutigen Partnerschaften, ausgelöst durch den unterschiedlich ausgeprägten Wunsch von Frauen und Männern nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf der einen Seite, dem beharrlichen Festhalten an und Gefangensein beider Geschlechter in den herkömmlichen Frauen- und Männerrollen auf der andern Seite. Die Anteilnahme als Psychologin an den dadurch gelebten Konflikten dieser Paare bestärkte mich in der theoretischen und praktischen Relevanz dieser Arbeit.

Vielen Personen möchte ich meinen Dank für ihre Unterstützung in den letzten vier Jahren aussprechen. Danken möchte ich an erster Stelle den Paaren, mit denen ich als Psychologin arbeiten durfte. Sie sind es, die diese Arbeit durch die Teilnahme am Training, die Beantwortung der

Fragebogen und die Teilnahme an einer einstündigen Videoaufnahme bei sich zu Hause ermöglicht haben.

Mein Dank gilt meinem Doktorvater Prof. Dr. Meinrad Perrez für die wertvollen Anregungen für meine Dissertation und Prof. Dr. Guy Bodenmann, der mir als Lehrer durch sein immenses Wissen, seine fachlichen Provokationen und Gegenargumentationen, als auch durch seinen Humor und das mir entgegengebrachte Wohlwollen viele innere und äussere Wege geöffnet hat.

Meinen Eltern möchte ich für ihren Respekt vor meiner Arbeit, ihr Vertrauen in meine Fähigkeiten in einer ihnen unbekanntem Welt der Wissenschaft und ihre konstante Unterstützung danken. Vielen möchte ich danken für ihre Freundschaft, die als moralische Unterstützung nicht wegzudenken ist für diese Arbeit: meinem Bruder Fritz und seiner Familie, meiner Schwester Marianne, den Freundinnen und Freunden Andrea Widmer, Barbara Sägesser, Susanne Walther, Renate Haueter, Annette Cina, Heinz Blattmann und Claude Schafer. Meinem Lebenspartner Serge danke ich von Herzen für seine so wertvolle Sicht und seine Ansichten auch für diese Arbeit, aber auch für das Glück seiner Liebe und Achtung mir und meiner Arbeit gegenüber.

1 Einleitung

"Männer sind anders, Frauen auch" (Gray, 1998a), *"Mars liebt Venus, Venus liebt Mars"* (Gray, 1998b) sind Titel von populären Partnerschaftsratgebern zweifelhaften Werts, die Verhaltensunterschiede in der Partnerschaft bezüglich Kommunikation, Sexualität, Eifersucht, Treue usw. auf das biologische Geschlecht zurückführen.

Die hohen Verkaufszahlen weisen auf die Wirkung eingängiger monokausaler Argumentationen hin. Ich vermute, dass diese Argumentationen deshalb so wirkungsvoll sind, weil sie Frauen und Männern einfache Erklärungen bieten, die beide gleichsam entschuldigen, wenn Missverständnisse bestehen und Paare sich in ihrer Hoffnung auf eine partnerschaftliche Beziehung enttäuscht sehen.

Ich selber stehe soziobiologischen Argumenten als Begründung für unterschiedliches Verhalten von Frauen und Männern in der Partnerschaft skeptisch gegenüber, da monokausale biologische Erklärungen meiner Meinung nach für Verhaltensklärungen zu kurz greifen und nicht losgelöst vom sozialen Kontext betrachtet werden dürfen. Nach Mead (1975; zit. nach Bierhoff-Alfermann, 1977, S. 72) ist es "unvermeidlich, dass die Kultur, in der wir leben, unsere Vorstellungen formt und begrenzt, und dadurch, dass sie uns in bestimmten Bahnen zu denken und zu fühlen erlaubt, es uns immer unwahrscheinlicher oder unmöglicher macht, auf eine Weise zu handeln, zu denken oder zu fühlen, die entgegengesetzt oder abweichend ist".

2 Die Bedeutung des biologischen und sozialen Geschlechts

Es scheint mir sinnvoll, zu Beginn eine Definition des biologischen und sozialen Geschlechts zu geben, da sie die Basis für die Analyse der Geschlechtsunterschiede bildet. Das biologische Geschlecht definiert sich dadurch, dass die zweigeschlechtlichen Individuen nach dem chromosomalen/genetischen Geschlecht entweder der Spezies der Frauen oder der Männer zugeteilt werden. Demgegenüber definiert sich das soziale Geschlecht, häufiger unter der psychologischen Geschlechtsrolle bekannt, als sexuelle Einordnung und Rollenzuweisung durch die Umwelt.

Biologisches Geschlecht

In Bezug auf die Partnerschaftsratgeber dominieren vor allem Annahmen über Verhaltensunterschiede von Frauen und Männern aufgrund von biologischen Geschlechtsunterschieden. Die Partnerschaftsratgeber haben ihre Wurzeln in einer langen Forschungstradition über Geschlechtsunterschiede, welche die biologische Ausstattung von Frauen und Männern zum deterministischen Auslöser für Eigenschaften und Verhalten heranzieht. Die Erforschung von Geschlechtsunterschieden wurde im 20. Jahrhundert Gegenstand verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen "wie der empirischen Psychologie und Soziologie, der Tiefenpsychologie, der Humanbiologie, der Ethnologie, der Medizin, der vergleichenden Verhaltensforschung" (Bast, 1988, S. 15). Dabei stand das Bemühen im Vordergrund, "aus unterschiedlichen biologischen Funktionen von Mann und Frau auf unterschiedliche psychische Merkmale zu schliessen" (Bast, 1988, S. 15). All diesen Arbeiten ist trotz unterschiedlichen Hypothesenbildungen und fachimmanenten Zugangs- und Interpretationsweisen lange gemeinsam gewesen, dass "eine im Prinzip invariante, naturhaft begründete 'Wesensstruktur' der Frau bzw. des Mannes zur theoretischen Grundlage erhoben wurde" (Bast, 1988, S. 15). Diese vermeintlich durch 'die Natur' vorgegebene, unveränderbare Anlage, Struktur und Bestimmung des Menschen zeichnet in diesen Theorien für die Unterschiede zwischen den Geschlechtern verantwortlich (Bast, 1988).

Ich beschränke mich in der Darstellung der nachfolgenden Ergebnisse exemplarisch auf Postulate soziobiologischer Theorien zu einzelnen Geschlechtsunterschieden bezüglich des Verhaltens von Frauen und Männern vor und während einer Partnerschaft, insbesondere der Partnerwahl, dem emotionalen Engagement und der Sexualität, da sie die Frage aufwerfen, ob Frauen und Männer mit einer Partnerschaft andere Ziele verfolgen, und ob dieses Verhalten biologische Wurzeln haben könnte.

Der ganze Bereich der intellektuellen Geschlechtsunterschiede wird ausgeklammert, da er für die vorliegende Fragestellung nicht relevant ist (siehe u.a. Bast, 1988; Eaton & Enns, 1986; Hyde & Linn, 1988; Linn & Peterson, 1985; Maccoby & Jacklin, 1974).

Soziobiologische Theorien postulieren, dass sich im Verlauf der Evolution genetisch prädisponierte, geschlechtstypische Präferenzen und Verhaltensweisen herausgebildet haben, um eine Optimierung der Fortpflan-

zung anzustreben. Dabei soll sich bei den Männern eine auf Quantität setzende Fortpflanzungsstrategie, bei den Frauen dagegen eine auf Qualität setzende Fortpflanzungsstrategie herausgebildet haben. Aus dieser Überlegung werden die Schlussfolgerungen gezogen, dass Männer bei den Geschlechtspartnerinnen mehr Wert auf Jugend und gutes Aussehen als Indikatoren von Fruchtbarkeit legen, während Frauen höher gewichtet sollten, ob der Partner materielle Ressourcen für die Kinder bietet. Männer sollten entsprechend weniger wählerisch bei der Wahl einer Geschlechtspartnerin und schneller zum Geschlechtsverkehr bereit sein als Frauen. Männer sollten eifersüchtiger als Frauen auf sexuelle Seitensprünge reagieren, während Frauen eifersüchtiger als Männer reagieren sollten, wenn der Partner eine enge emotionale, nicht sexuelle Beziehung zu anderen Frauen eingeht. Ebenso sollte Polygynie (ein Mann hat mehrere Ehefrauen) verbreiteter sein als Polyandrie (eine Frau hat mehrere Ehemänner). Männer sollten sich auch weniger um die Kinder kümmern (Buss & Schmidt, 1993). Diese fünf Vorhersagen sind empirisch weitgehend bestätigt (Asendorpf, 1996). Was die Partnerwahl betrifft, legen Frauen eher Wert auf den sozialen Status ($d = .75$), Ambitioniertheit (das heisst Streben nach Leistung oder Kultur) ($d = .55$), einen guten Charakter ($d = .29$), Intelligenz ($d = .25$) und Humor ($d = .22$) ihres Partners. Männer dagegen legen mehr Wert auf das äussere Erscheinungsbild der Frauen (Feingold, 1992). Asendorpf (1996) relativiert allerdings diese Ergebnisse, weil von den Einstellungen für einzelne, isolierte Partnermerkmale keine Schlüsse auf das Verhalten gezogen werden können, da dieses immer eine Funktion aller Merkmale ist: "Jemand kann ja bildschön und stohdumm, hochintelligent und extrem hässlich sein. Das schmälert notwendigerweise den Einfluss einzelner eigener Merkmale auf das Verhalten des Partners" (Asendorpf, 1996, S. 299). Nach Dion und Dion (1988) bevorzugen Frauen wirtschaftlich gut situierte Partner, während Männer in Bezug auf die Partnerwahl eher emotionale Faktoren berücksichtigen. Die soziobiologische Theorie postuliert, dass die Beziehungsstabilität von Ehepartnern von der Vorhersagbarkeit des Einkommensstromes abhängt (Weinrich, 1977).

Den Ergebnissen der Studien ist gemeinsam, dass Frauen darauf achten, statushohe, ambitionierte Männer als Partner auszusuchen, die eine finanzielle Absicherung garantieren. Merkmale wie guter Charakter, Intel-

ligenz und Humor scheinen weit weniger wichtig zu sein. Es lässt sich die Hypothese aufstellen, dass hier Überlegungen der Frauen in Bezug auf die existentielle Absicherung für die Nachkommen im Spiel sind. Es lässt sich aber ebenso die psychologische Hypothese aufstellen, dass sich Frauen durch die Wahl eines statushohen Mannes in den Augen der Gesellschaft aufwerten und an dessen Erfolg gefahrlos teilhaben können, da sie nicht riskieren, selber als ambitionierte Frau der ambivalenten Haltung (zwischen Bewunderung und Neid) von anderen Frauen und Männern ausgesetzt zu sein, da sie somit die typische Frauenrolle verletzen würden. Bezüglich der Sexualität bestätigt sich, dass "Frauen das treuere, mehr auf emotionale Bindung eingestellte Geschlecht sind" (Asendorpf, 1996), und dass Männer im interkulturellen Vergleich eine geringere emotionale Bindung an die Geschlechtspartnerin zeigen als Frauen ihrem Geschlechtspartner gegenüber (Daly & Wilson, 1979). Eine Metaanalyse von Oliver und Hyde (1993) von Studien zwischen 1963 - 1990 im angloamerikanischen Raum zeigt, dass Frauen stärker als Männer emotionale Bindung in der Sexualität suchen. Asendorpf (1996) weist darauf hin, dass die Ergebnisse vorsichtig zu interpretieren seien, da viele dieser Studien auf kleinen Stichproben beruhten und Oliver und Hyde (1993) selber vermuten, dass die soziale Erwünschtheit für die Ergebnisse verantwortlich zeichnen könnte. Soziale Erwünschtheit könnte in dem Fall heissen, dass Frauen sich hüten, das Bild einer Frau zu zeichnen, die Sexualität ohne emotionale Bindung genießt. Nach Honegger und Heintz (1981, S. 31) hat sich die "theoretische Weiblichkeit" im Laufe der Jahrhunderte immer wieder gewandelt. Zu Beginn des 19. Jh. breitete sich eine neue Deutung des Weiblichen aus. Im Zuge der Anforderungen der Industrialisierung wurde "die Frau, einst begehrt und lebendig, (...) versittlicht und entsinnlicht, zur guten Mutter verformt". Es bleibt Spekulation, ob für Frauen die emotionale Komponente in der Sexualität die Funktion hat, den Männern durch die emotionale Bindung Sicherheit zu vermitteln, dass ein Nachkomme nur von ihnen abstammt, oder ob aus psychologischer und soziologischer Perspektive andere Funktionen dieser unterschiedlichen Auffassung von Sexualität zugrunde liegen.

Die Frage, weshalb gerade der soziale Status und die Ambitioniertheit in der Partnerwahl für Frauen nach wie vor so wichtig scheinen, und Männer sich emotional weniger als Frauen in einer Partnerschaft engagieren,

ist für diese Arbeit von Interesse, da es um das Ausmass des Engagements von Frauen und Männern in der gemeinsamen Stressbewältigung geht. Die soziobiologischen Theorien legen nahe, dass Männer aus Überlegungen der optimalen Fortpflanzungsstrategie weniger bereit sind als Frauen, sich in einer Partnerschaft zu engagieren. Ich frage mich, inwieweit soziobiologische Argumente für den Umstand geeignet sind, den Traditionalisierungsschub (Sieverding, 1992) nach dem ersten Kind zu begründen, bei dem Frauen die traditionelle Rolle der Mutter und Hausfrau übernehmen, während sich Männer proportional zu mehr Kindern weniger in der Partnerschaft engagieren. Es stellt sich auch die Frage, inwieweit das häufige Interaktionsmuster, dass Frauen mehr Nähe zum Partner wünschen, und diese sich eher zurückziehen (Christensen & Heavey, 1990), ebenfalls auf ein soziobiologisch begründbares, unterschiedlich motiviertes Engagement für die Beziehung zurückzuführen ist. Die gefundenen Zusammenhänge lassen viele Interpretationen zu. Es bleibt spekulativ, ob die Zusammenhänge tatsächlich auf soziobiologische Ursachen zurückführbar sind. Die Plausibilität der soziobiologischen Postulate scheint verlockend, und dennoch legitimieren sie den Status Quo in heutigen Partnerschaften auf eine Weise, dass sie Männern ihre Freiheiten garantiert und Frauen in die alleinige Verantwortung für die Kinderaufzucht zwingt. Bei den soziobiologischen Begründungen der genannten Zusammenhänge spielen meiner Meinung nach Verhaltensnormen für Frauen und Männer mit hinein, die wenig mit biologischen Beweggründen zu tun haben, sondern eher eine Reproduktion des hierarchischen Geschlechterverhältnisses mit den einhergehenden unterschiedlichen Rechten und Pflichten von Frauen und Männern legitimieren. In den gefundenen Ergebnissen zur Partnerwahl und zum emotionalen Engagement in der Partnerschaft zeigen sich nur allzu deutlich die Geschlechtsrollenstereotype für Frauen und Männer, wie sie sich im sozialen Geschlecht widerspiegeln.

Soziales Geschlecht

Im vorliegenden Buch spreche ich immer dann von sozialem Geschlecht, wenn es sich um Geschlechtsrollenerwartungen und –stereotype an/von Frauen und Männern handelt. Nach Sieverding (1997) bestehen normative gesellschaftliche Erwartungen an die Geschlechter, sogenannte *Geschlechtsrollenerwartungen*, die am biologischen Geschlecht anknüpfen. Die Erwartungen definieren einerseits "die Arbeitsteilung und die hierarchische Beziehungsstruktur zwischen den Geschlechtern (soziale Geschlechtsrolle) sowie als wünschenswert angesehene Eigenschaften, Interessen, Fähigkeiten und Verhaltensweisen (psychologische Geschlechtsrolle)" (Sieverding, 1997, S. 274). Die Geschlechtsrollenerwartungen werden von einzelnen Personen unterschiedlich stark in ihr Selbstkonzept übernommen (Alfermann, 1996; Sieverding & Alfermann, 1992; Sieverding, 1997). Geschlechtsrollen enthalten *Geschlechtsrollennormen* (präskriptive Erwartungen), *Geschlechtsrollen-Stereotype* (pädiktive Erwartungen) sowie das *Verhalten* (tatsächliche Geschlechtsunterschiede) (Staines & Libby, 1986). Als Geschlechtsrollennormen werden kulturell vorgeschriebene Verhaltensregeln bezeichnet, die sich auf das biologische Geschlecht "Frau" und "Mann" beziehen. Diese bestimmen das Verhalten mehr universell denn situational variabel (Staines & Libby, 1986). *Geschlechtsrollen-Stereotype* im Besonderen gehen davon aus, dass die biologische Determinante „Geschlecht“ gleichzeitig von sozialer Bedeutung ist, was eine bipolare Unterteilung aller, in weibliche und männliche Personen ergibt. Während der englische Sprachgebrauch eine Unterscheidung zwischen biologischem Geschlecht (sex) und sozialem Geschlecht (gender) macht, existiert diese Unterscheidung im Deutschen nicht (Meier-Seethaler, 1988, S. 416).

Nach Brück (1992) sagen Geschlechtsrollen-Stereotype zu Beginn nichts über tatsächliche Geschlechtsunterschiede aus, sondern sind *normative* "Weiblichkeits"- und "Männlichkeits"-Erwartungen an das betreffende Geschlecht. In Bezug auf die Partnerschaftsverantwortlichkeit sensibilisieren auch heutige führende amerikanische Frauenzeitschriften Frauen für die emotionalen Belange in der Partnerschaft (Gordon & Cancian, 1988). Gemäss Hagemann-White (1984; zit. nach Brück, 1992, S. 63) sind die Geschlechtsrollen-Stereotype "Bestandteile des soziosymbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit, in dem sich alle Vorstellun-

gen, Deutungsmuster, sexuellen und gefühlsmässigen Ausdrucksformen wiederfinden, die als typisch für das jeweilige Geschlecht gelten”.

2.1 Das Androgynie-Konzept von Bem

Das *soziale Geschlecht*, respektive die *psychologische Geschlechtsrolle*, beinhaltet Eigenschaften, Interessen, Fähigkeiten und Verhaltensweisen für Frauen und Männer, die für Frauen und Männer als wünschenswert angesehen werden (Sieverding, 1997). Geschlechterdifferenzierende Persönlichkeitsmerkmale korrelieren in hohem Masse mit den Geschlechtsrollen-Stereotypen, welche die Frau als sozial, passiv, sensitiv, abhängig, den Mann dagegen als leistungsorientiert, kompetent, sachlich, stark und unabhängig definieren (Keller, 1979).

Bem (1974) kritisierte, dass Frauen in ihrer psychologischen Geschlechtsrolle ausschliesslich auf expressive (sogenannt feminine) Persönlichkeitseigenschaften, und Männer auf instrumentelle (sogenannt maskuline) Persönlichkeitseigenschaften reduziert würden. Sie bestritt die bis in die 70er Jahre gängige Sichtweise, dass das biologische Geschlecht automatisch auch das psychologische Geschlecht bestimme. "Both historically and cross-culturally, masculinity and femininity seem to have represented two complementary domains of *positive* traits and behaviors. In general, masculinity has been associated with an instrumental orientation, a cognitive focus on "getting the job done" and femininity has been associated with an expressive orientation, an affective concern for the welfare of others" (Bem, 1974, S. 155). Parsons und Bales (1955) hatten in ihrer struktural-funktionalistischen Theorie die Funktionalität von Rollen von Individuen für das System Familie und das Gesellschaftssystem, diesbezügliche Privilegien und Pflichten, sowie darin insbesondere die Funktionalität der expressiven Rolle für die Frau (sozio-emotional unterstützende Rolle) und der instrumentellen Rolle (aufgabenbezogene Rolle) für den Mann legitimiert. "It seems quite safe in general to say that the adult feminine role has not ceased to be anchored primarily in the internal affairs of the family, as wife, mother and manager of the household, while the role of the adult male is primarily anchored in the occupational world, in his job and through it by his status-

giving and income-earning functions for the family" (Parsons & Bales, 1955, S. 14). Es ist nach Bierhoff-Alfermann (1989) unübersehbar, dass diese Konzeption im damaligen konservativen Zeitgeist gründet und somit von einer biologisch geprägten, bipolaren psychologischen Geschlechtsrollenvorstellung ausging. Feminität und Maskulinität umfassen in der deutschen Übersetzung von Schneider-Düker und Kohler (1988) die folgenden Selbstbeschreibungen:

Tabelle 1.
Persönlichkeitseigenschaften gemäss sozialer Stereotypie

Maskulinität	Feminität
<p><i>Die Person ist:</i></p> <p>ehrgeizig, respekteinflössend, entschlossen, sachlich, nicht leicht beeinflussbar, unerschrocken, intelligent, hartnäckig, kraftvoll, furchtlos, scharfsinnig, wetteifernd, sicher, konsequent, tritt bestimmt auf, hat Führungseigenschaften, kann andere kritisieren, ohne sich dabei unbehaglich zu fühlen, verteidigt die eigene Meinung, ist bereit, etwas zu riskieren, zeigt geschäftsmässiges Verhalten</p>	<p><i>Die Person ist:</i></p> <p>romantisch, abhängig, weichherzig, glücklich, feinfühlig, sinnlich, fröhlich, nachgiebig, bescheiden, empfänglich für Schmeicheleien, empfindsam, selbstaufopfernd, verspielt, verführerisch, leidenschaftlich, herzlich, achtet auf die eigene äussere Erscheinung, bemüht sich, verletzte Gefühle zu besänftigen, liebt Sicherheit, benutzt keine barschen Worte</p>

Bem (1974) ging in ihrem Modell davon aus, dass Maskulinität und Feminität nicht wie bis anhin als sich ausschliessende, auf einem Kontinuum liegende (bipolare) Extrempunkte (Feminität versus Maskulinität) zu betrachten sind, sondern dass Frauen wie Männer sowohl feminine (expressive) wie auch maskuline (instrumentelle) Persönlichkeitseigenschaften auf unabhängigen Dimensionen aufweisen können. Damit konzipierte sie die beiden Skalen Feminität und Maskulinität als voneinander unabhängige Skalen (s. Abbildung 1).

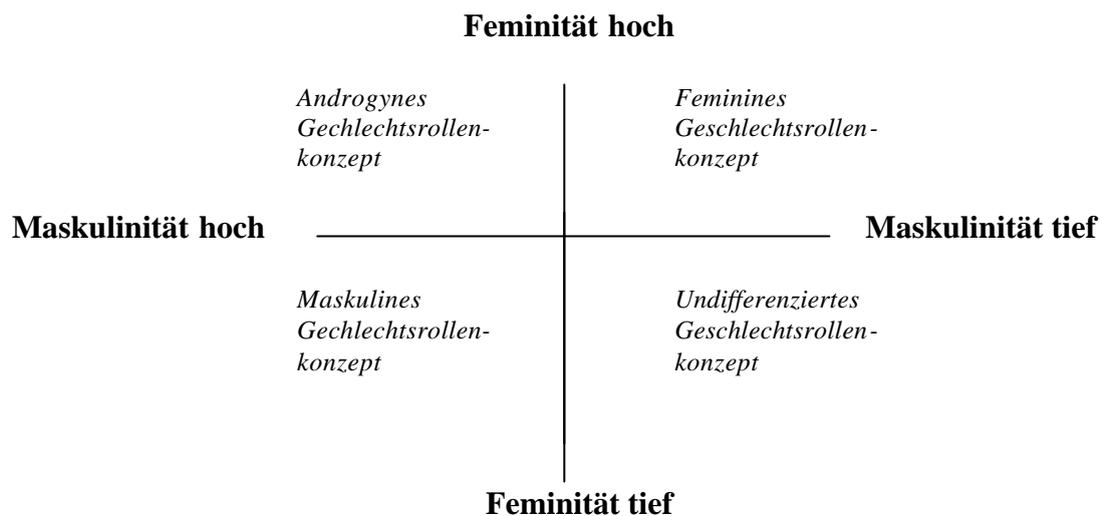


Abbildung 1: Androgynie-Konzept von Bem (1974)

Ihrer Meinung nach ermöglichen flexiblere Geschlechtsrollen-Selbstkonzepte menschlichere Standards psychischer Gesundheit für Frauen und Männer, da die Personen in ihrem Verhaltensspielraum weniger limitiert werden. "Thus, whereas a narrowly masculine self-concept might inhibit behaviors that are stereotyped as feminine, and a narrowly feminine self-concept might inhibit behaviors that are stereotyped as masculine, a mixed, or androgynous, self-concept might allow an individual to freely engage in both "masculine" and "feminine" behaviors" (Bem, 1974, S. 155). Personen könnten unabhängig von ihrem Geschlecht androgyn sein, d.h., sowohl feminine als auch maskuline Eigenschaften aufweisen - "depending on the situational appropriateness of these various behaviors" (Bem, 1974, S. 155).

2.2 Kritik am Androgynie-Konzept von Bem und Weiterentwicklungen

Die fundamentalste Kritik am Androgynie-Konzept von Bem (1974) bezieht sich auf die Validität des Instruments. Nach Spence (1984) misst das *Bem Sex Role Inventory* von Bem (1974) mit Maskulinität eigentlich *Selbstsicherheit* (self-assertiveness) und mit Feminität im Grunde eine *emotionale interpersonelle Orientierung* (emotional interpersonal orien-

tation). Auch für Pedhazur und Tetenbaum (1979) und Spence, Helmreich und Sawin (1980) misst das Androgynie-Konzept von Bem (1974) nicht so sehr Geschlechtsrollenorientierung und -stereotype, sondern *Instrumentalität* (Maskulinität) versus *Expressivität* (Feminität). Nach Sieverding und Alfermann (1992) misst das *Bem Sex Role Inventory* von Bem (1974, S. 9) "a) das Selbstbild/das Selbstkonzept einer Person b) bezüglich der Ausstattung mit instrumentellen und expressiven Persönlichkeitseigenschaften (traits), die c) entsprechend den traditionellen Geschlechtsstereotypen entweder als typischer für einen Mann oder für eine Frau gelten". Dabei können die Scores auf den Hauptskalen (M- und F-Skala) unabhängig voneinander als das instrumentelle bzw. expressive Selbstkonzept oder die Instrumentalität bzw. Expressivität einer Person interpretiert werden. Weitere Kritik am Androgynie-Konzept von Bem (1974) bezieht sich auf die kritische Infragestellung der Androgynität als neues Ideal-Entwicklungsziel und als neuer Soll-Zustand von Frauen und Männern (Schneider-Düker & Kohler, 1988). Stake (2000) kritisiert an den trait-bezogenen Operationalisierungen von Androgynität, dass gerade das Postulat der situationspezifischen Angepasstheit des Androgynie-Konzepts von Bem (1974) als Schlüsselkriterium für höhere psychische Gesundheit und auch das Gewicht situationspezifischer sozialer Erwartungen und Zwänge für Verhalten nicht berücksichtigt werden. Sie operationalisierte Androgynität deshalb situationsbezogen. Androgynie Personen liessen sich dadurch bestimmen, dass sie in Situationen, die sowohl "Kompetenz und Unabhängigkeit" (instrumentelle Fähigkeiten) als auch "Einfühlungsvermögen und Sorge um andere" (expressive Fähigkeiten) erforderten, angaben, beide Anforderungen erfüllen zu können, während die anderen Gruppen innerhalb der Geschlechtsrollenkonzepte entweder nur die einen oder anderen Erwartungen erfüllen konnten.

Die empirischen Befunde bezeugen keine eindeutige Überlegenheit von Androgynität in Bezug auf das psychische Befinden. Personen, die sich als hoch maskulin und androgyn einschätzen, haben aber beide ein höheres Selbstwertgefühl als feminine und undifferenzierte Personen (Bem, 1977; Spence, Helmreich & Sawin, 1980). Vor allem Maskulinität, und nicht Androgynität, hängt positiv mit subjektivem psychischen Wohlbefinden zusammen (Lubinski, Tellegen & Butcher, 1983; Taylor & Hall,

1982). Nach Stake (2000) schätzen androgyne Personen ihre persönlichen Ressourcen (Selbstwert) als höher ein als Personen mit unbestimmtem Geschlechtsrollenkonzept. Daneben stufen androgyne Personen auch die Verfügbarkeit sozialer Unterstützung (soziale Ressourcen) als höher ein als instrumentelle Personen und Personen mit unbestimmtem Geschlechtsrollenkonzept.

3 Modernes Verständnis von Stress

In den letzten fünfzig Jahren wandelten sich die Definitionen von Stress grundlegend. Gemäss Cannon (1929, 1932) bezog sich die Bezeichnung *Stress* zuerst auf physiologische und emotionale Umgebungs-Stimuli, welche ein Tier veranlassen, durch bestimmtes Verhalten seine Homöostase, das heisst seine interne physiologische Balance, wiederzuerlangen. Der *reizorientierte* Ansatz, welcher Stress als Umweltreiz definiert, wird heute durch die kritische Lebensereignisforschung vertreten (Dohrenwend & Dohrenwend, 1974; Philipp, 1990; Sarason, Sarason, Potter & Antoni 1985).

Entgegen dieser reizbezogenen Definition konzeptualisierte Selye (1950) seinen *reaktionsorientierten* Ansatz, in dem er Stress als eine körperliche *Reaktion* auf Stressoren aus der Umwelt sah. Er differenzierte zwischen Stressoren als Stimuli und Stress als darauffolgender physiologischer Reaktion. Zeitlebens hielt er daran fest, dass Stress als eine nichtspezifische Reaktion auf eine Anzahl äusserer Stressoren auftritt. Das unter dem Namen *allgemeines Adaptionssyndrom* (general adaptation syndrome, GAS) bekanntgewordene Syndrom beschreibt drei Stadien einer Stressreaktion: Die *Alarmphase* besteht aus einer Aktivierung des Sympathikus (Ausschüttung von Adrenalin, höhere Herzfrequenz, Blutdruck und Atemgeschwindigkeit etc.), welcher den Körper in einen "fight oder flight"-Zustand bringt. Dauert der Stressor an, wechselt der Organismus in die *Phase des Widerstands*. Der kontinuierliche Stress bewirkt andauernde neurologische und hormonelle Wechsel, obwohl sich die Person äusserlich an den Stressor gewöhnt hat. Übersteigt die Dauer der äusserlichen Stressoren die Resistenz des Organismus, kommt es zur *Phase der Erschöpfung*. Der Parasympathikus überkompensiert nun die allzu lange

andauernde, überspannte Aktivität des Sympathikus, was häufig zu Depressionen, teilweise bis hin zum Tod führen kann. Mason (1975) anerkannte zwar *Stress* als *eine nicht-spezifische Adaptionsreaktion* auf unterschiedliche äusserliche Stimuli, vertrat aber im Gegensatz zu Selye (1950) die Position, dass vor allem *emotionale Stressoren* die körperlichen Adaptionsreaktionen auslösen, und ebenso emotionale Reaktionen die Illusion einer allgemeinen Reaktion auf Stress vermitteln würden. In der Konzeption von Mason (1975) wirken somit *Gefühle* zwischen Stressoren und der unspezifischen physiologischen Stressreaktion als *Mediatoren*.

Das transaktionale Stresskonzept von Lazarus

Die hauptsächlich an Tieren durchgeführten Arbeiten vernachlässigten vor allem die Bedeutung psychologischer Faktoren im Stressgeschehen, welche seit den ersten Arbeiten von Lazarus (1966) und in den aktuellen kognitiven Stresstheorien im Zentrum stehen. Lazarus und Folkman (1984, S.19) definieren psychologischen Stress als eine "*Transaktion*" zwischen *Umwelt* und *Person*, als "a particular relationship between the person and the environment that is appraised by the person as taxing or exceeding his or her resources and endangering his or her well-being". Damit rückt die kognitive Bewertung (cognitive appraisal) und die Stressbewältigung (coping) ins Zentrum einer genauen Betrachtung des Phänomens Stress. Lazarus und Folkman (1984) unterscheiden zwischen den drei kognitiven Bewertungsprozessen *primary appraisal*, *secondary appraisal* und *reappraisal*, welche dafür verantwortlich sind, dass Personen bei an sich gleichartigen Umweltbedingungen unterschiedliche Art, Intensität und Dauer von Stress erleben. Der Stressprozess wird somit durch ein spezifisches Muster kognitiver Bewertungsvorgänge erzeugt und gesteuert (Krohne, 1990). Die einzelnen Bewertungsschritte haben unterschiedliche Funktionen und basieren auf verschiedenartigen Informationsquellen. Die ersten Einschätzungen (*primary appraisal*) beziehen sich auf jede Auseinandersetzung mit der Umwelt im Hinblick auf das Wohlbefinden (well-being) einer Person. So werden Ereignisse als günstig/positiv, stressend oder irrelevant für das eigene Wohlergehen eingeschätzt. Sobald ein Ereignis als stressend taxiert wird, wird die Umwelt-Person-Beziehung weiter differenziert als stressend im Sinne

von *Schädigung/Verlust* ("harm/loss"; eine bereits eingetretene Beeinträchtigung), *Bedrohung* ("threat", eine antizipierte Beeinträchtigung) und *Herausforderung* ("challenge", eine stressbezogene Auseinandersetzung mit der Möglichkeit eines Gewinns für die betreffende Person) (Krohne, 1990). Die primäre Einschätzung basiert somit auf Informationen der Umwelt (Alltagsanforderungen (einschliesslich der selbstgesetzten), Schicksalschläge), das heisst, dass den Einschätzungen überwiegend objektive Bedingungen zugrunde liegen (ausser bei den selbst gesetzten Standards), aber es bleibt entscheidend, wie das Subjekt die Dinge sieht (Schwarzer, 1992).

In der sekundären Bewertung (*secondary appraisal*) schätzt eine Person ihre Ressourcen in Bezug auf die Möglichkeiten im Umgang mit dem Stressor ein (Lazarus & Launier, 1978). Die sekundäre Einschätzung stützt sich nach Schwarzer (1992, S. 130) vor allem auf die Merkmale der Person, "auf ihre Kompetenzen, Wertvorstellungen, Ziele, Überzeugungen, auch auf Umweltmerkmale wie z.B. die Verfügbarkeit eines hilfreichen sozialen Netzes oder anderer Ressourcen wie Geld oder Gesundheit. Als wichtige Ressourcen im Prozess der Sekundäreinschätzung gelten auch die Selbstwirksamkeitserwartung einer Person (Bandura, 1977). Hobfoll (1989) schätzt Defizite an objektiven und subjektiven Ressourcen, um eine stressreiche Situation zu bewältigen, als zentrale Anteile für das Erleben von Stress ein. Fehlende Ressourcen führen zu einer höheren Vulnerabilität, und Personen mit Ressourcen-Defiziten erleben mehr Stress und können anstehende Probleme weniger konstruktiv und hartnäckig lösen (Schwarzer, 1992). Die Einschätzung der Ressourcen bestimmt also mit, ob sich eine Person in einer Stress-Situation eher bedroht oder herausgefordert fühlt (Krohne, 1990). Neubewertungen (*re-appraisal*) werden im Verlauf der Auseinandersetzung mit der Umwelt, aufgrund von veränderten situativen Bedingungen oder innerpsychischen Auseinandersetzungen mit der Situation vorgenommen (Folkman, 1984).

Die Ressourcentheorie von Hobfoll

Nach Hobfoll (1989) ist das Modell von Lazarus (1966) und in seiner Weiterentwicklung von Lazarus und Folkman (1984) tautologisch, da es zu wenig zwischen Anforderungen und Bewältigungskapazität trennt. Auch Dohrenwend et al. (1984) kritisierten die Zirkularität des Modells

mit seiner Überbetonung der Wahrnehmung und der fehlenden Gewichtung der Umweltzusammenhänge und -einflüsse. Lazarus und Folkman (1984, S. 19) wehrten die Kritik mit dem Argument ab, dass es unmöglich sei, "to pretend that there is an objective way to define stress at the level of environmental conditions without reference to the character of the person". Hobfoll (1989, S. 513) thematisiert in seinem alternativen Stressmodell, das er "*model of conservation of resources*" nennt, stärker als das transaktionale Modell die subjektiven und auch objektiven Ressourcen einer Person. Die Grundannahme des Modells liegt darin, dass Menschen versuchen, ihre Ressourcen zu bewahren, zu beschützen und aufzubauen. Bedrohlich ist der mögliche oder aktuelle Verlust dieser hochgeschätzten Ressourcen. "People strive to retain, protect, and build resources and what is threatening to them is the potential or actual loss of these valued resources" (Hobfoll, 1989, S. 516). Seine Stressdefinition leitet er folglich von dieser Grundannahme ab: Psychologischen Stress definiert er als Reaktion auf die Umgebung, "in which there is (a) the threat of a net loss of resources, (b) the net loss of resources, or (c) a lack of resource gain following the investment of resources. Both perceived and actual loss or lack of gain are envisaged as sufficient for producing stress". Damit weicht die Zielsetzung von Stressbewältigung im Modell von Hobfoll (1989) von demjenigen von Lazarus und Folkman (1984) folgendermassen ab: Während das transaktionale Modell das Ziel von Coping in der Stresslimitierung sieht, postuliert die Ressourcentheorie von Hobfoll (1989) die Minimalisierung des Ressourcenverlusts als Ziel der Stressbewältigung.

Ressourcen definiert er als diejenigen Objekte/Ziele, persönlichen Eigenschaften, Bedingungen oder Energien, die von einer Person geschätzt werden, oder die selber als Mittel zur Erreichung der genannten Ziele und Eigenschaften dienen. Er unterteilt zwischen 1) *object resources* (gegenständliche Ressourcen), 2) *conditions* (z.B. verheirateter Status, hoher Berufsranng etc.) 3) *personal traits* (persönliche Eigenschaften und Fertigkeiten) und 4) *energies* (Zeit, Geld, Wissen).

In Bezug auf die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Ressourcen und Stress konnte Dohrenwend (1978) zeigen, dass der sozioökonomische Status ein wichtiger Faktor in der Stressresistenz darstellt. Obwohl Henderson, Byrne und Duncan-Jones (1981) fanden, dass ein

verheirateter Beziehungsstatus als Resistenz-Ressource gilt, wurde dieser Befund von Rook (1984) und Thoits (1987) dahingehend relativiert, dass z.B. eine unzufriedene Ehe oder ein unbefriedigender Freundeskreis ("poor social relationship", Hobfoll, 1989, S. 517) wohl kaum einen salutogenen Effekt bewirken können. Deshalb müssen die Lebensbedingungen näher bestimmt werden. Wellman (1981) beispielsweise konnte zeigen, dass bei einer Stellensuche ein grosses soziales Netz für Informationen (als Energieressource) wertvoll sein kann. Innerhalb der persönlichen Eigenschaften hat sich beispielsweise eine maskuline resp. Androgyne Geschlechtsrollenorientierung innerhalb der individuellen Stressbewältigung als psychologische Ressource erwiesen (z.B. Pearlin & Schooler, 1978).

3.1 Typologien von Stress

Typologien von Stress berücksichtigen vor allem *kritische Lebensereignisse* (vgl. Dohrenwend & Dohrenwend, 1974; Holmes & Rahe, 1967; Sarason et al., 1985; Filipp, 1990), *Entwicklungsaufgaben* (vgl. Rapoport, 1963; Havighurst, 1972; Erikson, 1966), die häufig auch als normative kritische Lebensereignisse bezeichnet werden, und *tägliche Widrigkeiten* (vgl. Kanner, Coyne, Schaefer & Lazarus, 1981).

Die Konzeption von Stress als kritischem Lebensereignis geht vor allem auf die Arbeiten von Holmes und Rahe (1967) und Dohrenwend und Dohrenwend (1974) zurück, welche den Einfluss von Makrostressoren ("stressful life events") hinsichtlich der Ätiologie von psychischen und physischen Störungen untersuchten und postulierten, dass die Anfälligkeit für Erkrankungen in Abhängigkeit der erlebten Belastungen durch kritische Lebensereignisse steige.

Im Ansatz der Entwicklungsaufgaben wird speziell der normative Charakter von Makrostressoren hervorgehoben. Es wird davon ausgegangen, dass es Stressoren gibt, die alle Menschen im Verlauf der Ontogenese betreffen und die durch biologische, soziale, kulturelle und persönliche Prämissen determiniert werden. So kann die Pubertät als biologische Entwicklungsaufgabe verstanden werden, die Partnersuche als soziale und die Pensionierung als kulturell definierte Entwicklungsaufgabe. Ent-

scheidend am Konzept der Entwicklungsaufgaben ist die Vorstellung, dass die Entwicklungsphasen nur dann erfolgreich durchlaufen werden, und auf eine nächst höhere Entwicklungsstufe vorangeschritten werden kann, wenn vorgängige Entwicklungsaufgaben adäquat gelöst wurden.

Im Gegensatz zu diesen makroanalytisch orientierten Ansätzen betont die transaktionale Stresstheorie von Lazarus und MitarbeiterInnen die herausragende Bedeutung von täglichen Mikrostressoren für das Wohlbefinden einer Person. Lazarus und Folkman (1984, S. 376) definieren tägliche Widrigkeiten (daily hassles) als "experiences and conditions of daily living that have been appraised as salient and harmful or threatening to the endorser's well-being". Es sind alltägliche Ereignisse und Bedingungen, welche von einer Person als wichtig und *schädigend* für das eigene Wohlbefinden eingeschätzt werden. Gemäss Kanner et al. (1981) sind tägliche Widrigkeiten geeignetere Prädiktoren für die psychische Gesundheit als kritische Lebensereignisse. Die Tatsache, dass sie kaum mit kritischen Lebensereignissen korrelieren, weist nach Lazarus (1983) darauf hin, dass viele tägliche Widrigkeiten unabhängig von kritischen Lebensereignissen stattfinden.

3.2 Stress bei Paaren

In Bezug auf kritische Lebensereignisse wurde das Belastungsausmass für Paare beim *Übergang zur Erstelternschaft* (z.B. El-Giamal, 1999; Belsky, 1985), beim *Übergang in den Ruhestand* (z.B. Buchmüller et al., 1996) sowie durch *chronische oder schwerwiegende Krankheiten* (Herzinfarkt, Alzheimer etc.) (z.B. Coyne & Smith, 1991) erfasst. Es zeigt sich, dass die häufigsten Stresserfahrungen für Paare glücklicherweise nicht kritische Lebensereignisse, sondern Alltagsstressoren darstellen (Bodenmann, 2000a). Am meisten Stress erleben Paare im *Beruf*, durch *tägliche Widrigkeiten*, durch *finanzielle Belastungen*, in der *Partnerschaft*, in der *Kindererziehung*, bezüglich ihres *psychischen Befindens*, in der *Freizeit* und in *sozialen Beziehungen*.

Partnerschaftsinterner Stress wird vor allem ausgelöst durch unterschiedliche Bedürfnisse bezüglich der *Gemeinsamkeiten*, gefolgt von unterschiedlichen Ansichten bezüglich der *Rollenteilung*, *divergierenden*

Zielen, sexuellen Problemen, unterschiedlichen Werten und Weltanschauungen, sowie Streitigkeiten und Konflikten mit dem Partner (Bodenmann, 2000a). Der Partnerschaftsqualität am meisten abträglich sind *tägliche Widrigkeiten* und *Freizeitstress*. Das Stressausmass in den beiden Bereichen korreliert am negativsten mit der Partnerschaftsqualität, sowohl im Querschnitt als auch in zwei Längsschnittstudien von vier und fünf Jahren (Bodenmann & Cina, 1999, 2000).

3.3 Geschlechtsunterschiede: biologisches Geschlecht und Stress

Mehrheitlich liefert der vorliegende Forschungskorpus Hinweise auf Differenzen zwischen Frauen und Männern bei Makrostressoren (kritische Lebensereignisse). Es gibt jedoch auch hier nur Indizien dafür, dass Frauen und Männer zwar nicht unterschiedlich häufig kritische Lebensereignisse erfahren (ausser bei Sowa & Lustman, 1984, in deren Studie Männer mehr kritische Lebensereignisse als die Frauen angaben), die Auswirkungen von kritischen Lebensereignissen bei Frauen jedoch gravierender sind (vgl. Kessler & McLeod, 1984; Sowa & Lustman, 1984, Uhlenhuth & Paykel, 1973). Während Männer persönliche kritische Lebensereignisse (wie Einkommensreduktion, finanzielle Ereignisse, Ereignisse am Arbeitsplatz) als am gravierendsten erleben, sind es bei den Frauen kritische Lebensereignisse, die Familienmitgliedern oder nahestehenden Personen widerfahren (Conger, Lorenz, Elder, Simons & Ge, 1993; Kessler & McLeod, 1984). Für diese Befundlage werden als mögliche Erklärungen unterschiedliche Rollenerwartungen an Frauen und Männer (Expressivität versus Instrumentalität) (Gilligan, 1982) als auch eine durch die Geschlechtsrollenstereotype bedingte Vermischung zwischen Einschätzung und realem Erleben herangezogen (Robinson & Johnson, 1997).

Meiner Meinung nach sind die Auswirkungen von kritischen Lebensereignissen auf Frauen gravierender, weil sie bereits im Alltag einem erhöhten Stressniveau ausgesetzt sind (Widmer & Bodenmann, 2000), und sie sich dadurch häufiger als Männer an der Belastungsgrenze befinden. Dazu kommt, dass Frauen aufgrund der Rollenerwartungen mehr in die Beziehungen zur Familie, den Verwandten und zu Freunden investieren,

wodurch starke emotionale Beziehungen entstehen. Aus diesen Gründen wird nachvollziehbar, weshalb für Frauen kritische Lebensereignisse, die Familienmitgliedern oder nahestehenden Personen widerfahren, emotional belastender sind. Nach Pointner und Baumann (1990) geben Frauen allgemein mehr verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen an als Männer. Verwandtschaftliche Beziehungen werden in erster Linie zu der Herkunftsfamilie der Frau gepflegt, während die Herkunftsfamilie im sozialen Netzwerk des Mannes eine untergeordnete Rolle spielt.

In Bezug auf unterschiedliche Alltagsbelastungen von Frauen und Männern bestehen kaum Studien. Gemäss Gove (1978) ist die soziale Rolle der Frau per se stressreicher und weniger erfüllend als diejenige des Mannes. Etliche AutorInnen führen zudem an, dass der verheiratete Beziehungsstatus, die Anzahl und das Alter der Kinder sowie die berufliche Tätigkeit der Frauen mit chronischem Stress einhergehen (z.B. Radloff, 1975) bzw. dass Frauen insgesamt ungünstigeren Lebensbedingungen (geringeres Einkommen, weniger selbstwertförderliche Sozialisation) (z.B. Brown & Harris, 1978; Nolen-Hoeksema, 1987) ausgesetzt sind. Insgesamt fehlen weitgehend Studien, welche in nicht-klinischen Stichproben Geschlechtsunterschiede bezüglich Stress (und hier insbesondere Alltagsstress) dokumentieren (vgl. Bodenmann, 1996a; Vingerhoets & Van Heck, 1990). Nach Bodenmann (2000a) bestehen Geschlechtsunterschiede vor allem darin, dass Männer mehr Stress im Beruf, Frauen dagegen mehr Stress mit der Herkunftsfamilie, dem psychischen Befinden und tendenziell mehr Stress bezüglich der Partnerschaft angeben. Senti (1996) fand in einer Stichprobe von 49 Paaren nur im beruflichen Bereich höhere Belastungswerte für die Männer. Widmer und Bodenmann (2000) fanden in ihrer Studie mit 122 Paaren ebenfalls höhere Belastungswerte für Männer im beruflichen Bereich, dagegen signifikant höhere Belastungswerte für Frauen in den Bereichen allgemeines Stressniveau, partnerbezogener Stress, Haushalt, Kindererziehung und –betreuung, Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie, tägliche Widrigkeiten, Wohnsituation, eigene allgemeine Lebenssituation, allgemeine Lebenssituation des Partners sowie physisches Befinden. Nach Attie und Brooks-Gunn (1987) erleben Frauen auch mehr Stress als Männer, wenn sie unter Gewichtsproblemen leiden. Das höhere Stressniveau der Frauen im Vergleich zu den Männern in vielen Lebensbereichen bestätigt die

Aussage von Becker (1986, S. 168), wonach das Leben vieler Frauen "tatsächlich belastender und frustrierender ist als das der Männer". Sowohl Billings und Moos (1981) als auch Pearlin und Schooler (1978) geben an, dass Frauen stärker als Männer Umweltstressoren ausgesetzt seien, und weniger supportive soziale Ressourcen besässen. Ich nehme an, dass Frauen aufgrund der vielfältigen Rollenanforderungen (Partnerschaft, Mutterschaft, Berufstätigkeit, Verpflichtungen gegenüber den Herkunftsfamilien) höherem Alltagsstress ausgesetzt sind und entsprechend anfälliger für psychische und physische Störungen sind. Empirische Daten hierzu sind bisher jedoch spärlich. Gerade aus Ergebnissen der Depressionsforschung wurde die Hypothese aufgestellt, dass bei den Frauen möglicherweise eine längere Ruminationszeit nach belastenden Ereignissen das effektive Stressausmass verzerre. Almeida und Kessler (1998) aber zeigen in ihrer Studie zum Ausmass von Alltagsstress, dass der erhöhte psychische Stress, den Frauen angeben, nicht wie häufig angenommen, auf geschlechtsspezifische Wahrnehmung und längere Ruminationsphasen der Frauen, sondern auf eine *höhere Rate an tatsächlich eingetretenen Stressepisoden* zurückzuführen ist. Als Hauptstressbereiche erwiesen sich für die Frauen *Konflikte mit dem Partner* und den *Kindern* sowie *Anforderungen anderer*. Für die Männer sind ebenfalls *Konflikte mit der Partnerin* und den *Kindern*, *Anforderungen anderer* und *berufliche Überlastung* die Hauptstressbereiche (Almeida & Kessler, 1998).

Weitere Studien zeigen auf, dass Frauen mehr Stress als Männer erleben, wenn wichtige Bezugspersonen hohen Stress erleben (Wethington, McLeod & Kessler, 1987). So hängt beispielsweise das Ausmass an täglichen Widrigkeiten des Mannes mit einem schlechteren psychischen Befinden der Partnerin zusammen (Widmer & Bodenmann, 2000), während der berufliche Stress der Frau keinen Einfluss auf das Stresserleben des Mannes hat (Booth, 1977). Männer scheinen sich in ihrer Partnerschaft sehr viel stärker als ihre Partnerin vom Stress des andern abgrenzen zu können. Dass dies auf diese Weise möglich und scheinbar legitim ist, hängt meiner Meinung nach erneut mit den unterschiedlichen Verantwortlichkeiten für die Partnerschaft aufgrund der Geschlechterrollen zusammen. Frauen sind von ihrer Geschlechtsrolle her stärker für die Partnerschaft verantwortlich. Männer ziehen sich unter Stress ver-

mehrt zurück (Widmer & Bodenmann, 2000), was dazu führen kann, dass sich Frauen bei Stress ihres Partners noch stärker um dessen Befindlichkeitsverbesserung und die Partnerschaftszufriedenheit bemühen und sich selbst trotz ebenso grosser Belastung zurückstellen. Wenn wir in Betracht ziehen, dass Männer am meisten Stress im Beruf erleben, ihr positives supportives dyadisches Coping ihrer Partnerin gegenüber bei hoher beruflicher Belastung abnimmt, während ihr hostiles, ambivalentes und floskelhaftes dyadisches Coping zunimmt (Bodenmann, 2000a; s. ausführlicher in Kapitel 6), muss man annehmen, dass Frauen unter diesen Bedingungen weniger positive, dafür häufiger negative Unterstützung ihres Partners erhalten. Wie Bodenmann (2000a) zeigen konnte, hängt hostiles supportives dyadisches Coping negativ mit der psychischen Gesundheit zusammen. Vor dem Hintergrund der aufgelisteten Ergebnisse wird die Studie von Williams (1995) nachvollziehbar, die aufzeigt, dass Frauen mehr Stress als Männer erleben, wenn ihnen eine qualitativ gute emotionale Unterstützung in der Partnerschaft fehlt.

3.4 Geschlechtsunterschiede: soziales Geschlecht und Stress

Ergebnisse zu Zusammenhängen zwischen Stressausmass und dem sozialen Geschlecht basieren auf sehr unterschiedlichen Operationalisierungen des sozialen Geschlechts. Einerseits wurden Zusammenhänge zur psychologischen Geschlechtsrolle (BSRI von Bem, 1974), andererseits zu den normativen Geschlechtsrollenerwartungen für Frauen und Männern analysiert.

Mit der Operationalisierung des sozialen Geschlechts im Sinne von Bem (1974) fanden Nezu und Nezu (1987) einen Zusammenhang zwischen hohen Maskulinitätswerten (unabhängig vom Geschlecht) und einem tieferen Score bezüglich Stress, hingegen keine Beziehung sowohl zwischen biologischem Geschlecht und dem Stressausmass, als auch zwischen hohen Feminitätswerten (unabhängig vom Geschlecht) und dem Stressausmass. Allerdings wurde der Zusammenhang zwischen hohen Maskulinitätswerten und Stressausmass nicht mehr signifikant, wenn die Copingfertigkeiten einer Person herauspartialisiert wurden.

Thoits (1986) berichtet, dass Frauen und Männer ein ähnlich hohes Stressausmass angeben, wenn sie sich in gleichen sozialen Rollen befinden. Frauen und Männer unterscheiden sich auch bezüglich des Stressausmasses weniger voneinander, wenn spezifische Situationen (zu persönlich als auch sozial wichtigen Situationen) vorgegeben werden, als wenn sie global gefragt werden, wie die "*typische Frau*" respektive der "*typische Mann*" auf die gleiche Situation reagieren würden (Robinson & Johnson, 1997).

Gemäss Eisler und Skidmore (1987) bestehen in der gesamten Literatur zu Stress und Coping nur wenige Verbindungen zwischen stressvollen Aspekten der Geschlechtsrollenstereotype und den empirischen Paradigmen. Sie gehen davon aus, dass die in der Sozialisation vermittelten Geschlechtsrollen die kognitiven Einschätzungen und Copingreaktionen von Frauen und Männern beeinflussen und dadurch Geschlechtsunterschiede in der Vulnerabilität gegenüber gewissen Stressoren verursachen. In ihrem Fragebogen zu *spezifisch maskulinem Geschlechtsrollenstress* konnten sie fünf Situationscluster eruieren, die stärker bei Männern als Frauen Stress auslösen: 1) *Physische Versehrtheit* (physical inadequacy), 2) *Schwierigkeiten, Gefühle auszudrücken* (emotional inexpressiveness), 3) *Unterordnung unter Frauen* (subordination to women), 4) *Intellektuelle Unterlegenheit* (intellectual inferiority) und 5) *Leistungsversagen bezüglich Beruf, Geld und Sexualität* ("performance failure concerning occupational performance... and performance in the sexual arena") (Eisler & Skidmore, 1987, S. 131-133).

Snell, Belk und Hawkins (1986) erfassten ebenfalls die Zusammenhänge zwischen der maskulinen Geschlechtsrolle und erhöhtem Stress. Sie operationalisierten die maskuline Geschlechtsrolle durch folgende Verhaltensnormen: a) *restriktive Emotionalität in öffentlichen Lebensbereichen*, b) *erhöhte Besorgnis um beruflichen Erfolg mit gleichzeitig tiefem Engagement in privaten Beziehungen* sowie c) *Unterdrückung von Gefühlen der Zuneigung und Liebe anderen Personen gegenüber*. Die befragten Frauen und Männer, die im letzten Jahr kritische Lebensereignisse erlebt hatten, und gleichzeitig hohe Werte im Maskulinitätsfragebogen aufwiesen, berichteten über höheren Stress als Frauen und Männer, die auf besagtem Fragebogen tiefe Werte angaben. Restriktive Emotionalität im öffentlichen Bereich hing bei Männern mit erhöhtem finanziellen

Stress zusammen, bei Frauen mit erhöhtem Freizeitstress. Gefühlsunterdrückung hing bei Männern mit höherem Partnerschaftsstress, bei Frauen mit höherem Berufs-, Partnerschafts- und gesundheitlichem Stress zusammen. Besorgnis um beruflichen Erfolg war bei den Frauen mit einer Zunahme an Freizeit- und Partnerschaftsstress verbunden.

Gillespie und Eisler (1992) legten ein Pendant zum *spezifisch maskulinen Geschlechtsrollenstress* vor, die "*feminine gender stress scale*", die für Frauen signifikant höhere Stresswerte als für Männer in den Bereichen 1) *Angst vor gefühlslosen Beziehungen* (speziell auch in der Sexualität), 2) *Angst vor physischer Unattraktivität*, 3) *Angst, ein potentiell Opfer zu sein* (eines physischen Angriffs, obszöner Telefonanruf, alleine in einer fremden Stadt, etc.). 4) *Angst, sich selbstsicher zu behaupten*, und 5) *Angst vor stressenden Ereignissen für wichtige Bezugspersonen* (Partner, Kinder) und *ungenügender Fürsorge wichtigen Bezugspersonen gegenüber*.

Auch wenn laut Alfermann (1996), Sieverding und Alfermann (1992) und Sieverding (1997) die Geschlechtsrollenerwartungen von einzelnen Personen unterschiedlich stark in ihr Selbstkonzept übernommen werden, wirken die internalisierten geschlechtsspezifischen Verhaltensnormen für Frauen und Männer als Stressauslöser in vielen Lebensbereichen.

4 Individuelles Coping (individuelle Stressbewältigung)

Nach Lazarus und Folkman (1984) stehen die kognitive Bewertung (cognitive appraisal) und Formen der Stressbewältigung (coping) im Zentrum einer genauen Betrachtung des Phänomens Stress. Bei den Einschätzungen unterscheiden sie zwischen den drei kognitiven Bewertungsprozessen *primary appraisal*, *secondary appraisal* und *reappraisal*, welche dafür verantwortlich sind, dass Personen bei an sich gleichartigen Umweltbedingungen unterschiedliche Art, Intensität und Dauer von Stress erleben.

Nach Lazarus und Folkman (1984, S. 238) beinhaltet die Stressbewältigung (coping) den "Prozess der Handhabung (management) jener externen oder internen Anforderungen, die vom Individuum als die eigenen Ressourcen beanspruchend oder übersteigend bewertet werden". Lazarus und Folkman (1984) unterschieden vier Bewältigungsformen, die unter bestimmten Umständen eine mehr problemlösende oder mehr emotionsregulierende Funktion ausüben: *Informationssuche*, *direktes Handeln*, *Unterlassung von Handlungen* und *intrapsychische Bewältigung*. Lazarus und Launier (1981), Folkman (1984) sowie Lazarus und Folkman (1984) unterteilten die Bewältigungsformen in *problembezogen* (problem-focused) und *emotionsbezogen* (emotion-focused). Die problembezogene Form (auch instrumentelle Form genannt) dient der Veränderung der gestörten Person-Umwelt-Transaktion, die emotionsbezogene Form (auch palliative Form genannt) dagegen der Regulierung von Stressemotionen (wie. z.B. Angst oder Ärger etc.). Folkman, Lazarus, Gruen und DeLongis (1986, S. 574) erfassten acht mittels Faktorenanalyse berechnete Copingstrategien: 1) *konfrontatives Coping* (confrontive coping), 2) *Distanzierung* (distancing), 3) *Selbstkontrolle* (self-control), 4) *Suche nach sozialer Unterstützung* (seeking social support), 5) *Selbstbeschuldigung* (accepting responsibility), 6) *Flucht-Vermeidung* (escape-avoidance), 7) *planvolles Problemlösen* (planful problem solving), 8) *positive Neuinterpretation* (positive reappraisal).

Formen der Bewältigung stellen nach Weber (1990) allgemein die bevorzugte Analyseeinheit der Bewältigungsforschung dar. Die Auswahl und Ordnung von Bewältigungsformen erfolgen ihrer Meinung nach aber nur selten stringent aus einer theoretisch begründeten Taxonomie. Es beste-

hen zwar sowohl mehrdimensionale, standardisierte Bewältigungsfragebögen (z.B. SVF: Janke, Erdmann & Kallus, 1985; CEUS: Schulze, Flörchinger, Rees & Jäger, 1987; Ways of Coping Questionnaire: Folkman & Lazarus, 1988; INCOPE: Bodenmann, 2000a; UBV: Reicherts & Perrez, 1986), halbstrukturierte Interviews als auch Fremdbeurteilungen (z.B. Heim, 1988). Nebst den unterschiedlichen Erfassungsmodi unterscheiden sich die Instrumente auch in der Erfassung einer eher situationsbezogenen Bewältigung (z.B. Folkman & Lazarus, 1988) oder habituellen Bewältigung (z.B. Janke, Erdmann & Kallus, 1985).

Nach Laux und Weber (1990) lassen sich die Bewältigungsformen, trotz Divergenzen hinsichtlich Erfassung und zugrundeliegender Konstrukte, nach *intrapsychischen, aktionalen und expressiven Formen* ordnen.

Zu den *intrapsychischen Bewältigungsformen* gehören kognitive Prozesse bei der Wahrnehmung sowie Interpretationen. Weber (1990) unterscheidet das intrapsychische Coping nach *defensiven* Formen (z.B. Verdrängung, Verneinung, Bagatellisierung, Ablenkung), *positiv konnotierten* Formen (positive (Re-)Interpretation von Belastungen, Sinngebung, Glaube, Hoffnung, Humor) und *selbstzentrierten Formen* (Selbstbeschuldigungen, Selbstmitleid).

Zu den *aktionalen Bewältigungsformen* zählt sie jegliche Form von offenem Verhalten. "Dazu gehören problemlösebezogenes Handeln, aggressive Reaktionen, das Bemühen um soziale Unterstützung, Entspannungstechniken, die aktive Vermeidung, darunter auch soziale Abkapselung, schliesslich der Konsum von Genussmitteln (Rauchen, Alkohol) und Pharmaka" (Weber, 1990, S. 282).

Zu den *expressiven Bewältigungsformen* zählt sie die beiden "Ausdrucks-pole agitierter Gefühlsausbruch und Unterdrückung/Kontrolle von Emotionen" sowie den "offen-beherrschten respektive indirekt-andeutenden Gefühlsausdruck, das nicht-authentische Vorspielen" (Weber, 1990, S. 282). Bodenmann (2000a) teilt die individuellen Stressbewältigungsformen (im INCOPE-Fragebogen) in Anlehnung an den Stressverarbeitungsfragebogen (SVF) von Janke, Erdmann und Kallus (1985) und Copingformen, wie sie bei Reicherts und Perrez (1992) differenziert wurden, nach ihrer Funktionalität für eine effektive Stressreduktion in *funktionale* und *dysfunktionale* Copingstrategien (in Anlehnung an Laux & Weber, 1990; Reicherts & Perrez, 1992) ein. Beide Subskalen konnten

auch faktorenanalytisch bestätigt werden. *Funktionale Copingstrategien* umfassen *positive Palliation* (positive Gefühlsberuhigung), *emotionale* und *sachliche Informationssuche* (gedankliche Ausrichtung auf Probleme bzw. Gefühle zwecks besseren Verständnisses), *Umbewertung* (Umdeutung, Relativierung), *Humor*, *aktive Einflußnahme* (aktive Problemlösung), *soziale Unterstützungssuche* sowie *positive Selbstverbalisation*. *Dysfunktionale Copingstrategien* demgegenüber beinhalten *Informationsunterdrückung* (Ausblenden, Wegsehen, Ignorieren), *negative Palliation* (Rauchen, Alkoholkonsum, exzessives Fernsehen), *Rumination* (gedankliches Grübeln, Kreisen um ein Thema), *Evasion* (Vermeidung des Problems, aus dem Weg gehen), *Vorwürfe* (intrapsychische Selbst-, Partner- und Fremdvorwürfe), *sozialen Vergleich* und *negativen emotionalen Ausdruck* (seinen Gefühlen freien Lauf lassen, ohne auf andere zu achten). Zusätzlich wird die subjektiv wahrgenommene *Wirksamkeit* und *Zufriedenheit* mit dem eigenen individuellen Coping evaluiert.

4.1 Angemessenheit von individuellem Coping

Nach Weber (1990, S. 286) wurde die Effizienz von individuellen Bewältigungsstrategien bis anhin vor allem am Kriterium *psychisches Befinden* gemessen, seltener auch an psychischen Symptomen. Es fehlen hingegen Studien, "welche die Sozialverträglichkeit und soziale Funktionstüchtigkeit als Kriterium wählen" (S. 286). Mehrfach bestätigt werden konnte, dass sich aktives, problemlöseorientiertes Handeln und positive (Re-)Interpretationen von Belastungen als angemessene Bewältigungsformen erweisen. Resignation, evasive Strategien (z.B. Wunschphantasien, Alkohol, Tabletten), aggressives Ausagieren und Selbstbeschuldigungen/-abwertungen fallen als unangemessene Strategien auf (Aldwin & Revenson, 1987; Becker, 1984; Billings & Moos, 1981; McCrae & Costa, 1986; Folkman, Lazarus, Gruen & DeLongis, 1986; Pearlin & Schooler, 1978; vgl. auch Heim, 1988).

Obwohl in unterschiedlichen theoretischen Ansätzen defensive, realitätsverzerrende Bewältigungsformen als unangemessen disqualifiziert werden (Becker, 1984; Carver, Scheier & Weintraub, 1989; Haan, 1977), hat sich gezeigt, dass die (Un-)Angemessenheit von defensivem Bewälti-

gungsverhalten vor allem an den Zeitpunkt gebunden ist. In ihrer Metaanalyse konnten Suls und Fletcher (1985) zeigen, dass vermeidende Strategien kurzfristig angemessener sind als problemzugewandte Strategien. Erst nach einer bestimmten Zeitspanne gewinnen problemzugewandte Strategien an Angemessenheit. Damit werden die von Lazarus (1983) und Silver und Wortmann (1980) vertretenen verlaufsorientierten Angemessenheitseinschätzungen von Bewältigungsstrategien bestätigt.

Die empirischen Ergebnisse zur Effektivität von expressiven Bewältigungsformen sind kontrovers (Weber, 1990). Während sich unkontrollierte emotionale Gefühlsausbrüche (Pearlin & Schooler, 1978), aggressiv konfrontatives Coping (z.B. mit dem Item "ich lasse meinen Gefühlen freien Lauf") (Folkman, Lazarus, Gruen & DeLongis, 1986) und negative Emotionsäusserungen (Becker, 1984) als ungünstig erweisen, bewerten McCrae und Costa (1986) die Äusserung von Gefühlen (insbesondere auch von negativen Gefühlen) im Rahmen der Bewältigung von einschneidenden Erlebnissen als positiv (Silver & Wortmann, 1980).

Meiner Meinung nach ist es nicht erstaunlich, dass in den Angemessenheitsmassen der vorherrschenden Stressmodelle individuumszentrierte Kriterien wie physische und psychische Gesundheit, hingegen kaum das Mass der Sozialverträglichkeit genommen wird, da wir in einer sehr individuumszentrierten Gesellschaft leben, und die Forderung nach Sozialverträglichkeit unserer Handlungen eine ethische Dimension erhält, die in ihrer Definition eine persönliche Stellungnahme bedingt. Die internen wie externen Angemessenheitsmasse sollten meiner Meinung nach gleich viel Gewicht erhalten, wenn nicht eine egoistische Gewinnmaximierung innerhalb der Stressbewältigung das Ziel sein soll.

4.2 Individuelles Coping und Partnerschaftszufriedenheit

Mehrere Studien belegen, dass eine zufriedenstellende Partnerschaft mit höherem funktionalem individuellen Coping, eine tiefe Partnerschaftszufriedenheit dagegen mit höherem dysfunktionalem individuellen Coping korreliert. Insbesondere hängen *aktive Einflussnahme*, *Palliation (Gefühlsberuhigung)* und *Umbewertung* positiv mit der Partnerschaftszufriedenheit zusammen, während sämtliche Formen von *Vorwürfen*, *Passivität*, *Vermeidung* sowie *Alkohol- und bzw. Drogenkonsum* negativ mit der Partnerschaftszufriedenheit zusammenhängen (s. Tabelle 2).

Tabelle 2.
(Dys-)Funktionalität von individuellem Coping

AutorInnen	funktional	dysfunktional
Bodenmann (1995a), Bodenmann et al. (1996a), Bodenmann & Cina, (1999), Bodenmann & Cina (2000)	Palliation, Umbewertung, aktive Einflussnahme, Informationssuche	Partnervorwürfe, Selbstvorwürfe, negative Selbstverballi- sation, Passivität
Bowen (1990)	Aktive Auseinandersetzung	Selbstvorwürfe, Selbstzentrierung, Vermeidung
Illfeld (1980)	optimistische Handlungen, Kompromisse, Diskussion und faire Auseinander- setzung, Wertschätzung	Vermeidung, Verlierer- Kompromisse, Konfliktneigung
McCubbin & Figley (1983)		Verleugnung, Beschuldigungen, Gewalt, Drogen, geschlossene Kommunikation, geringe Kohäsion, Rigidität
Pearlin & Schooler (1978)	positiver sozialer Vergleich, Selbstbelohnung, internale Kontroll- überzeugung	Rückzug, Passivität, Vermeidung von Problemen, Selbst- abwertungen
Sabourin et al. (1990)	optimistische Vergleiche, Verhandlung	Resignation, Passivität

AutorInnen	funktional	dysfunktional
Voydanoff (1983)		sozialer Rückzug, Alkohol- bzw. Drogenkonsum, Gewalt gegenüber dem Partner/der Partnerin
Whiffen & Gotlieb (1989)		Problemvermeidung, Evasion, eigene Schuldzuschreibung für die Belastung
Wolf (1987)		Passivität, Evasion, Selbstvorwurf, Partnervorwurf, Fremdvorwurf

Aus: Bodenmann, 2000a

Nach Fondacaro und Moos (1987) sind auch indirekte Effekte der Partnerschaftsqualität auf das individuelle Coping beobachtbar: Positive emotionale Unterstützung des Partners, die in zufriedenen Partnerschaften häufiger ist (Bodenmann & Cina, 1999, 2000), stützt den Selbstwert und die Selbstwirksamkeitseinschätzung des Partners, was den Zugang zu und die Anwendung von günstigen Copingstrategien positiv beeinflusst. Das Fehlen sozialer Unterstützung hängt insbesondere für depressive Frauen eng mit dysfunktionalem Coping zusammen (Cronkite & Moos, 1984; Tucker, 1982). Cronkite und Moos (1984) berichten, dass insbesondere Frauen mit hoher familiärer Unterstützung weniger häufig Vermeidung anwenden, während bei Männern dieser Zusammenhang nicht gefunden werden konnte. Nach Fondacaro und Moos (1987) hängt vor allem für Frauen die familiäre Unterstützung mit einer Zunahme des problembezogenen Copings zusammen, für Männer zeigen sich Zusammenhänge zwischen einer hohen familiären Unterstützung und weniger emotionaler Entladung (z.B. negativer Emotionsausdruck und indirekte Anstrengungen des Stressabbaus wie Essen und Rauchen). McLaughlin, Cormier und Cormier (1988) haben in ihrer Studie festgestellt, dass eine hohe Partnerschaftsqualität für Frauen mit Mehrfachrollen (Berufsfrau, Ehefrau, Mutter) von zentraler Bedeutung für die Anzahl und die Häufigkeit von Copingstrategien ist.

Es scheint so zu sein, dass das individuelle Coping der Frauen stärker von der Partnerschaftsqualität abhängt als dies für Männer der Fall ist. Wenn man das Resultat von Fondacaro und Moos (1987) über indirekte Effekte der emotionalen Unterstützung auf funktionales individuelles Coping (durch Selbstwertstärkung, Erhöhung der Selbstwirksamkeitserwartung) berücksichtigt, müsste negative Unterstützung in der Partnerschaft oder der Familie dagegen mit höherem dysfunktionalem individuellem Coping korrelieren. Es ist bekannt, dass Frauen in Partnerschaften häufig weniger Unterstützung von ihrem Partner erhalten als vice versa (Belle, 1982), häufiger unzufrieden sind in der Partnerschaft als Männer (Antonucci & Akiyama, 1987; Gove, Hughes & Style, 1983; Vanfossen, 1986) und weniger Frauen als Männer angeben, vom Partner verstanden und bekräftigt zu werden (Campbell, Converse & Rodgers, 1976; Vanfossen, 1981). Aufgrund der tieferen Einschätzung der Partnerschaftsqualität und Unterstützung der Frauen könnte erwartet werden, dass sich dieser Umstand in einem häufigeren dysfunktionalen Coping bei den Frauen widerspiegelt. Effektiv bewältigen Frauen Stress häufiger als Männer dysfunktional (Bodenmann, 1996a; Stone & Neale, 1984; Vingerhoets & Van Heck, 1990; Watkins, Weaver & Odegaard, 1986; Widmer & Bodenmann, 2000). Es scheint mir diskussionswürdig, die bestehenden Resultate zu höherem dysfunktionalem Coping der Frauen in den Kontext fehlender oder negativer Unterstützung und tieferer Partnerschaftszufriedenheit zu stellen.

Anderson und Leslie (1991) fanden ungeachtet der Aufteilung der Berufsarbeit zwischen den Partnern (mit Familien), dass *Umbewertung* in Stresssituationen positiv mit der Partnerschaftsqualität zusammenhängt. Sie interpretieren diese Copingstrategie als die günstigste innerhalb eines gesellschaftlichen Rahmens, in dem flexible Arbeitszeiten und Kinderbetreuungsangebote fehlen. Das Ergebnis zeigt, dass der gesellschaftliche Kontext die Effizienz von Copingstrategien mitbestimmt, da Umbewertung vor allem in solchen Situationen stressmindernd ist, in denen keine aktive Handlung eine Änderung bringen kann. Gleichzeitig stellt sich die Frage, inwieweit sich die Umbewertungsstrategie längerfristig günstig auf die Partnerschaftsqualität und Gesundheit beider Partner auswirkt, da sie Passivität und Resignation fördert. Es stellt sich allgemein die Frage, wie lange es sich die Gesellschaft erlauben kann, die bessere Verein-

barung von Familie und Beruf profitmaximierenden wirtschaftlichen Zielen zu opfern. Die Abnahme der Kinderrate und die realen Szenarien fehlender Gelder für die Altersfürsorge bei einer kleineren jungen Generation sind unübersehbare Konsequenzen einer Wirtschaftspolitik, welche die sich verändernden Rollen von Frauen und Männern nach stärkerer gemeinsamer Verantwortung von Familien- und Erwerbsarbeit ignoriert.

4.3 Geschlechtsunterschiede: biologisches Geschlecht (BG) und individuelles Coping

Einschätzungsprozesse beim biologischen Geschlecht (BG)

Folkman, Lazarus, Gruen und DeLongis (1986) fanden Unterschiede zwischen Frauen und Männern in Bezug auf die *primäre Einschätzung* (primary appraisal) dahingehend, dass Frauen häufiger als ihre Ehemänner Sorgen um das Wohlergehen eines geliebten Menschen, die Männer dagegen mehr Sorgen um ein Arbeitsziel als ihre Ehefrauen angaben. Weber (1993) thematisierte die Notwendigkeit eines verstärkten Einbezugs des soziokulturellen Rahmens in die Copingkonzepte. In ihrem Ansatz vertritt sie die Position, dass soziale Regeln definieren, welche Ereignisse als Belastungen zu bewerten sind (sozial konstruierte und normierte Ereigniswahrnehmung) und welche Reaktionen aufgrund der sozialen Norm zu zeigen sind.

Weber und Piontek (1995) fanden in ihrer Studie weder zu Ärgereinschätzungen (Einschätzung als Schädigung) noch zum Verhalten Geschlechtsunterschiede, aber in der anschliessenden Beurteilung der *Selbstwirksamkeit* der Handlung zeigt sich, dass Frauen ihr Verhalten als weniger wirksam einschätzen. Keine Geschlechtsunterschiede fanden Folkman, Lazarus, Gruen und DeLongis (1986) in Bezug auf die Persönlichkeitscharakteristika *Kontrollüberzeugung* und *Vertrauen* (interpersonal trust) sowie *sekundäre Einschätzungen* (secondary appraisal). Brems und Johnson (1989) hingegen fanden bezüglich der Sekundäreinschätzungen, dass Männer eine allgemein positivere Selbsteinschätzung bezüglich ihrer Problemlösefähigkeiten vornehmen, ein grösseres Vertrauen in ihre diesbezüglichen Fähigkeiten und eine höhere Bereitschaft, die Probleme anzugehen, angeben als Frauen.

Das Ergebnis von Folkman, Lazarus, Gruen und DeLongis (1986) zeigt meiner Meinung nach deutlich soziale Regeln für Frauen und Männer, geschlechtsrollenstereotype Bereiche als belastend einzuschätzen: bei den Frauen eher das Wohlergehen um die am nächsten stehenden Menschen, bei den Männern eher die Erfüllung von Arbeitsanforderungen. Ich bin überzeugt, dass diese Unterschiede nicht auf biologische Unterschiede zurückzuführen sind (siehe dazu beispielsweise die Resultate von Weber & Piontek, 1995), sondern dass sich darin die Auswirkungen der unterschiedlichen Sozialisation von Frauen und Männern und die damit verbundenen unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollenerwartungen spiegeln.

Die geforderten Kompetenzen und Selbstwirksamkeitseinschätzungen widerspiegeln die traditionellen Lebensstände von Frauen und Männern, wenn Männer sich als die traditionellen Ernährer mehr Sorgen um die Erfüllung hoher Arbeitsanforderungen und, damit verbunden, um das Bestehen in einem harten Arbeitsmarkt machen, Frauen dagegen den oftmals überfordernden Anforderungen als beziehungsverantwortliche Partnerinnen und erziehungsverantwortliche Mütter nicht genügen können.

Bewältigungsformen beim biologischen Geschlecht (BG)

Resultate zu Geschlechtsunterschieden beim individuellen Coping liegen vor allem bezüglich unterschiedlich häufig angewandter Bewältigungsformen vor. Einige Studien berichten von signifikanten Unterschieden zwischen Frauen und Männern in ihrer Art, mit Belastungen umzugehen, andere betonen eher die Gemeinsamkeiten. Billings und Moos (1984) fanden häufiger *emotionszentriertes Coping* bei den Frauen, jedoch keine Geschlechtsunterschiede beim *problembezogenen Coping* (s. Tabelle 3).

Auch Ptacek, Smith und Dodge (1994) bestätigten in ihrer Studie häufigeres *emotionszentriertes Coping* bei Frauen, aber auch mehr *problembezogenes Coping* bei Männern. Ebenso bestätigen Vingerhoets und Van Heck (1990) die Resultate von Ptacek, Smith und Dodge (1994), dass Männer im Vergleich zu Frauen häufiger *problembezogenes Coping* praktizieren, Frauen im Vergleich zu Männern dagegen mehr *emotionsbezogenes Coping* anwandten. Folkman und Lazarus (1980) fanden zwar ebenfalls häufigeres *problembezogenes Coping* bei den Männern, insbesondere im Zusammenhang mit beruflichem Stress (vgl. auch Shannan,

DeNour & Garty, 1976; Viney & Westbrook, 1982), jedoch keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern beim *emotionsbezogenen Coping*. Hingegen zeigt sich in der späteren Studie von Folkman, Lazarus, Pimley und Novacek (1987), dass Männer häufiger als Frauen *Selbstkontrolle* (self-control) anwenden, die die AutorInnen zum emotionsbezogenen individuellen Coping zählen und worunter sie Copingstrategien wie Gefühlsregulation und Handlung subsumieren. Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro und Becker (1985) fanden konträr zu den bestehenden Ergebnissen, dass Frauen, und nicht Männer, häufiger *problembezogenes Coping* anwenden (s. Tabelle 3).

Tabelle 3.
Emotions- versus problembezogenes individuelles Coping (BG)

AutorInnen	Ergebnisse
Billings & Moos (1984)	Frauen wenden häufiger als Männer emotionsbezogenes Coping an, keine Geschlechtsunterschiede beim problembezogenen Coping.
Folkman & Lazarus (1980)	Männer wenden insbesondere im Zusammenhang mit beruflichem Stress häufiger problembezogenes Coping als Frauen an, keine Geschlechtsunterschiede beim emotionsbezogenen Coping.
Folkman, Lazarus, Pimley & Novacek (1987)	Männer wenden häufiger als Frauen Selbstkontrolle an.
Ptacek, Smith & Dodge (1994)	Frauen wenden häufiger emotionsbezogenes Coping an. Männer wenden häufiger problembezogenes Coping an.
Shannan, DeNeour & Garty (1976), Viney & Westbrook (1982)	Männer wenden häufiger problembezogenes Coping als Frauen an, keine Geschlechtsunterschiede beim emotionsbezogenen Coping.
Vingerhoets & van Heck (1990)	Frauen wenden häufiger emotionsbezogenes Coping an. Männer wenden häufiger problembezogenes Coping an.
Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro & Becker (1985)	Frauen wenden häufiger problembezogenes Coping an.

Vingerhoets und van Heck (1990) fanden in ihrer Studie, dass Frauen stärker als Männer *Gefühlsausdruck* und *Suche nach sozialer Unterstützung* betrieben. Wir fanden, dass Frauen häufiger *positive Palliation* und *Suche nach sozialer Unterstützung* anwenden, während Männer häufiger

figer als Frauen *Humor* als Coping in belastenden Situationen einsetzen (Widmer & Bodenmann, 2000). Vingerhoets und van Heck (1990) berichten in ihrer Studie, dass Männer sich durch häufigeres *rationales Handeln*, *positive Selbstverbalisation*, *Humor* und *Phantasie* auszeichneten als Frauen (s. Tabelle 4).

Tabelle 4.
Funktionales individuelles Coping (BG)

AutorInnen	Ergebnisse
Defares, Brandes, Nass & van der Ploeg (1985)	Männer versuchen mehr als Frauen, ihren Stress vor allem alleine zu lösen
Doyle (1985)	Männer versuchen stärker als Frauen, Probleme alleine zu lösen
McCall & Struthers (1994)	Frauen versuchen stärker als Männer, Probleme in Zusammenarbeit zu lösen Männer wenden häufiger als Frauen kognitives Coping an
Renzetti & Curran (1989)	Männer versuchen stärker als Frauen, Probleme alleine zu lösen
Shek (1992)	Männer lösen ihre Probleme in der Partnerschaft, der Familie, zu Freunden und auch im Beruf häufiger alleine als Frauen Frauen suchen dagegen in allen vier Bereichen stärker soziale Unterstützung als Männer
Vingerhoets & Van Heck (1990)	Frauen zeigen in Stresssituationen stärker als Männer ihre Gefühle und suchen häufiger nach sozialer Unterstützung
Vingerhoets & Van Heck (1990)	Männer zeichnen sich in Stresssituationen häufiger als Frauen durch rationales Handeln, positive Selbstverbalisation, Humor und Phantasie aus
Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro & Becker (1985)	Frauen suchen häufiger als Männer soziale Unterstützung
Widmer & Bodenmann (2000)	Frauen wenden häufiger als Männer positive Palliation, Frauen suchen häufiger als Männer soziale Unterstützung Männer dagegen wenden häufiger Humor an Frauen und Männer unterscheiden sich nicht bezüglich der positiven Umbewertung

Insbesondere in Bezug auf die *soziale Unterstützungssuche* zeigt sich, dass sich Männer eher auf sich verlassen, um Probleme zu lösen und dass Frauen eher bereit sind, in Stresssituationen um Unterstützung von anderen zu ersuchen (Defares, Brandes, Nass & van der Ploeg, 1985; McCall & Struthers, 1994; Shek, 1992; Vingerhoets & van Heck, 1990; Vita-

liano, Russo, Carr, Maiuro & Becker, 1985; Widmer & Bodenmann, 2000). Nach Shek (1992) zeigt sich dieses Verhaltensmuster durchgängig in Partnerschaft, Familie, zu Freunden und auch im Beruf: Männer *lösen ihre Probleme alleine*, während Frauen in allen vier Bereichen eher um *soziale Unterstützung* nachsuchen, wenn sie Stress erleben (s. Tabelle 4).

Nach McCall und Struthers (1994, S. 807) betreiben Frauen eher "support focused coping", um Probleme in Zusammenarbeit mit anderen ("in collaboration with other people") zu lösen, und nicht, wie Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990) annehmen, um länger über ihre Probleme ruminieren zu können. Die häufigere Suche nach sozialer Unterstützung bei den Frauen erstaunt auch aus einem anderen Grund nicht: Wird die Paardynamik einbezogen, zeigt sich, dass Männer häufigere Evasion im individuellen Coping und Rückzug im dyadischen Coping angeben als die Frauen. Die mangelnde Unterstützung innerhalb der Partnerschaft könnte eine Erklärung bieten, warum Frauen häufig bei anderen Personen Unterstützung suchen (Widmer & Bodenmann, 2000).

Keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern fanden wir bei der *positiven Umbewertung*, der *positiven Selbstverbalisation*, der *aktiven Einflussnahme* sowie der *sachlichen Informationssuche* (Widmer & Bodenmann, 2000). McCall und Struthers (1994, S. 807) berichten hingegen in ihrer Studie, dass Männer häufiger als Frauen "*cognitive focused coping*" anwenden. Darunter zählen sie in einem eigenen Fragebogen (zum Teil basierend auf Pearlin und Schooler (1978) und Conway et al. (1990)) vor allem *realistische Einschätzung der Situation*, *positive Umbewertung*, *Relativierung des Problems im Vergleich zu den Problemen von anderen*. Sie interpretieren das Ergebnis in Anlehnung an Doyle (1985) und Renzetti und Curran (1989) dahingehend, dass Männer so sozialisiert werden, dass sie mit den Problemen alleine fertig zu werden versuchen, andere nicht um Hilfe fragen oder mit anderen Personen über ihre Probleme sprechen. Sowohl bei der sozialen Unterstützungssuche als auch beim häufigeren "*cognitive focused coping*" im Sinne von McCall und Struthers (1994) zeigen sich meiner Meinung nach deutliche Parallelen zu den Geschlechtsrollenstereotypen für Frauen und Männer, auf die ich

im entsprechenden Kapitel zu sozialem Geschlecht und individuellem Coping ausführlicher eingehen werde.

Insbesondere in der Literatur zur Erforschung von Depressionsursachen wird der unterschiedliche Copingstil von Frauen und Männern für die höhere Depressionsprävalenzrate der Frauen mitverantwortlich gemacht (z.B. Nolen-Hoeksema, 1987). Frauen *ruminieren* länger als Männer über das gleiche Thema. Männer *lenken sich* dagegen eher *ab*, was nach der Autorin eher günstig für die Verhinderung depressiver Symptome erscheint (Nolen-Hoeksema, 1987). Nach Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990) *ruminieren* Frauen auch spezifisch über ihre Traurigkeit mehr als Männer. Was *Selbstanschuldigungen* oder *Selbstvorwürfe* betrifft, zeigt sich in mehreren Studien, dass Frauen sich häufiger als Männer *selber beschuldigen* (Brems & Johnson, 1989; Bodenmann, 1996a; Stone & Neal, 1984; Watkins, Weaver & Odegaard, 1986; Vingerhoets & van Heck, 1990; Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro & Becker 1985; Widmer & Bodenmann, 2000) (s. Tabelle 5).

Frauen wenden auch häufiger als Männer *Wunschdenken* an (Vingerhoets & Van Heck, 1990; Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro & Becker, 1985). Bodenmann (1995a) fand zudem im Rahmen einer experimentellen Studie bei den Frauen nicht nur ungünstigere Copingstrategien (mehr *Selbstvorwürfe*, häufiger *negative Selbstgespräche*), sondern auch für sie *dysfunktionalere Zielsetzungen* in der Situation, *negativere Situationseinschätzungen* und *ungünstigere Kausalattributionen* in Bezug auf die Stresssituation. Widmer und Bodenmann (2000) zeigten auf, dass sich Frauen auch häufiger als Männer mit anderen Personen *vergleichen*, (im Sinne, den anderen besser zu bewerten), sich, dem Partner und anderen Personen mehr *Vorwürfe* machen und in Stresssituationen öfter als die Männer einen *negativen emotionalen Ausdruck* angeben. Interessanterweise zeigte sich aber in einer experimentellen Studie von Bodenmann (1995a), dass nicht die Frauen, sondern die Männer im Rahmen des dyadischen Stresserlebens eher zu *Vorwürfen an die Partnerin* neigen (Bodenmann, 1995a) (s. Tabelle 5).

Tabelle 5.
Dysfunktionales individuelles Coping (BG)

AutorInnen	Ergebnisse
Bodenmann (1996a)	Frauen wenden häufiger als Männer negative Selbstverbalisation an.
Bodenmann (1996a)	Frauen haben häufiger als Männer für sich dysfunktionalere Zielsetzungen, negativere Situationseinschätzungen und ungünstigere Kausalattributionen.
Bodenmann (1996a)	Männer machen der Partnerin mehr Vorwürfe als die Frauen ihrem Partner.
Bodenmann (1996a), Brems & Johnson (1989), Stone & Neal (1984), Vingerhoets & van Heck (1990), Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro & Becker (1985) Watkins, Weaver & Odegaard (1986), Widmer & Bodenmann (2000)	Frauen wenden häufiger Selbstbeschuldigungen an als Männer.
Conway, Giannopoulos & Stiefenhofer (1990)	Frauen ruminieren mehr als Männer spezifisch über ihre Traurigkeit.
Nolen-Hoeksema (1987)	Frauen ruminieren länger als Männer über ein bestimmtes Thema.
Vingerhoets & van Heck (1990), Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro & Becker (1985)	Frauen betreiben stärker als Männer Wunschenken.
Widmer & Bodenmann (2000)	Frauen machen häufiger als Männer sich selber, dem Partner und anderen Vorwürfe.
Widmer & Bodenmann (2000)	Frauen machen häufiger als Männer ihren negativen Gefühlen Luft (negativer emotionaler Ausdruck).
Widmer & Bodenmann (2000)	Frauen vergleichen sich häufiger als Männer mit anderen Personen.

In Bezug auf Evasion und *Informationsunterdrückung* in Stresssituationen berichten Stone und Neale (1984), Watkins, Weaver und Odegaard (1986) sowie Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro und Becker (1985), dass Frauen häufiger als Männer in Stresssituationen *Evasion* und *Informationsunterdrückung* als Copingstrategie anwenden (s. Tabelle 6).

Tabelle 6.
Vermeidung und negative Palliation (BG)

AutorInnen	Ergebnisse
Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990)	Männer lenken sich in Stresssituationen häufiger ab als Frauen.
Conway, Giannopoulos & Stiefenhofer (1990)	Männer berichten über eine tendenziell höhere Einnahme von Drogen.
Stone und Neale (1984), Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro & Becker (1985), Watkins, Weaver und Odegaard (1986)	Frauen wenden häufiger als Männer Vermeidung und Informationsunterdrückung an.
Krohne, Schumacher & Egloff (1992), McCall & Struthers (1994), Miller & Kirsch (1987), Nolen-Hoeksema (1987), Stone & Neale (1984), Watkins, Weaver & Odegaard (1986), Weidner & Collins (1993), Widmer & Bodenmann (2000)	Männer wenden häufiger als Frauen Evasion und Informationsunterdrückung an.
Widmer & Bodenmann (2000)	Keine Geschlechtsunterschiede bestehen bei der negativen Palliation (Rauchen, Essen, Alkohol).

Andere AutorInnen berichten dagegen das Gegenteil für Evasion und Informationsunterdrückung. Es sind gemäss ihren Ergebnissen nicht die Frauen, sondern die Männer, die eine höhere *Vermeidung* (avoidance), eine höhere *Verleugnung* (denial) von Stress, eine höhere *Ablenkung* (distraction) von Problemen und eine höhere *Informationsunterdrückung* in Stresssituationen angeben (Brems & Johnson, 1989; Conway, Giannopoulos & Stiefenhofer, 1990; Krohne, Schumacher & Egloff, 1992; McCall & Struthers, 1994; Miller & Kirsch, 1987; Nolen-Hoeksema, 1987; Weidner & Collins, 1993; Widmer & Bodenmann, 2000) (s. Tabelle 6).

McCall und Struthers (1994, S. 806) interpretieren die höhere Vermeidungstendenz von Männern dahingehend, dass diese durch die besagte emotionsbezogene Copingstrategie versuchen, die Gefühle in den Griff zu bekommen. "In fact, this study shows that men are more likely to try to manage their feelings by avoiding them."

Keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern fanden wir bezüglich der *negativen Palliation* (Rauchen, übermässiges Essen und Alkoholkonsum) als Stressbewältigungsstrategie (Widmer & Bodenmann, 2000). Nach Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990) zeigen Männer aber eine tendenziell höhere *Einnahme von Drogen* als Copingstrategie als Frauen (s. Tabelle 6).

Zusammenfassung. *Die inkonsistenten Ergebnisse zu sowohl funktionalem wie dysfunktionalem Coping führen Brooks, Morgan und Scherer (1990) darauf zurück, dass in den meisten dieser Studien die Geschlechtsrollen nicht mit erhoben wurden, und die Stresssituationen unterschiedlich definiert worden sind. Dennoch zeigen sich deutliche Unterschiede beim dysfunktionalen individuellen Coping, die bei Frauen und Männern unterschiedlich ausgeprägt sind. Weniger eindeutig sind die Ergebnisse in Bezug auf emotionsbezogenes versus problembezogenes Coping. Während ein Teil der Studien findet, dass Frauen häufiger emotionsbezogenes Coping und Männer eher problembezogenes Coping anwenden, konnte ein ebenso grosser Teil diesen Geschlechtsunterschied nicht belegen.*

Zufriedenheit mit der Bewältigung beim biologischen Geschlecht (BG)

Insgesamt schätzen sich die Männer als *zufriedener mit der eigenen Stressbewältigung* ein und sie schätzen auch die *Wirksamkeit der eigenen Stressbewältigung* höher ein als die Frauen (Widmer & Bodenmann, 2000). Neben diesem subjektiven Mass der Wirksamkeit der Bewältigung werden als Effizienzmasse der Bewältigung entweder Inhaltsbereiche wie *psychisches Wohlbefinden* (Perrez & Reicherts, 1987; Reicherts & Perrez, 1992; Schwarzer, 1992; Weber, 1990), *physische Gesundheit*, *Sozialverhalten* oder *soziale Funktionstüchtigkeit* (Schwarzer, 1992; Weber, 1990) sowie die *Zeitspanne* (kurzfristige versus langfristige Effizienz) und die *Urteilsinstanz* (subjektive Aussagen, externe Beurteilung, objektive Indikatoren wie z.B. physiologische Parameter) gesetzt. Aus den drei Dimensionen *Inhaltsbereich*, *Zeitspanne* und *Urteilsinstanz* lassen sich nach Weber (1990) eine Fülle einzelner Effizienzindikatoren ableiten. Der Ansatz von Perrez und Reicherts (zusam-

menfassend Reicherts, 1988) unterscheidet zwischen *Effektivität* (Angemessenheit) der Copingstrategien und deren *Effizienz* (Wirksamkeit). Bezüglich *Effektivität* wird theoriegeleitet festgelegt, bei welchem *Situationsmerkmal* (z.B. Kontrollierbarkeit) welche *Bewältigungsform* (z.B. aktives Handeln) hinsichtlichlichen welchen *Ziels* (z.B. Problemlösung) *angemessen* ist. Die von den beiden Autoren postulierte *Effizienz* wird anhand externer Kriterien (z.B. Depressivität, Trait-Angst-Masse) überprüft. In mehreren Studien werden signifikante Geschlechtsunterschiede bezüglich dem psychischen und physischen Befinden berichtet. So wird in epidemiologischen Studien beispielsweise über eine rund doppelt so hohe Prävalenzrate der Frauen für Depression berichtet (vgl. Nolen-Hoeksema, 1987; 1991; Angst & Dobler-Mikola, 1984; Levinsohn, et al., 1994; Weissman et al., 1984). Ebenso sind Frauen auch von Angststörungen (z.B. Agoraphobie, spezifische Phobien, Panikstörungen) signifikant häufiger als Männer betroffen (Perkonigg & Wittchen, 1995). Dasselbe Bild zeigt sich bei somatischen Erkrankungen (akute Erkrankungen, chronische Beschwerden) (Verbrugge, 1985). Die Befunde sind über verschiedene, auch internationale Studien konsistent. Für die Schweiz belegte die gesamtschweizerische Gesundheitsbefragung dieses Faktum ebenfalls. Frauen nannten in dieser Studie signifikant häufiger körperliche Beschwerden (Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Schwächezustände, Schlafprobleme), dies mit zunehmendem Alter in stärkerem Ausmass als die Männer, und gaben eine niedrigere subjektive Einschätzung ihres allgemeinen Wohlbefindens und ihrer emotionalen Ausgeglichenheit an (Bundesamt für Statistik, 1996).

Das individuelle Coping von Frauen und Männern ist innerhalb der Analyse der Geschlechtsunterschiede bei psychischem und physischem Befinden nur ein Einflussfaktor, der diskutiert wird (s. detailliertere Besprechung der Erklärungsansätze bei Widmer & Bodenmann, 2000). Insbesondere in der Literatur zur Erforschung von Depressionsursachen wird der unterschiedliche Copingstil von Frauen und Männern für die höhere Depressionsprävalenzrate der Frauen mitverantwortlich gemacht (z.B. Nolen-Hoeksema, 1987). Perrez (1988) konnte beispielsweise mittels computer-unterstützter Selbstbeobachtungs- und Fragebogendaten zeigen, dass das Kriterium *seelische Gesundheit als Effizienzkriterium* von Bewältigung positiv mit *positiver Umbewertung* von Stressoren, aber

negativ mit *Selbst-* und *Fremdvorwürfen* zusammenhängt. Es scheint von daher plausibel, dass die höheren Selbstvorwürfe der Frauen im Vergleich zu den Männern zur schlechteren psychischen Befindlichkeit der Frauen beitragen. Hingegen bleibt bei den Copingfaktoren für das psychische und physische Befinden ungeklärt, in welchem sozialen Kontext Frauen höhere Vorwürfe gegen sich, den Partner und andere Personen richten.

4.4 Sozialer Kontext und Effizienz des individuellen Copings

Die Ergebnisse zeigen auf, dass die Effizienz von individuellen Bewältigungsstrategien bis anhin vor allem am Effizienzkriterium psychisches Befinden gemessen wurde und Studien fehlen, "welche die Sozialverträglichkeit und soziale Funktionstüchtigkeit als Kriterium wählen" (Weber, 1990, S. 286).

Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath und Monnier (1994) dagegen berichten über interessante Ergebnisse zum Coping von Frauen und Männern, wenn das von Weber (1990) und Schwarzer (1992) genannte Effizienzkriterium der *sozialen Funktionstüchtigkeit* operationalisiert wird. Hobfoll et al. (1994) kritisieren an den bestehenden Ansätzen zur individuellen Stressbewältigung, dass die bestehenden Theorien einseitig auf die Erfahrungen von Männern zugeschnitten sind. Die häufigere Anwendung des problembezogenen individuellen Copings bei Männern interpretieren Hobfoll et al. (1994) als Konsequenz der häufig problemorientierten Anforderungen ihres Alltags. Das häufigere emotionsbezogene individuelle Coping bei den Frauen führen sie ebenfalls auf die für Frauen typischen Anforderungen zurück. Weiter glauben sie, dass emotionsbezogenes individuelles Coping dann angewendet wird, wenn Personen wenig Macht haben oder wenn die Rollenerwartungen das Verhalten bestimmen und wenig Kontrollmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Ihrer Meinung nach werden solche Situationen eher von Frauen erlebt. "This suggests that gender differences in coping may be more a product of the settings in which men and women typically find themselves than a function of gender" (Hobfoll et al., 1994, S. 50). Hingegen glauben die AutorInnen, dass Geschlechtsunterschiede zum Teil bestehen bleiben,

wenn die Aktivitätsdimension und die soziale Dimension innerhalb des Copings unterschieden werden, da Powell (1988) zeigen konnte, dass Frauen sich auch in einflussreichen Arbeitspositionen eher team-orientiert und weniger aggressiv als Männer verhalten. Cotton (1990) bezieht für die Bestimmung von Effizienz den unterschiedlichen Status von Frauen und Männern heran. Wenn jemand aufgrund seiner tieferen Position eine Veränderung der Stresssituation als unkontrollierbar einstuft, da ihm die Machtmittel zu deren Veränderung fehlen, ist ein problemorientiertes Verhalten trotz postulierter Effizienz nicht unbedingt adaptionsförderlich. Emotionsregulierende Copingstrategien sind in dieser Situation die einzigen Copingstrategien, die einer Person im Umgang damit zur Verfügung stehen.

Meiner Meinung nach ist zu erwarten, dass eine Person, die sich in einer machtschwächeren Position befindet, diesen Zustand nicht nur auf die äusseren Umstände attribuiert, sondern sie zum Teil als negative Attribution auf sich selbst bezieht (dass sie selber an der Situation schuld sei, dass sie unfähig sei etc.). Ich vermute daher, dass darin ein Grund liegen könnte, weshalb Frauen häufiger als Männer ruminieren, negative Selbstgespräche führen, sich häufiger selber Vorwürfe machen und sich häufiger mit anderen Personen vergleichen. Als Erklärung für die Vorwürfe an den Partner kann ich mir vorstellen, dass sie mit der Unzufriedenheit mit der bestehenden innerdyadischen Organisation korrelieren. Christensen & Heavy (1990) zeigen, dass Frauen Konflikte häufiger und beharrlicher lösen wollen als Männer und mehr Änderungen wünschen, weil sie sich in der schlechteren sozialen Position befinden und damit unzufrieden sind. Während Frauen auf verschiedene Arten (Diskussionssuche, Forderungen, Anklagen, Kritik) versuchen, ihren Partner zu Änderungen zu bewegen, fühlt sich dieser mit seinem Status quo eher zufrieden und sieht deshalb die Änderung auch nicht als dringlich an, was zur Folge hat, dass er den Konflikt eher zu vermeiden sucht, in Passivität verharrt, sich verteidigt und gegen die Kritik zur Wehr setzt, was von Christensen (1988) in einen Zusammenhang mit den Geschlechtsrollen gestellt wird. So werden Machtdifferenzen in der Partnerschaft - häufig zugunsten der Männer - als Erklärungsansätze für die Geschlechtsunterschiede im Konfliktverhalten herangezogen, um das traditionelle Muster von Forderung und Rückzug (Christensen & Heavey, 1990) zu verstehen. In der Repli-

kation von 1993 differenzieren Heavey, Layne & Christensen (1993) dieses Muster und zeigen auf, dass sich Männer nicht allgemein, sondern nur dann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit zurückziehen, wenn die Frau das Diskussionsthema vorschlägt, hingegen nicht, wenn der Mann ein Diskussionsthema zur Sprache bringt.

Nach Hobfoll et al. (1994) könnte es sich bei der Unterscheidung zwischen problem- versus emotionsbezogenem individuellem Coping auch um eine Geschlechtsbias handeln. "The problem versus emotion distinction may itself be gender-biased in favor of the individual approach, rather than adopting an approach that considers social context" (Hobfoll et al., 1994, S. 50). Dazu kommt, dass problembezogenes Coping sowohl prosoziale als auch antisoziale Konsequenzen für andere beinhalten kann, obwohl diese Copingstrategie häufig als neutral bezeichnet wird.

In Bezug auf die soziale Unterstützungssuche kritisieren Hobfoll et al. (1994) weiter, dass diese Copingstrategie in den bestehenden Copingansätzen zu pauschal zu den emotionsbezogenen Strategien gezählt wird, und ausser Acht gelassen wird, dass soziale Unterstützungssuche nur eine Form des sozialen Copings darstellt. Daneben können in Stresssituationen auch gemeinsame Anstrengungen und gegenseitige Hilfe praktiziert werden, um den Stress zu bewältigen (s. dyadisches Coping).

Allgemein stellen Hoboll et al. (1994) die gängigen Effizienzkriterien für Coping in Frage. Sie sind der Meinung, dass ein gesundes Coping sowohl eine aktive als auch eine prosoziale Komponente enthält. Ihr Modell mit zwei orthogonalen Achsen erfasst denn auch sowohl die individuelle Aktivität einer Person als auch die soziale Dimension anderen gegenüber.

Hobfoll et al. (1994) fanden zu ihrem Zweiachsenmodell zwei Faktorenladungen: "*aktiv-passiv, pro-sozial*" versus "*aktiv-passiv, anti-sozial*". Auf dem ersten Faktor "*aktiv-passiv, prosozial*" laden die Copingstrategien *selbtsichere Handlung*, *soziale Koalitionsbildung*, *soziale Unterstützungssuche* und *vorsichtige Handlung*. Frauen wenden alle vier Copingstragien häufiger an als Männer. Zu den *selbtsicheren Strategien* zählen Hobfoll et al. (1994) *Durchhaltevermögen*, *Anstrengung* und *Flexibilität* in Stresssituationen. Frauen geben in beruflichen Stresssituationen häufiger *soziale Koalitionsbildung* (Zusammenarbeit mit andern, Hilfe an andere, Flexibilität) an als Männer.

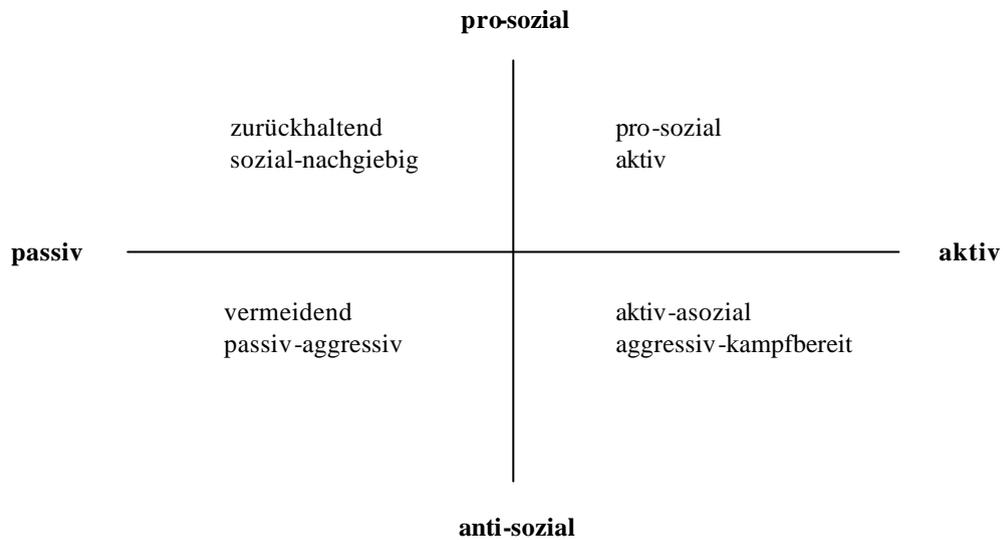


Abbildung 2. Coping-Zweiachsenmodell von Hobfoll et al. (1994)

Die Suche nach *sozialer Unterstützung* ist für Frauen sowohl bei Arbeitssituationen als auch in interpersonellen Situationen höher als bei Männern, und Frauen bewältigen Stress allgemein *vorsichtiger* als Männer. Dazu gehören (auf dem ersten Faktor) Verhaltensweisen wie *sorgfältiges Analysieren der Handlung, Einteilung der eigenen Ressourcen, Vorsicht und schrittweises Vorgehen* (Hobfoll et al., 1994).

Auf dem zweiten Faktor "*aktiv-passiv, antisozial*" laden *aggressive Handlungen, Vermeidung und antisoziale Handlungen*. Männer wenden im beruflichen Umfeld häufiger als Frauen *aggressives Coping* an. Zu aggressivem Coping zählen Hobfoll et al. (1994) *schnelles und aggressives Handeln, Entschlossenheit und Coping ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse von andern*. Daneben wenden Männer sowohl im beruflichen Umfeld als auch in interpersonellen Situationen häufiger *antisoziale Copingstrategien* an. Dazu gehören *Gegenattacken, den andern bei der Tat ertappen, aggressives Handeln und jemanden aus der Deckung locken*. Keine Geschlechtsunterschiede fanden sie bei *Vermeidung*. Während aktives Coping sowohl für Frauen wie Männer mit einem tieferen Stressniveau verbunden war, bestand für Männer ein hoher Zusammenhang sowohl zwischen prosozialen als auch antisozialen Coping-

strategien und einem hohen Stressniveau. Hobfoll et al. (1994) interpretieren das Ergebnis dahingehend, dass Männern ein eingeschränkteres Repertoire an nützlichen Copingstrategien zur Verfügung steht als Frauen.

4.5 Geschlechtsunterschiede: soziales Geschlecht (SG) und individuelles Coping

Kognitive Einschätzungsprozesse beim sozialen Geschlecht (SG)

Bem (1974) geht in ihrem Androgynie-Konzept davon aus, dass ein stereotypes psychologisches Geschlecht einen rigiden Verhaltensspielraum ermöglicht. Sie bewertete *Androgynität* im Vergleich zu *Feminität*, *Maskulinität* und *undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept* als *positive persönliche Ressource*. Nach Sieverding und Alfermann (1992) misst das Bem Sex Role Inventory von Bem (1974) vor allem instrumentelle und expressive Persönlichkeitseigenschaften einer Person. Ausgehend von dieser Konzeption ist anzunehmen, dass Personen mit stereotypen Persönlichkeitsausprägungen je nach Anforderungsprofil einer Situation eher Stress erleben und auch in den Copingstrategien limitiert sind, um für sich und andere den Stress zu bewältigen.

Long (1989b), McCall und Struthers (1994) wie auch Nezu und Nezu (1987) konnten aufzeigen, dass nicht so sehr das biologische Geschlecht, als vielmehr die Geschlechtsrollenorientierung für einen günstigeren/ungünstigeren individuellen Umgang mit Stress und das Wohlbefinden entscheidend ist. Die Geschlechtsrollenorientierung als situationsübergreifendes Selbstkonzept kann als persönliche Ressource gesehen werden, die neben Situations- und Prozessvariablen sowohl die *Situations-einschätzungen* als die *Copingstrategien* mitbeeinflusst. Zu den *persönlichen Coping-Ressourcen* zählen Lazarus und Folkman (1984) *physische Gesundheit* und *psychische Energie, positive Überzeugungen, Problemlösefertigkeiten* und *soziale Fertigkeiten* einer Person. In der Geschlechtsrollenorientierung zeigt eine Person unterschiedliche persönliche Ressourcen bezüglich dieser Fähigkeiten, je nachdem, ob sie sich feminin (expressiv), maskulin (instrumentell), androgyn (expressiv und

instrumentell) oder undifferenziert bezüglich dem Geschlechtsrollenkonzept (weder instrumentell noch expressiv) zeigt.

Brems und Johnson (1989) fanden bezüglich der *sekundären Einschätzungen*, dass *maskuline Personen* eine höhere positive Selbsteinschätzung bezüglich ihrer *Problemlösefähigkeiten*, ein grösseres *Vertrauen in ihre diesbezüglichen Fähigkeiten*, und eine *höhere Bereitschaft die Probleme anzugehen* angeben als feminine und androgyne Personen. Auch Nezu und Nezu (1987) fanden in ihrer Studie, dass Personen mit hohen Maskulinitätswerten im Vergleich zu Personen mit tiefen Maskulinitätswerten ihre Problemlösefähigkeiten als höher einstufen.

Nach Pearlin und Schooler (1978) haben sich sowohl die *maskuline* als auch die *androgyne Geschlechtsrollenorientierung* innerhalb der individuellen Stressbewältigung als *psychologische Ressourcen* erwiesen. McCall und Struthers (1994) gehen davon aus, dass eine unterschiedliche Einschätzung des eigenen *Selbstwerts* die Copingstrategien einer Person massgeblich mitbeeinflussen. Ergebnisse zu Zusammenhängen des Geschlechtsrollenkonzepts mit dem Selbstwert haben gezeigt, dass insbesondere hohe Ausprägungen bezüglich *Maskulinität* und *Androgynität* mit einem hohem *Selbstwert* korrelierten (Spence, Helmreich & Stapp, 1975; McCall & Struthers, 1994; Mullis & McKinley, 1989). Whitley (1988) und Long (1986, 1989b) fanden in ihren Studien nur einen hohen Zusammenhang zwischen *Maskulinität* und *Selbstwert*, nicht aber zwischen *Feminität* und *Selbstwert*.

Maskulinität wird generell mit stärkerer *persönlicher und sozialer Anpassung*, *weniger Stress* und *höherem psychischem Wohlbefinden* in Verbindung gebracht als *Feminität* (Bassoff & Glass, 1982; Feather, 1985; Whitley, 1983). Sowohl Feather (1985), Nezu und Nezu (1987) als auch Whitley (1984) zeigten auf, dass *Maskulinität* unabhängig vom biologischen Geschlecht mit *Wohlbefinden* und *weniger Stress* zusammenhängt, währenddem keine Beziehung zwischen *Feminität* und *Stress* sowie *Wohlbefinden* gefunden werden konnte. Kontrovers sind die Ergebnisse zu *Androgynität* und den genannten Indexmassen: Campbell, Steffen und Langmeyer (1981) berichten, dass *androgyne Personen* höhere *soziale Kompetenzen*, *weniger ängstlich* und *sozial aktiver* als Personen mit den drei anderen Geschlechtsrollenorientierung sind. Auch Kelly, O'Brien und Hosford (1981) fanden, dass *Androgynität* hoch mit *sozialen Kom-*

petenzen und *interpersonellen Fertigkeiten* korreliert. Nezu und Nezu (1987) dagegen stellten mit den Ergebnissen ihrer Studie die Überlegenheit der Androgynität in Frage, da vor allem die Maskulinitätswerte der Person ausschlaggebend waren für die hohen Korrelationen zu den Indexmassen, und nicht die Interaktion zwischen Feminität und Maskulinität.

Stake (2000) kritisiert an den trait-bezogenen Operationalisierungen von Androgynität, dass gerade das *Postulat der situationsspezifischen Anpasstheit des Androgynie-Konzepts* von Bem (1974) als Schlüsselkriterium für eine höhere psychische Gesundheit und auch das Gewicht situationsspezifischer sozialer Erwartungen und Zwänge für Verhalten nicht berücksichtigt werden. Sie operationalisierte Androgynität deshalb situationsbezogen. Androgyne Personen liessen sich dadurch bestimmen, dass sie in Situationen, die sowohl "Kompetenz und Unabhängigkeit" (instrumentelle Fähigkeiten) als auch "Einfühlungsvermögen und Sorge um andere" (expressive Fähigkeiten) erforderten, angaben, beide Anforderungen erfüllen zu können, während die anderen Gruppen innerhalb der Geschlechtsrollenkonzepte entweder nur die einen oder anderen Erwartungen erfüllen konnten. Effektiv schätzten *androgyne Personen* ihre persönlichen Ressourcen (*Selbstwert*) höher ein als Personen mit unbestimmtem Geschlechtsrollenkonzept. Daneben stuften die *androgynen Personen* auch die *Verfügbarkeit sozialer Unterstützung* (soziale Ressourcen) als höher ein als instrumentelle Personen und Personen mit *unbestimmtem Geschlechtsrollenkonzept*.

Bewältigungsformen beim sozialen Geschlecht (SG)

Es hat sich gezeigt, dass unabhängig vom biologischen Geschlecht bei Personen mit *hohen Maskulinitätswerten* höhere Zusammenhänge zu *problembezogenem* als zu *emotionsbezogenem Coping* bestehen (Long, 1989a; McCall & Struthers, 1994; Nezu & Nezu, 1987; Wher & Gilroy, 1986) (s. Tabelle 7).

Tabelle 7.
Emotions- versus problembezogenes Coping (SG)

AutorInnen	Ergebnisse
Brooks, Morgan und Scherer (1990)	Traditionelle Frauen wenden am seltensten konfrontatives Coping an.
Brooks, Morgan und Scherer (1990)	Nicht-traditionelle Frauen und Männer wenden am häufigsten planvolle Problemlösung an.
Brooks, Morgan und Scherer (1990)	Traditionelle Frauen wenden häufiger als nicht-traditionelle Frauen Selbstkontrolle an.
Long (1989a) McCall & Struthers (1994) Nezu & Nezu (1987) Wher & Gilroy (1986)	Hohe Maskulinität hängt stärker mit problembezogenem denn emotionsbezogenem Coping zusammen.
McCall & Struthers (1994)	Androgyne Frauen wenden am häufigsten problembezogenes und emotionsbezogenes Coping an.
McCall & Struthers (1994)	Androgyne Frauen wenden am häufigsten emotionsbezogene, supportbezogene und kognitionsbezogene Strategien an und suchen am häufigsten soziale Unterstützung.

McCall und Struthers (1994) fanden, dass vor allem androgyne Personen am häufigsten sowohl *emotionsbezogene* als auch *problembezogene Copingstrategien* anwenden. Sie geben die häufigsten Werte bezüglich *emotionsbezogenen, supportbezogenen und kognitionsbezogenen Strategien* an und suchen häufiger als Personen mit den anderen Geschlechterrollenkonzepten *soziale Unterstützung* in Stresssituationen. Damit bestätigt sich ihrer Meinung nach das Konzept von Bem (1974, 1977), dass androgyne Personen psychisch stabiler sind als die anderen drei Gruppen. Brooks, Morgan und Scherer (1990) fanden in ihrer Studie bezüglich des problembezogenen Copings, dass *traditionelle Frauen* (gemessen mit dem Male-Female Relations Questionnaire von Spence, Helmreich & Sawin, 1980) signifikant weniger häufig *konfrontatives Coping* als nicht-traditionelle Frauen, traditionelle Männer und nicht-traditionelle Männer anwenden. Beide nicht-traditionellen Gruppen wenden häufiger als traditionelle Frauen und traditionelle Männer *planvolle Problemlösung* an. Innerhalb des *emotionsbezogenen Copings* fanden Brooks et al. (1990) in

ihrer Studie, dass *traditionelle Frauen* (gemessen mit dem Male-Female Relations Questionnaire) signifikant häufiger *Selbstkontrolle* (Gefühlsregulation und Handlung) als nicht-traditionelle Frauen praktizieren (s. Tabelle 7).

Holahan und Moss (1987) gehen davon aus, dass Personen mit höherer Ressourceneinschätzung eher *aktive Copingstrategien* anwenden als Personen mit tiefen Ressourceneinschätzungen, da die höhere Ressourceneinschätzung die Taxierung als Bedrohung mindert und dadurch Angst und Vermeidungstendenzen reduziert. Dadurch ist es einer Person eher möglich, die zur Verfügung stehenden Ressourcen effizient zu nutzen, um die situationsbezogenen Anforderungen zu erfüllen.

Nezu und Nezu (1987) fanden in ihrer Studie ausschliesslich Zusammenhänge zwischen Maskulinitätswerten und *aktivem Coping*, aber keine zwischen Feminitätswerten und aktivem Coping. Personen mit *hohen Maskulinitätswerten* verhalten sich im Vergleich zu Personen mit tiefen Maskulinitätswerten in Stresssituationen häufiger *aktiv* (Nezu & Nezu, 1987). Nezu und Nezu (1987) relativieren aufgrund dieses Ergebnisses die Resultate anderer AutorInnen zu den angeblich höheren sozialen Fertigkeiten, zur tieferen Ängstlichkeit und zur höheren sozialen Aktivität von *androgynen Personen* (Campbell, Steffen & Langmeyer, 1981) sowie zu deren höherer sozialer Kompetenz (Kelly, O'Brien & Hosford (1981), da in ihren Ergebnissen Androgynität (operationalisiert als Interaktion zwischen den orthogonalen Faktoren Maskulinität und Feminität - als nach ihrer Meinung korrekter Operationalisierung von Androgynität) nicht stärker mit individuellem Coping zusammenhängt als hohe Maskulinitätswerte bei gleichzeitig tiefen Feminitätswerten (s. Tabelle 8).

Stake (2000) widerspricht mit ihren Ergebnissen einer Relativierung der Androgynität, die Nezu und Nezu (1987) vornahmen. In ihrer situationsbezogenen Operationalisierung von Androgynität (siehe detaillierte Beschreibung im Kapitel 2.1) ergaben die Ergebnisse, dass androgyne Personen über das breiteste Copingrepertoire in Situationen verfügen, die sowohl instrumentelle als auch expressive Copingstrategien erfordern (s. Tabelle 8).

Tabelle 8.
Funktionales individuelles Coping (SG)

AutorInnen	Ergebnisse
Brooks, Morgan und Scherer (1990)	Traditionelle Frauen wenden seltener positive Umbewertung an als nicht-traditionelle Frauen.
Brooks, Morgan und Scherer (1990)	Traditionelle Frauen suchen häufiger als nicht-traditionelle Frauen soziale Unterstützung.
Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath & Monnier (1994)	Es bestehen keine Unterschiede bezüglich der sozialen Unterstützungssuche zwischen traditionellen und nicht-traditionellen Frauen.
Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath & Monnier (1994)	Traditionelle Frauen und Männer betreiben in Stresssituationen eher soziale Koalitionsbildung als nicht-traditionelle Frauen und Männer.
Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath & Monnier (1994)	Nicht-traditionelle Frauen und Männer wenden häufiger als traditionelle Frauen und Männer vorsichtiges Coping an.
Nezu & Nezu (1987)	Maskuline Personen verhalten sich aktiver als Personen mit tiefen Maskulinitätswerten.
Stake (2000)	Androgyne Personen verfügen über das weiteste Copingrepertoire in Situationen, die sowohl instrumentelle als auch expressive Copingstrategien erfordern.

Brooks et al. (1990) fanden in ihrer Studie, dass traditionelle Frauen (gemessen mit dem Male-Female Relations Questionnaire von Spence, Helmreich & Sawin, 1980) signifikant seltener *positive Umbewertung* anwenden als nicht-traditionelle Frauen. In Bezug auf die Suche nach sozialer Unterstützung zeigte sich in der gleichen Studie, dass nicht-traditionelle Frauen häufiger als die anderen drei Gruppen *soziale Unterstützung* in Stresssituationen aufsuchen (Brooks et al., 1990). Hobfoll et al. (1994) fanden dagegen keine Unterschiede zwischen traditionellen und nicht-traditionellen Frauen bezüglich der Suche nach *sozialer Unterstützung*, hingegen zeigte sich, dass traditionelle Frauen und Männer eher *soziale Koalitionsbildung* in Stresssituationen betrieben als nicht-traditionelle Frauen und Männer. Nach Hobfoll et al. (1994) wenden nicht-traditionelle Frauen und Männer auch häufiger als traditionelle Frauen und Männer *vorsichtiges Coping* an.

Allgemein wendeten die nicht-traditionellen Frauen das grösste, die traditionellen Frauen dagegen das limitierteste Copingrepertoire unabhängig von unterschiedlichen Situationstypen an (Brooks et al., 1990). Brooks et al. (1990) interpretieren das Ergebnis dergestalt, dass Personen mit rigiden Geschlechtsrollen in ihrer Anzahl Copingstrategien limitiert sind. (s. Tabelle 8).

Ausgehend von Nolen-Hoeksema's (1987) Interpretation zur höheren *Rumination* von Frauen und höherer *Ablenkung* von Männern stellten Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990) die Hypothese auf, dass nicht das biologische Geschlecht, sondern die Geschlechtsrollenorientierung mit höherer *Rumination* und höherer *Ablenkung* zusammenhängt. Frauen wie Männer mit hohen Ausprägungen auf der Finitäts- und Maskulinitätsskala sollten die gleichen Zusammenhänge zu *Rumination* und *Ablenkung* aufweisen. Effektiv zeigen sowohl Frauen wie Männer mit *hohen Finitätswerten* starke Zusammenhänge zu *Rumination* und *tiefer Ablenkung*, und Frauen und Männer mit *hohen Maskulinitätswerten* starke Zusammenhänge zu hoher *Ablenkung* (distraction). Brems und Johnson (1989) zeigten zusätzlich einen signifikanten Zusammenhang zwischen *hoher Finität* und *Selbstbeschuldigungen* bei Frauen wie Männern.

McCall und Struthers (1994) berichten, dass Männer mit hohen Finitätswerten am häufigsten *Vermeidung* anwenden. Keinen Zusammenhang fanden Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990) entgegen ihrer Hypothese zwischen *Vermeidung (avoidance)* und dem Geschlechtsrollenkonzept. Demgegenüber fanden Nezu und Nezu (1987) einen Zusammenhang zwischen hoher Maskulinität und *seltener Vermeidung*. Die Resultate zum Zusammenhang zwischen dem Geschlechtsrollenkonzept und Vermeidung sind widersprüchlich. Auf der einen Seite urteilen einzelne AutorInnen, dass gerade *Maskulinität* mit *aktiverer Stressbewältigung* einhergeht (z.B. Nezu & Nezu, 1987), andererseits hängt sie in hohem Masse mit *Ablenkung* (distraction) und *Vermeidung von emotionsbezogenem Coping* zusammen (Spence, 1984) (s. Tabelle 9).

Tabelle 9.
Dysfunktionales individuelles Coping (SG)

AutorInnen	Ergebnisse
Brems und Johnson (1989)	Feminität korreliert mit Selbstbeschuldigungen.
Brooks, Morgan & Scherer (1990)	Traditionelle Frauen wenden häufiger Vermeidung an als nicht-traditionelle Frauen.
Brooks, Morgan & Scherer (1990)	Traditionelle Frauen wenden weniger Distanzierung an als nicht-traditionelle Frauen und nicht-traditionelle Männer.
Brooks, Morgan & Scherer (1990)	Traditionelle Frauen verfügen über das limitierteste, nicht-traditionelle Frauen über das breiteste Copingrepertoire.
Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990)	Maskulinität hängt mit Ablenkung zusammen, Feminität mit Rumination (unabhängig vom biologischen Geschlecht).
Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990)	Es bestehen keine Zusammenhänge zwischen dem Geschlechtsrollenkonzept und Vermeidung.
Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath & Monnier (1994)	Traditionelle Männer bewältigen Stress am aggressivsten und asozialsten.
Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath & Monnier (1994)	Traditionelle Frauen bewältigen Stress am passivsten.
Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath & Monnier (1994)	Traditionelle Frauen und Männer bewältigen Stress am asozialsten.
Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath & Monnier (1994)	Traditionelle Frauen und Männer wenden in beruflichen Situationen häufiger Vermeidung an als nicht-traditionelle Frauen und Männer.
McCall und Struthers (1994)	Feminine Männer wenden am häufigsten Vermeidung an.
Nezu und Nezu (1987), Spence (1984)	Maskulinität korreliert mit Vermeidung und Ablenkung.

Brooks et al. (1990) fanden in ihrer Studie, dass *traditionelle Frauen* (gemessen mit dem Male-Female Relations Questionnaire von Spence, Helmreich & Sawin, 1980) signifikant häufiger *Vermeidung* anwenden als nicht-traditionelle Frauen. *Traditionelle Frauen* wenden dagegen *weniger Distanzierung* als nicht-traditionelle Frauen und nicht-traditionelle Männer an. Hobfoll et al. (1994) berichten, dass *traditionelle Frauen und Männer* (gemessen mit dem Male-Female Relations Questionnaire von

Spence, Helmreich & Sawin, 1980) in beruflichen Situationen häufiger *Vermeidung* anwenden als nicht-traditionelle Frauen und Männer.

In Anlehnung an Spence (1984), die *Maskulinität* vor allem als Widerspiegelung von *Selbstsicherheit* und *Selbstbehauptung* bezeichnete, interpretieren Conway et al. (1990, S. 586) die höhere *Ablenkung* von maskulinen Personen damit, dass "being assertive requires putting aside one's own feelings of sadness". Feminine Personen, die nach Spence (1984) interpersonell orientiert seien, würden ihre Traurigkeit eher wahrnehmen und ausdrücken, "just as they may generally attend to their own and other's affective experience" (Conway et al., 1990, S. 586).

In Bezug auf die Einnahme von *Drogen* als Bewältigung von Stress konnten keine Zusammenhänge zu Feminität oder Maskulinität gefunden werden (Conway, Giannopoulos & Stiefenhofer, 1990).

Hobfoll et al. (1994) berichten, dass *traditionelle Männer* (gemessen mit dem Male-Female Relations Questionnaire von Spence, Helmreich & Sawin, 1980) Stress *aggressiver* und *antisozialer* bewältigen als Frauen, *traditionelle Frauen* dagegen sich in Stresssituationen eher *passiv* verhalten. Allgemein fallen die Geschlechtsunterschiede zwischen traditionellen Frauen und Männern grösser aus als zwischen nicht-traditionellen Frauen und Männern. In Bezug auf *antisoziales Copingverhalten* geben *traditionelle Frauen und Männer* signifikant höhere Werte an als nicht-traditionelle Frauen und Männer.

Allgemein wendeten die nicht-traditionellen Frauen das *grösste*, die traditionellen Frauen dagegen das *limitierteste Copingrepertoire* unabhängig von unterschiedlichen Situationstypen (Arbeitssituationen oder private Situationen) an (Brooks et al., 1990). Brooks et al. (1990) interpretieren das Ergebnis dergestalt, dass Personen mit rigiden Geschlechtsrollen in ihrer Anzahl Copingstrategien limitiert sind. Insbesondere bei traditionellen Frauen zeigen sich aus den Resultaten von Brooks et al. (1990) verhängnisvolle Konsequenzen aus ihrem individuellen Coping. Sie wenden seltener konfrontatives Coping an, was auf eine eher passive Haltung in Stresssituationen schliessen lässt. Gleichzeitig wenden sie auch weniger *Vermeidung* an, nehmen stärker als die anderen drei Gruppen die *Verantwortung* für den Stressor auf sich und üben weniger *Selbstkontrolle* aus, was leicht zu einem Gefühl von Hilflosigkeit führen

kann. Aus der Sicht von Brooks et al. (1990) ist es daher nicht erstaunlich, dass Frauen eine doppelt so hohe Depressionsrate aufweisen als Männer (Chino & Funabiki, 1984).

5 Dyadisches Coping (Stressbewältigung in der Partnerschaft)

Zu Stressbewältigung in der Partnerschaft und der Familie bestehen mehrere theoretische Konzepte, die Stressbewältigung in der Partnerschaft je nach theoretischer Ausrichtung unterschiedlich definieren und entsprechend verschiedene Zielsetzungen/Funktionen derselben thematisieren. Es werden nachfolgend nur partnerschaftsbezogene Copingkonzepte näher vorgestellt, da sie in Bezug auf systemische Prozesse auf der Paarebene spezifischer ausgearbeitet sind als die familientheoretischen Stressmodelle. Eine detaillierte Besprechung der familienstresstheoretischen Stress- und Copingmodelle findet sich bei Bodenmann (2000a) und der ForscherInnengruppe Perrez, Berger und Wilhelm (1998) sowie Bodenmann-Kehl (1999), die ihrerseits aufbauend auf den bestehenden Konzepten die Typologien von familiärem Stress und deren Bewältigung weiterentwickelt haben.

Der Ansatz des interpersonellen Copings von Coyne und Smith

Coyne und Smith (1991) gehen in ihrem Ansatz des interpersonellen Copings davon aus, dass der Erfolg der Stressbewältigung neben der Qualität des individuellen Copings auch von einer dyadischen Stressbewältigung und kontextuellen Bedingungen abhängt. Stress in der Partnerschaft ist ihrer Meinung nach ein gemeinsames Schicksal, und bedingt deshalb ein dyadisches Coping, in dem ein Geben und Nehmen beider Partner von grosser Bedeutung ist. Dyadisches Coping hat dabei die Funktionen einer a) *individuellen Emotionsregulation beider Partner*, weiter einer b) *instrumentellen Problemlösung* sowie c) *des Umgangs mit den emotionalen Bedürfnissen beider Partner*. Sie unterscheiden generell zwischen *aktivem Engagement*, welches sich darauf bezieht, mit dem Partner zu diskutieren, seine Gefühle zu erkunden und konstruktive Problemlösungen vorzuschlagen, und *protektiver Pufferung*, welche die emotionale Entlastung des Partners zum Ziel hat. Darunter summieren sich Verhaltensweisen wie die *Vermeidung von belastenden Themen*, die *Umbewertung von Sorgen* sowie ein *gewisses Nachgeben dem Partner gegenüber*, um Missstimmungen zu verhindern. Als Erweiterung innerhalb des beziehungsbezogenen Copings schlugen Fiske, Coyne & Smith (1997) *Überbehütung* vor, die sowohl dominante, aggressive als

auch submissive Interaktionsstrategien enthält, mit dem Ziel, sich vor einer zu grossen emotionalen Beteiligung in der Partnerschaft zu schützen.

Obwohl laut Bodenmann (2000a) die empirische Befundlage zu diesem Modell kontrovers ausfällt, führe ich es an, da es Bezugspunkte zu den Geschlechtsrollen bietet. Frauen sind häufiger aktiver in der Partnerschaft engagiert als Männer und sie scheinen die protektive Pufferung stärker zu betreiben als Männer. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass einzelne Ergebnisse daraufhin verweisen, dass Frauen weniger Unterstützung von ihrem Partner erhalten als vice versa (Belle, 1982), mehr Männer als Frauen angeben, von ihrem Partner verstanden und bekräftigt zu werden (Campbell, Converse & Rodgers, 1976; Vanfossen, 1981) und anzunehmen ist, dass Frauen stärker am Stress des Partners teilhaben als umgekehrt, da sich der Stress nur bei ihnen auf ihr psychisches Wohlbefinden abfärbt (Widmer & Bodenmann, 2000). Männer wenden in der dyadischen Stressbewältigung dagegen häufiger hostiles dyadisches Coping an als die Frauen und verhalten sich auch evasiver in der Partnerschaft (Widmer & Bodenmann, 2000). In der Studie von Bodenmann (1995a) zeigte sich, dass Männer in Stresssituationen häufiger auf die eigene Emotionsregulation bedacht waren, indem sie mit Vorwürfen an die Partnerin Stress abbauten und sich dadurch von ihrer Verantwortung distanzierten, während die Frauen eher internalisierende Strategien (wie Selbstanschuldigungen) betrieben, um den Partnerschaftsstress zu verringern. Das Verhalten der Frauen ist aus meiner Sicht der „protektiven Pufferung“ zuzurechnen, welche die emotionale Entlastung des Partners und die Stärkung der Integrität gegen aussen zum Ziel hat, wobei unklar ist, aus welchen motivationalen Gründen die Frauen dieses Verhalten zeigen. Nebst naheliegenden Gründen der Liebe für den Partner kann ebenso die Angst, bei Beschuldigungen des Partners seinen Rückzug zu provozieren, mitspielen. Da sich viele Frauen in einer finanziellen Abhängigkeit vom Partner befinden, ist es nachvollziehbar, weshalb es sich Frauen weniger leisten können, ihren Partner in einer solchen Situation zu beschuldigen. Daneben spielen auch Geschlechtsrollenstereotype hinein, die ebenso beeinflussen, dass Frauen in einem Leistungsexperiment (Paarintelligenztest) eher die Schuld auf sich nehmen und Männer sie von sich weisen.

Der Ansatz des empathischen Copings von DeLongis und O'Brien

Gemäss DeLongis und O'Brien (1990) besteht eine funktionale Stressbewältigung nicht nur in einer *gelungenen Problemlösung* und *Emotionsregulation*, sondern auch in der *Regulation von Sozialbeziehungen*. Durch diese Erweiterung des individuellen Stress-Coping-Ansatzes von Lazarus und Folkman (1984) beziehen sie stärker die auch von Schwarzer (1992) und Weber (1990) thematisierten Effizienzkriterien des Sozialverhaltens, respektive der sozialen Funktionstüchtigkeit, ein. Die Autorinnen gehen davon aus, dass soziale Beziehungen für unser Wohlbefinden und unseren Selbstwert von zentraler Bedeutung sind. Coping ist einerseits zur Bewältigung von Spannungen im sozialen Kontext notwendig, andererseits werden durch interpersonelles Coping auch Beziehungen stabilisiert. In ihrer erweiterten Konzeption definieren O'Brien und DeLongis (1997) zusätzlich Copingstrategien, die die Reduktion von Sozialkontakten oder die Auflösung der Beziehung zum Ziel haben. Insbesondere das *empathische Coping* ist im Kontext der Partnerschaft von herausragender Bedeutung. Darunter verstehen DeLongis und O'Brien (1990) die Fähigkeit, sich in einer Stresssituation in den andern *einfühlen* zu können und das *emotionale Verständnis auch kommunizieren zu können*. Bodenmann (1995a, 2000a) fand jedoch keine Geschlechtsunterschiede beim emotionsbezogenen supportiven dyadischen Coping und beim gemeinsamen emotionsbezogenen dyadischen Coping.

Das Konzept des interpersonellen Copings von DeLongis und O'Brien (1990) genügt meiner Meinung nach nicht für eine echte gleichberechtigte Stressbewältigung in der Partnerschaft, da es sich auf ein emotionales Verständnis für den Partner in Stresssituationen beschränkt, und die konkrete gegenseitige Entlastung in dyadeninternen Stresssituationen nicht thematisiert. Dazu gehört meiner Meinung nach, in Stresssituationen auch Aufgaben des Partners/der Partnerin zu übernehmen und darüber hinaus eine Rollenteilung anzustreben, die in sich eine Umverteilung des Stressausmasses für Frauen und Männer in der Partnerschaft vornimmt, um präventiv, und nicht erst in der Stresssituation selbst, Stress abzubauen. Resultate zum Stressausmass von Frauen und Männern bestätigen, dass Frauen in mehr Bereichen und mit grösserer Intensität als Männer Stress im Alltag erleben (Almeida & Kessler, 1998; Widmer &

Bodenmann, 2000). Der Ansatz von DeLongis und O'Brien (1990) ist in dem Sinn von Bedeutung, dass er die soziale Dimension von individuellem wie dyadischem oder interpersonellen Coping explizit benennt und die bestehenden Effizienzkriterien eines gelungenen Copings erweitert.

Der feministische Ansatz von Kayser, Sormanti und Strainchamps

Im Ansatz zu dyadischem Coping von Kayser, Sormanti und Strainchamps (1999) wird davon ausgegangen, dass dyadisches Coping einerseits die *Paarbeziehung stärkt*, andererseits das *Coping* auch von der *Partnerschaftsqualität* beeinflusst ist. Ein effektives Coping ermöglicht eine grössere *Intimität* zwischen den Partnern, und diese wiederum ermöglicht beiden Partnern *Wachstum*. Dyadisches Coping hat somit nicht zum primären Ziel, Stress abzubauen, sondern die Partnerschaft zu *festigen*. Auch in dieser Konzeption liegt das Hauptgewicht auf der *wechselseitigen Empathie*, aber sie bezieht auch die faktische *gegenseitige Unterstützung* in Stresssituationen stärker ein als das Konzept von DeLongis und O'Brien (1990). Der wesentliche Punkt in diesem Konzept liegt meiner Meinung nach in der Thematisierung der Bedeutung der *Partnerschaftsqualität* zumindest für das Wohlbefinden von Frauen und auch, dass Coping eben nicht nur die Partnerschaftsqualität, sondern umgekehrt, die Partnerschaftsqualität auch das Coping beeinflusst. Auf der Grundlage dieses Konzepts müssten die Resultate, dass Frauen in Partnerschaften häufiger unzufrieden sind als Männer (Antonucci & Akiyama, 1987; Gove et al., 1983; Vanfossen, 1986), weniger Unterstützung von ihrem Partner erhalten als vice versa (Belle, 1982) und mehr Männer als Frauen angeben, von ihrem Partner verstanden und bekräftigt zu werden (Campbell, Converse & Rodgers, 1976; Vanfossen, 1981), mit der Zeit zu einer massiven Frustration ihrer Partnerschaftsvorstellungen und auf ihre Initiative hin zur Auflösung der Partnerschaft führen. Wenn man die hohen Scheidungszahlen anschaut und einbezieht, dass in den meisten Fällen die Initiative zur Trennung von Frauen ausgeht (Kaslow & Schwartz, 1987), könnten diese Gründe massgebend an der Entscheidung für eine Trennung beteiligt sein.

Der Ansatz der sozialen Unterstützung in der Partnerschaft von Cutrona

Cutrona (1996) bezieht sich in den Funktionen einer Partnerschaft auf Weiss (1978), der der Partnerschaft sechs Funktionen zuweist. *Soziale Unterstützung*, die sie als Antwortbereitschaft auf die Bedürfnisse des andern definiert, gilt als eine *wichtige Funktion innerhalb der Partnerschaft*. Sie umfasst sowohl *Unterstützung im emotionalen Sinne*, im Sinne von *Selbstwertstützung und -förderung, Zurverfügungstellung von Informationen* als auch von *instrumenteller Hilfe*. Soziale Unterstützung innerhalb der Partnerschaft führt dazu, dass die Beziehung als unterstützend erlebt wird und dadurch das *Vertrauen* in den Partner und die Partnerschaft stärker wird (Holmes & Rempel, 1989). Gleichzeitig führt ein hohes Mass an Unterstützung geben und erhalten auch dazu, dass das "*Commitment*" für die Partnerschaft wächst (Cutrona, 1996). Nicht nur gehört laut Hendrick und Hendrick (1992) "caring" zu den meisten bestehenden Umschreibungen von Liebe. Steck, Levitan, McLane & Kelly (1982) konnten auch in einer empirischen Studie aufzeigen, dass die Personen mit den höchsten Werten bezüglich der Sorge um das Wohlergehen des Partners auch die stärkste Liebe zu ihrem Partner angaben.

Der Ansatz des dyadischen Copings von Bodenmann

Das Stress-Coping-Prozess-Modell von Bodenmann (1994, 1995a, 2000a) enthält meiner Meinung nach im Vergleich zu anderen Modellen sehr viel differenziertere Unterscheidungen bezüglich *Formen, Bedingungen, Zielsetzungen* und *Funktionen* des dyadischen Copings und als alleiniges Partnerschaftsstresscopingkonzept eine *konsequent systemische Betrachtung von Stressbewältigung in der Partnerschaft*.

Der empirische Teil der vorliegenden Arbeit wurde mit dem auf dem Modell basierenden dazugehörenden Fragebogen (Bodenmann, 1996a, 2000a) sowie dem weltweit ersten Beobachtungsprogramm zu dyadischem Coping (Bodenmann, 1995a, 2000a), in welchem einerseits *verbale* und *nonverbale Stressmitteilung* sowie *emotionale* wie *sachliche Unterstützung beider Partner* (verbal und nonverbal) erfasst werden, andererseits auch die *Kontingenzen* zwischen Stressmitteilung und Unterstützung analysiert werden können, erfasst (vgl. CAOS; Bodenmann,

Bourquard, Perrez & Spiegel, 1995).

5.1 Definition von Stress in Partnerschaften

Bodenmann (1995a) definiert *Stress im Rahmen einer Partnerschaft* in Anlehnung an Finney, Moos, Cronkite und Gamble (1983) als ein *direkt oder indirekt beide Partner betreffendes Ereignis*, das zur einer *Störung der Homöostase des Paar-Systems* führen kann, wenn die beiden Partner einzeln, zusammen oder mit Hilfe externer Ressourcen nicht in der Lage sind, die internen oder externen Anforderungen zu bewältigen. Aufgrund der Tatsache, dass Partnerschaft durch starke Aufeinanderbezogenheit, Intimität, hohe Dichte an Interaktionsmöglichkeiten und gleichzeitige Abgrenzung gegen aussen charakterisiert ist (Schneewind, 1999), ist es nach Bodenmann (1995a, 2000a) nicht möglich, Stress und Coping aus einer individuumszentrierten Sicht zu betrachten, da Stress in einer Partnerschaft einen prozessualen Charakter aufweist, der aus der Interaktion zwischen beiden Partnern, deren konstanter Veränderung und Weiterentwicklung beruht. Bodenmann (1995a, S. 75) postuliert in seinem *Stress-Coping-Prozess-Modell*, dass die Form der Belastungsbewältigung durch die "Einschätzungsdimensionen (a) *Betroffenheit vom Stress* (Partner A, Partner B, Dyade); (b) *Verursachung der Stress-situation* (durch Partner A, Partner B, Dyade, dyadenexterne Ursachen) und (c) *Einfluss- bzw. Kontrollmöglichkeiten* (von Partner A, Partner B, Dyade, externe Personen) sowie durch die (d) *situativen bzw. globalen Ziele in Abhängigkeit von motivationalen Faktoren* (z.B. Partnerschaftszufriedenheit, etc.) und *Kompetenzen* hervorgesagt werden kann.“

5.2 Belastungsarten in der Partnerschaft

Bodenmann (1995a) unterscheidet zwischen 1) *individuellem* Stress, der primär nur einen Partner betrifft, und *dyadischem* Stress, der beide Partner gleichermaßen betrifft. Die Partner können von 2) *einem* oder *mehreren* Belastungsereignissen *gleichzeitig* (parallel), *überlappend* oder *versetzt* (sequentiell) betroffen sein. Neben der Zeitchronologie spielen

ebenfalls 3) die *zeitliche Ausdehnung der Stresseinwirkung* (kurzfristig versus langfristig) und 4) die *Familiarität und Vorhersagbarkeit des Belastungsereignisse* eine wichtige Rolle. Ebenso muss bei der Bestimmung der Betroffenheit vom Stress auch 5) die *individuelle Biographie und Paargeschichte* berücksichtigt werden, und 6) die Belastung im Kontext des *individuellen bzw. dyadischen Lebenszyklus* gesehen werden.

Belastungen in Partnerschaften können durch 1) *dyadeninterne* (durch Partner A, Partner B, Dyade) oder 2) *dyadenexterne* Ursachen bedingt sein. Die 1a) *dyadeninterne individuelle Verursachung* von Stress kann von den Persönlichkeitsvariablen eines Partners/beider Partner, deren physischen und psychischen Gesundheit, soziodemographischen Merkmalen und externen Belastungsbedingungen, denen jeder Partner ausgesetzt ist, abhängen. Die 1b) *dyadeninterne dyadische Verursachung von Stress* kann auf *strukturelle, funktionelle* und *situative dyadische Faktoren* zurückgeführt werden. Die strukturellen Faktoren, die Stress in der Partnerschaft auslösen können, umfassen z.B. "inegalitäre Rollenverteilungen, Dominanz-Submissivitäts-Muster, diffuse oder starre interne und externe Grenzen des Paares" (Bodenmann, 1995a, S. 41). Unter funktionelle Faktoren fallen Interaktionsmuster und Funktionsweisen, die zu Spannungen und Konflikten in der Partnerschaft führen wie "ungünstige Kommunikationsmuster, eine schlechte Organisation, mangelnde Kooperation, Ziel- und Einschätzungsdiskrepanzen usw." (Bodenmann, 1995a, S. 41).

Innerhalb der *dyadenexternen Stressoren* können *Makrostressoren* (z.B. normative Entwicklungsaufgaben, unvorhersehbare kritische Lebensereignisse) und *Mikrostressoren* (*daily hassles*) unterteilt werden. Dyadenexterne Stressoren können sowohl in den *situativen Bedingungen* (mehrere Anforderungen gleichzeitig), *ökologischen Bedingungen* (z.B. schlechte Luft, lärmiges Wohnquartier), *ökonomischen Bedingungen* (Arbeitslosigkeit, Armut) als auch in den *kulturellen bzw. sozio-kulturellen Bedingungen* (Normen, politische Bedingungen etc.) liegen.

5.3 Der Stressprozess in Partnerschaften

In Abhängigkeit der Situation respektive Problemkonstellation, der jeweiligen bzw. situationsübergreifenden stabilen Copingdispositionen und -ressourcen beider Partner werden unterschiedliche Formen der gemeinsamen Belastungsbewältigung erwartet. So können die Partner sowohl einzeln als auch gemeinsam vom Stressereignis betroffen sein (siehe Abbildung 3). Innerhalb einer Partnerschaft beziehen sich die *primären Einschätzungsprozesse* nicht nur auf das *eigene Wohlergehen*, sondern auch auf das *Wohlergehen des Partners/der Partnerin*. Im Anschluss an die primären Einschätzungsprozesse bezüglich der Stressbetroffenheit (individuelle und gemeinsame Einschätzungen) erfolgt eine *sekundäre Einschätzung der je eigenen Ressourcen, gemeinsamen Ressourcen und externen Ressourcen* zur Bewältigung des Stresses. Ziele spielen neben den beiden vorgängigen Einschätzungsprozessen ebenfalls eine wichtige Rolle im dyadischen Coping. Bodenmann (1995a) unterscheidet einerseits zwischen 1) *individuellen Zielen* (z.B. individuelle Problemlösung im Berufsalltag, Emotionsregulation, Selbstwertwahrung und soziale Integration beider Partner einzeln) versus *dyadischen Zielen* (gemeinsame Konzertbesuche, Planen eines gemeinsamen Ferienprojekts) (s. Abbildung 3).

Andererseits unterscheidet er zwischen 2) *partnerschaftsbezogenen Zielen* (direkt auf die Partnerschaft bezogene Ziele wie z.B. sich Zeit für Zärtlichkeit nehmen; organisatorische Abmachungen wie z.B. die Rollenverteilung in der Partnerschaft etc.) versus *nicht-partnerschaftsbezogenen Zielen* (eigene Bedürfnisse, z.B. das Kind rechtzeitig zu Bett bringen, damit Zeit bleibt für einen bestimmten Film am Abend; dyadisches Ziel, aber nicht partnerschaftsbezogen) (s. Abbildung 3).

Analog zum "*Reappraisal*" von Lazarus und Folkman (1984) im individuellen Copingprozess geht Bodenmann (1995a) auch in der Dyade von einer Neubewertung im Anschluss an die Einschätzungsprozesse aus. Es werden aber neben der Evaluation des Ausgangs und der Effektivität der eigenen eingesetzten Copingstrategien beider Partner je einzeln auch Evaluationen im Paar ausgetauscht und eventuell Ziele und Bewältigungsstrategien modifiziert (s. Abbildung 3).

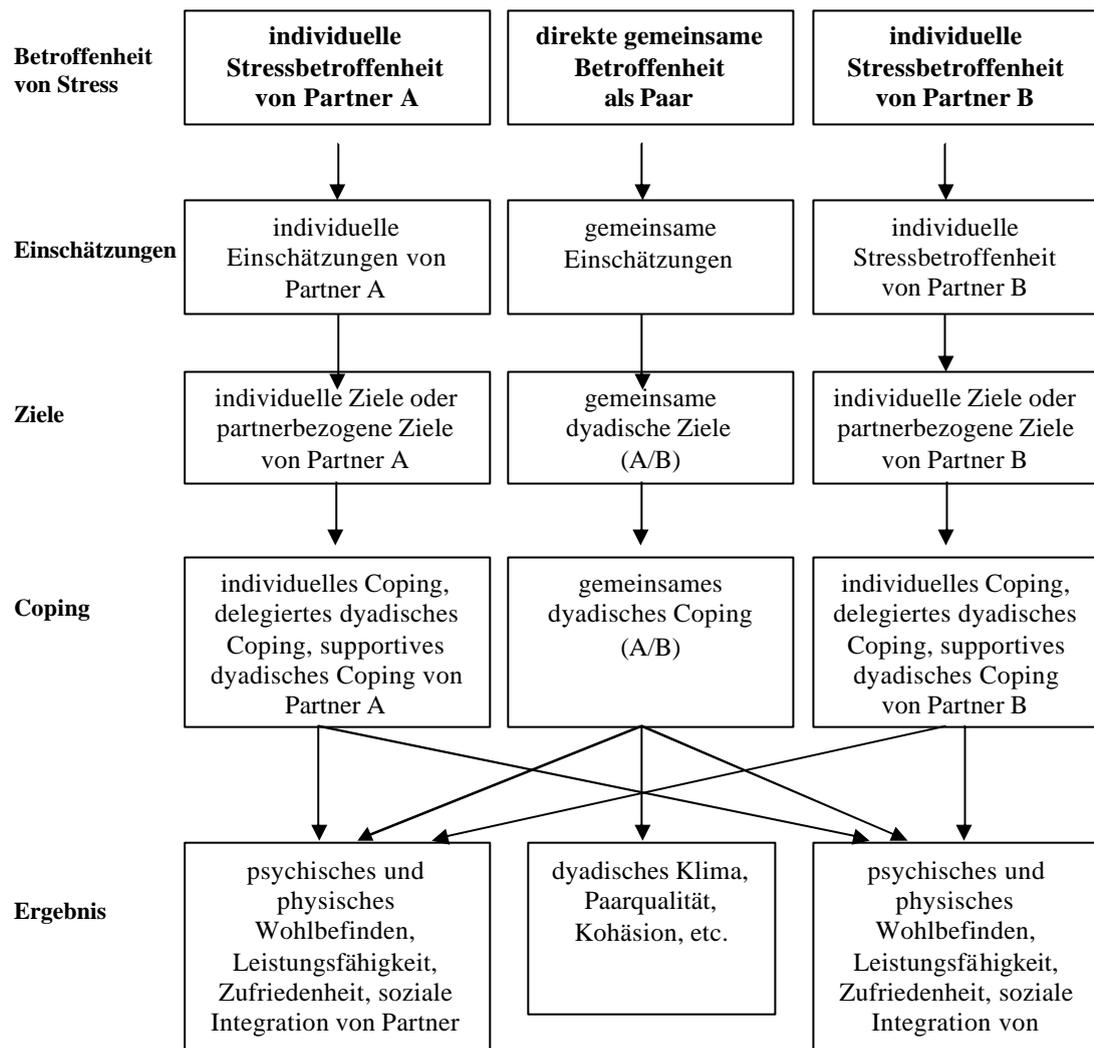


Abbildung 3. Stress in der Partnerschaft (Bodenmann, 2000a, S. 51)

5.4 Definition von dyadischem Coping

Bodenmann (1995c, S. 72) hat dyadisches Coping in Erweiterung zur individuellen Belastungsbewältigung als Formen des Copings konzeptualisiert, "bei denen beide Partner in die Stressregulation einbezogen sind. Unterschieden werden *gemeinsames dyadisches Coping* (bei dem beide Partner gemeinsam die Lösung des Problems bzw. die Emotionsregulation bewerkstelligen), *supportives dyadisches Coping* (bei dem der eine Partner den anderen bei dessen Bewältigung unterstützt) und *delegiertes*

dyadisches Coping (bei dem der eine Partner Belastungsbereiche an den anderen zur Bewältigung abtreten kann).“ Die Konzeption des dyadischen Copings von Bodenmann (1995a, c) erweitert die transaktionale Stresstheorie von Lazarus und Folkman (1984) und bezieht systemtheoretische Modelle der *individuellen und dyadischen Homöostaseregulation* als *oberstes Organisationsprinzip* (Bertalanffy, 1969; Watzlawick, Weakland & Fisch, 1974) in das Modell ein. Vor dem Hintergrund einer systemischen und prozessualen Konzeption von Stress in Partnerschaften bedeutet Stressbewältigung im dyadischen Kontext nicht nur *Problembewältigung* und *eigene Emotionsregulation*, sondern auch *„die Wiederherstellung einer befriedigenden Beziehung zwischen den Partnern bzw. mit der Aussenwelt“* (Bodenmann, 1995a, S. 33). Bodenmann (1995a) geht davon aus, dass in Partnerschaften die gleichen Einschätzungsprozesse und Analysen stattfinden, wie sie von Lazarus und Folkman (1984) für die einzelne Person thematisiert worden sind. Dyadisches Coping ist ein systemisches Konstrukt, in dessen Rahmen sowohl Stresssignale des einen Partners als auch verbale wie nonverbale Antwortreaktionen des anderen Partners auf die Stressäußerung berücksichtigt werden.

Stresssignalisation

Die *Stresssignalisation seitens des vom Stress Betroffenen* spielt eine wesentliche Rolle in der Mobilisierung der Unterstützung durch den anderen Partner. Bodenmann (2000a) unterscheidet *fünf* verschiedene Formen der Stressmitteilung:

a) *Neutrale Beschreibung von Stress, welcher als emotional bedeutsam erwartet wird*: Die Person beschreibt das Stressereignis auf rein sachlicher Ebene, ohne dass sie auf ihre Gefühle eingeht oder den Partner um Unterstützung bittet.

b) *Latente verbale emotionsbezogene Stressäußerung*: Damit gemeint ist, dass eine Person in einer Art und Weise über ihren Stress spricht, dass zwar latent eine Belastung spürbar ist, ohne dass diese direkt angesprochen würde. In dieser Art der Stressäußerung liegt ein indirekt appellativer Charakter an den Partner vor („Das hatte heute wieder eine

Riesenschlange von Leuten auf der Arbeitsvermittlungsstelle! Dass die nicht mal mehr Leute einstellen können!").

c) *Nonverbale emotionsbezogene Stressäusserung*: Die Person zeigt nonverbal ihr emotionales Unbehagen oder Leiden, wobei ein appellativer Charakter an den Partner ersichtlich wird (z.B. lautes Seufzen, Stöhnen, Hände verwerfen, Kopf schütteln etc.).

d) *Verbale implizite emotionsbezogene Stressäusserung*: Die Person fragt ihren Partner nur indirekt um emotionale Unterstützung entweder durch 1) *diffuse Gefühlsäusserung* (sich z. B. gestresst, mies fühlen), 2) *selbstabwertende Bemerkungen* (z. B. "ich stellte mich so blödsinnig dumm an") und 3) *Selbsthinterfragung* (z. B. "ich weiss nicht, ob ich diese Anforderungen schaffe").

e) *Verbale explizite emotionsbezogene Stressäusserung*: Die Person teilt ihrem Partner ihre konkreten Gefühle mit. Im Gegensatz zur verbal impliziten emotionsbezogenen Stressäusserung werden hier Gefühle detaillierter und konkret beschrieben (z. B. "ich war wütend", "ich war traurig", "ich schämte mich so sehr vor den andern"; "ich fühlte mich so hilflos in dieser Situation") (Bodenmann, 2000b, S. 91).

Die *nonverbale Mitteilung von Stress* erweist sich als besonders ungünstig, da es für den Partner schwierig ist, die nonverbale Mitteilung zu dekodieren und eine den Bedürfnissen des um Unterstützung suchenden Partners angepasste Unterstützung zu geben (Bodenmann, 1995a).

Am günstigsten erweist sich die *verbale explizite emotionsbezogene Stressmitteilung*, da sie es dem Partner ermöglicht, das Erleben des andern in der Stresssituation nachzuvollziehen und weniger Möglichkeiten für Missverständnisse durch Eigeninterpretationen des Zuhörenden gelegt werden. Die *verbale explizite emotionsbezogene Stressäusserung* schliesst ebenso die verbale Aufforderung an den Partner nach Unterstützung ein. Zufriedene Paare sprechen Belastungen kompetenter an (verbale Stressmitteilung anstelle von nonverbalen Äusserungen) und haben dadurch eine höhere Chance, dass der Partner auf ihre Bedürfnisse nach Unterstützung reagiert (Bodenmann, 1995a). Während unzufriedene Paare in Stresssituationen eher sachlich miteinander sprechen, teilen zu-

friedene Paare einander ihren Stress auf der emotionalen Ebene mit und erhalten darauf häufiger emotionale Unterstützung vom Partner/von der Partnerin.

Positives supportives dyadisches Coping

Supportives dyadisches Coping kommt dann zum Zuge, wenn einer der beiden Partner nicht alleine mit einer Stresssituation zurechtkommt, die eigentlich ursprünglich nur ihn/sie betrifft. Wenn die eigenen Ressourcen zur Stressbewältigung nicht ausreichen, kann der Partner mit *problem- und emotionsbezogenen Unterstützungshandlungen* den Stress bewältigen helfen. *Supportives dyadisches Coping* wird dem Partner in Situationen gegeben, in denen a) vor allem ein Partner betroffen ist, b) dieser Partner den Stress nicht selber verschuldet hat und c) in denen der unterstützende Partner aktuell oder situationsübergreifend über mehr oder bessere Bewältigungsressourcen verfügt. Diese Unterstützungsform nimmt dem betroffenen Partner die Stressbewältigung nicht vollständig ab, aber durch die *emotionsbezogene Unterstützung* wie z.B. Verständnis, Mut machen, trösten, beruhigen, umbewerten helfen, oder durch die *sachbezogene Unterstützung* wie z.B. konkrete Übernahme von Tätigkeiten, Entlastungen des Partners etc. hilft der Partner aktiv in der Stressbewältigung mit (Bodenmann, 1995a, c) (s. Tabelle 10).

Tabelle 10.
Formen des supportiven dyadischen Copings

Sachbezogene Unterstützung	Emotionsbezogene Unterstützung
<ul style="list-style-type: none"> • Ratschläge • Mithilfe bei der Ausführung von Tätigkeiten und Aufgaben • Informationsweitergabe • Mithilfe bei der Analyse von Problemen • Ermöglichung von Freiräumen für den Partner (z.B. durch externe Kinderbetreuung) 	<ul style="list-style-type: none"> • Wertschätzung, Verständnis • Interesse für den Stress des Partners • Mithilfe zur Umbewertung einer Situation • Mithilfe zur Gefühlsberuhigung • Solidarisierung mit dem Partner • Glaube an den Partner und seine Fähigkeiten und Kompetenzen

Bodenmann (2000a)

Sachbezogene Unterstützung	Emotionsbezogene Unterstützung
<ul style="list-style-type: none"> • Materielle Unterstützung 	<ul style="list-style-type: none"> • Dem Partner Mut machen • Zärtliche Umarmungen und Körperkontakt • Massagen und Entspannungsrituale • Akzeptanz von Freiräumen des Partners und dessen Bedürfnis nach Ruhe und eigener Regeneration

Bodenmann (2000a)

Negatives supportives dyadisches Coping: ambivalentes dyadisches Coping

Dyadisches Coping kann neben seinen positiven Merkmalen auch einen negativen Charakter im Sinne von *ambivalenter Unterstützung* beinhalten. In allen Formen des dyadischen Copings (supportives, gemeinsames, delegiertes dyadisches Coping) kann sich ein Partner so verhalten, dass er seine Unterstützung als *unnötig* oder *belastend* erlebt und sich wünscht, dass der Partner seine Hilfe nicht brauchen würde. Damit einher geht eine *Minderbewertung* des Partners, dass er nicht selber die Kompetenzen hat, mit dem eigenen Stress fertigzuwerden.

Nach Bodenmann (2000a) kann ambivalentes dyadisches Coping z.B. nach langem Ungleichgewicht zu Ungunsten des unterstützenden Partners auftreten. Durch das austauschtheoretische Ungleichgewicht an gegenseitiger Unterstützung fühlt sich einer der Partner ausgenutzt und seine Motivation zur Partnerunterstützung fällt langsam in sich zusammen. Die Vermutung liegt nahe, dass ambivalentes dyadisches Coping auch in Partnerschaften, in denen ein Partner an einer chronischen Krankheit leidet, häufiger auftritt, weil sich der nicht kranke Partner aufgrund seiner grösseren Ressourcen verpflichtet fühlt, den Partner zu unterstützen, sich aber vielleicht nach langer Zeit nur noch bedingt investiert, da die Asymmetrie zwischen Geben und Nehmen in der Partnerschaft zu gross ist und sich Frustration über den Zustand der Partnerschaft breit macht.

Ambivalentes dyadisches Coping lässt sich auf der Verhaltensebene daran feststellen, dass sich ein Partner auf der verbalen, para- und non-verbalen Ebene *inkongruent* verhält (z.B. die Bemühungen des Partners

loben, aber mit einer so monotonen, energielosen Stimme, dass der Partner dieses Lob nicht als positiv empfinden wird), dass er meistens abwesend erscheint, und nicht wirklich authentisch interessiert an der Partnerin/dem Partner wirkt. Das Verhalten ist aber nicht offen hostile. Die Ambivalenz zur Unterstützung zeigt sich vielmehr in verlangsamten Reaktionen auf den Partner und vor allem am Tonfall und der Gestik, die auf eine geringe Motivation zu Unterstützung hindeuten (Bodenmann, 2000a).

Negatives supportives dyadisches Coping: floskelhaftes dyadisches Coping

Als zweite Form des negativen dyadischen Copings zählt das *floskelhafte dyadische Coping*, welches sich in einer *oberflächlichen Unterstützung* manifestiert. Es wird zwar Unterstützung gegeben, nur scheint diese *qualitativ leer* zu sein, es ist *kaum wirkliche Anteilnahme* an den Erlebnissen des Partners zu spüren. Floskelhaftes dyadisches Coping kann sich sowohl in *hohlen verbalen Unterstützungssphrasen* (z.B. "Das ist doch nicht so schlimm, das Leben ist nun mal nicht einfach") als auch in *Zerstreutheit* zeigen. Im Vergleich zum ambivalenten dyadischen Coping verhält sich der Partner neutral, gibt aber infolge von Zerstreutheit und Müdigkeit dem Partner nur sehr unengagiert Unterstützung. Solche Unterstützungshandlungen hinterlassen beim Partner häufig das Gefühl, nicht ernstgenommen, nicht verstanden und nicht unterstützt zu werden. Aus diesem Grund wird das eher neutral erscheinende Coping unter den negativen dyadischen Copingformen eingeordnet (Bodenmann, 2000a). Charakteristisch für das floskelhafte dyadische Coping ist, dass das Verhalten des unterstützenden Partners unbeseelt ist und der Partner, der um eine Unterstützung froh ist, nicht wirklich zu verstehen versucht wird. Eine Aussage wie "das geht doch schon, mach' Dir einfach nicht so viele Sorgen, dann scheint morgen wieder die Sonne..." als Antwort zu einem Zeitpunkt, zu dem der zuhörende Partner noch wenig vom Stress des Partners/der Partnerin weiss, nimmt den Partner nicht ernst und macht verständlich, weshalb diese Unterstützungsform trotz neutraler Verkleidung durch Wortwahl und Tonfall als negative Unterstützung erlebt wird.

Negatives supportives dyadisches Coping: hostiles dyadisches Coping

Unter die negativen Kategorien des dyadischen Coping wird auch das *hostile dyadische Coping* summiert, welches *direkte feindselige Reaktionen auf Stressäusserungen des Partners* enthält. Darunter gehören herabsetzende, distanzierte, kritische, höhnische oder sarkastische Bemerkungen ("ich kann dein ewiges Gejammer schon gar nicht mehr hören", "das bisschen Stress, das Du hast, möchte ich auch mal haben - wir können ja mal tauschen) sowie paraverbale und nonverbale Reaktionen (z.B. entnervt seufzen, Augen verdrehen etc). Hostiles dyadisches Coping kann innerhalb des supportiven, delegierten und gemeinsamen dyadischen Copings vorkommen (Bodenmann, 2000a). Es enthält immer die Komponenten, dass der Partner entweder *lächerlich* dargestellt wird ("ich hätte auch Stress bei deiner chaotischen Organisation"), *offene Kritik* ("Entspann dich mal endlich, du bist ja nicht mehr auszuhalten!"), *deutliches Desinteresse* (sich abwenden oder gähnen, wenn der Partner von seiner Belastung erzählt etc.) oder hohe *paraverbale und nonverbale Negativität* (sich abwenden, oder z.B. mit verhöhnender Stimme das Gesagte des Partners/der Partnerin in Frage stellen).

Delegation der Belastungsbewältigung

Unter *delegiertem dyadischen Coping* wird die Möglichkeit verstanden, in Stresssituationen seinem Partner nach einer *expliziten Anfrage* um Unterstützung Aufgaben *delegieren*, d.h. *abtreten* zu können. Diese Form des dyadischen Copings tritt vor allem bei *sachbezogenem Stress* auf. Die *Delegation des Copings* erfolgt, wenn a) der eine Partner stärker von Stress betroffen ist, b) der andere Partner über mehr Copingressourcen verfügt und c) die Ursache des Stresses extern liegt oder der Partner keine Schuld an der Stressverursachung trägt (Bodenmann, 1995a, c). In Abgrenzung zum supportiven dyadischen Coping wird der Partner bei Anfrage um Delegation *explizit* um Unterstützung ersucht.

Gemeinsames dyadisches Coping

Bodenmann (2000a, S. 56) definiert in seiner Konzeption *gemeinsames dyadisches Coping* als "Belastungsbewältigungsversuche, die aufgrund *dyadenrelevanter Ziele* beide Partner gemeinsam in einen in der Regel

symmetrischen oder *komplementären* dyadischen Copingprozess involvieren, um emotionalen Stress, sachliche oder soziale Probleme zu bewältigen.“

Gemeinsames dyadisches Coping tritt in Situationen auf, die a) beide Partner betreffen, b) dyadenextern verursacht sind oder c) in denen beide Partner Einflussmöglichkeiten haben. Paare involvieren sich in der gemeinsamen Stressbewältigung symmetrisch, um emotionalen Stress oder sachliche Probleme zu bewältigen (z.B. durch gegenseitige Beruhigung, Solidarisierung, gleichmässige Aufteilung einer Tätigkeit, gemeinsame Lösungssuche, gemeinsame Informationssuche, etc.) (Bodenmann, 1995a). Gemeinsames dyadisches Coping setzt nach Bodenmann (2000a) ein *“Wir-Gefühl“* im Paar voraus und kräftigt es bei einer erfolgreichen gemeinsamen Bewältigung seinerseits. Als weitere Einflussfaktoren thematisiert er eine *hohe Motivation* seitens beider Partner (hohe Partnerschaftszufriedenheit, Interesse an der Kontinuität der Partnerschaft, Gruppendruck, Angst vor sozialer oder gesellschaftlicher Sanktionierung bei Unterlassen von dyadischem Coping, die Repräsentation der Beziehung als *“Schicksalsgemeinschaft“* usw.) sowie angemessene *individuelle und dyadische Kompetenzen* (Kommunikationsfertigkeiten, Organisationskompetenzen, Kooperations- und Teamfähigkeit, Sozialkompetenz, individuelles Coping) beider Partner (Bodenmann, 1995a, 2000a) (s. Tabelle 11).

Tabelle 11.
Formen des gemeinsamen dyadischen Copings

<i>problembezogen</i>	<i>emotionsbezogen</i>
<ul style="list-style-type: none"> • gemeinsame Lösungsdiskussionen • gleichmässige Aufteilung einer Tätigkeit auf beide Partner • gemeinsame Informationsbeschaffung • gemeinsame Planung von Handlungsabläufen • koordinierte Problemlösung 	<ul style="list-style-type: none"> • gegenseitige Solidarisierung • gemeinsame Entspannungsübungen • gemeinsame religiöse Aktivitäten • gemeinsame kulturelle Aktivitäten • gemeinsame sportliche Aktivitäten • dyadische Rituale zur Entspannung und Beruhigung

Bodenmann (2000a)

Funktionales gemeinsames dyadisches Coping bedingt *austausch- und equitytheoretische Aspekte* (Bodenmann, 2000a, Thibaut & Kelley, 1959; Walster, Utne & Traupman, 1977). So sollte über die Zeit ein *Gleichgewicht* im Beitrag beider Partner ebenso wie die *Freiwilligkeit* der Copingbeiträge und die *Beachtung der Bedürfnisse und Ziele beider Partner* gewährleistet sein. Dunkel-Schetter und Bennett (1990) haben zeigen können, dass die Wahrnehmung eines Ungleichgewichts in der geleisteten Unterstützung seitens beider Partner zu einer Reduktion der eigenen Unterstützungsbeiträge führen kann. Als weitere wichtige Voraussetzung für gemeinsames dyadisches Coping wird neben gemeinsamen Einschätzungen und Zielen die Fähigkeit und Bereitschaft zu *Kompromissen* betont.

5.5 Die Annahme einer Stress-Coping-Kaskade

Bodenmann (2000a) geht in seiner Stress-Coping-Kaskade davon aus, dass in Abhängigkeit des Belastungstyps, der verfügbaren Unterstützungsquellen, dem Geschlecht der Person und der Betroffenheit von Stress zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf *unterschiedliche Bewältigungsressourcen* zurückgegriffen wird.

Bodenmann (2000a, S. 77) nimmt an, dass "zuerst auf die Ressourcen (emotional und beziehungs-mässig) nahestehender Personen zurückgegriffen wird, und nur wenn diese nicht zur Bewältigung der Situation führen oder verfügbar sind, zusehends Copingbeiträge von entfernteren Personen beansprucht werden." Damit ist gemeint, dass bei Erschöpfung individueller Ressourcen auf dyadische Ressourcen zurückgegriffen wird. Wenn auch die dyadischen Ressourcen nicht mehr ausreichen, ist die Suche nach sozialer Unterstützung bei paarexternen Netzwerkpersonen wahrscheinlich. Sukzessive wie parallele Formen der Stress-Coping-Kaskade sind denkbar (s. Abbildung 4).

Im letztgenannten Beispiel betont die sukzessive Abfolge der Kaskade eher die zeitliche Abfolge individueller, dyadischer und sozialer Stressbewältigung, parallele Formen der Kaskade schliessen die Gleichzeitigkeit der diversen Stressbewältigungsbemühen nicht aus. Je nach Stressursache, der Partnerschaftsqualität und dem Geschlecht sind die Abfolgen

innerhalb der Kaskade unterschiedlich (s. Abbildung 4).

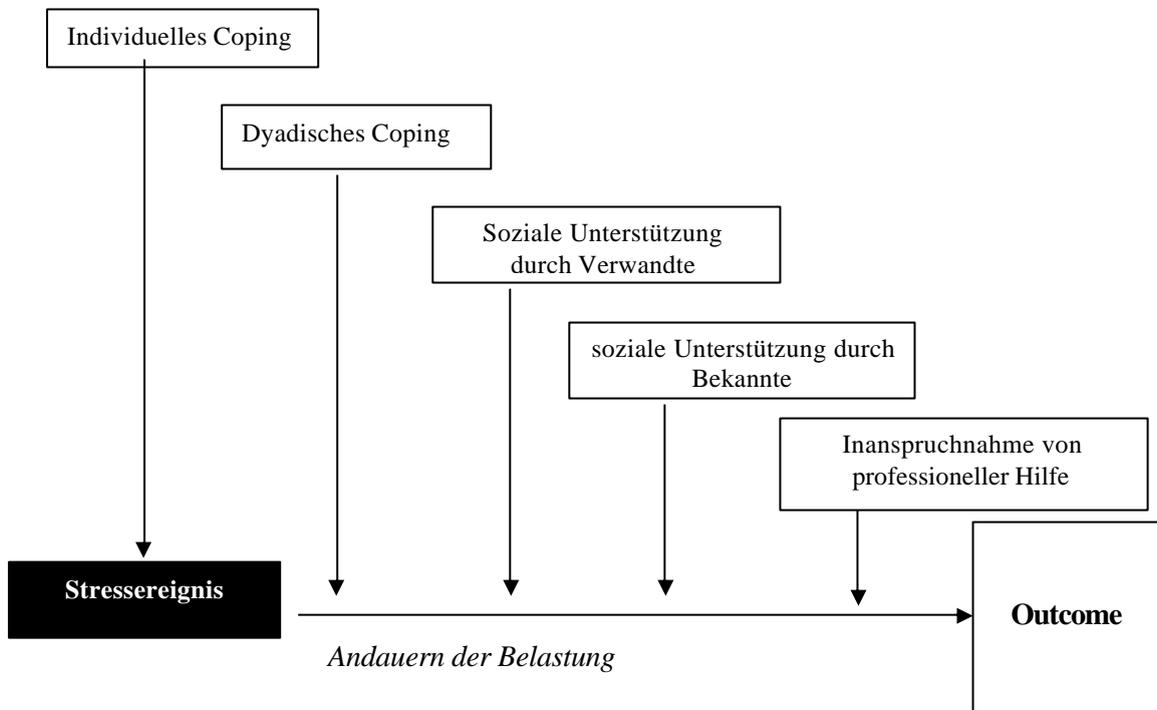


Abbildung 4: Kaskaden-Modell des Stress-Coping-Prozesses (Bodenmann, 2000a)

5.6 Dyadisches Coping und Partnerschaftszufriedenheit

In Bezug auf die Stresssignalisation fand Bodenmann (1995a) hohe Zusammenhänge zur Partnerschaftszufriedenheit für beide Partner (sowohl personenbezogen als auch übers Kreuz gerechnet). Die Zusammenhänge zwischen *Stressäußerung* und der *Partnerschaftszufriedenheit* lagen im allgemeinen bei $r = .25$, $p < 0.05$. Diese Ergebnisse entsprechen der Bedeutung der reziproken Selbstöffnung für eine zufriedene Partnerschaft aus anderen Studien (z.B. Antill & Cotton, 1987; Fisher, 1986; Hansen & Schuldt, 1984; Hendrick, 1981).

Auch die Partnerunterstützung, insbesondere die *emotionale Unterstützung* (Cutrona & Suhr, 1992), korreliert hoch mit der *Partnerschafts-*

zufriedenheit (Burke & Weir, 1977). Insbesondere für die Partnerschaftszufriedenheit der Frau scheint *Reziprozität* in der gegenseitigen emotionalen Unterstützung von grösserer Bedeutung zu sein als für Männer (Acitelli & Antonucci, 1994).

Ebenso bedeutsam ist die Partner-Unterstützung als Puffer zwischen Stress und der Befindlichkeit des andern Partners (Burke & Weir, 1982). Bodenmann (1995b) fand durchgängig signifikant positive Zusammenhänge zwischen dem dyadischen Coping und der Partnerschaftszufriedenheit. Innerhalb der Unterstützungsvariablen konnten *emotionales supportives dyadisches Coping*, *Delegation des Copings* und *gemeinsames dyadisches Coping* 30% der Varianz der *Partnerschaftszufriedenheit* aufklären. Bei unzufriedenen Paaren zeigt sich eine signifikant tiefere Wahrscheinlichkeit, auf Stressäusserungen des Partners Unterstützung zu geben. Für die Partnerschaftsqualität und -stabilität zeigt sich, dass insbesondere *emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping*, *sachbezogenes supportives dyadisches Coping* und *gemeinsames dyadisches Coping* signifikant mit der *Partnerschaftszufriedenheit* nach einem Jahr korreliert sind (Bodenmann, 1995b). Vor allem das *emotionsbezogene supportive dyadische Coping* konnte in Längsschnittuntersuchungen von vier und fünf Jahren als Prädiktor für die *Partnerschaftszufriedenheit* eruiert werden (Bodenmann & Cina, 1999, Bodenmann & Cina, 2000).

5.7 Geschlechtsunterschiede: biologisches Geschlecht und dyadisches Coping

Stresssignalisation

Frauen *äussern* emotionalen Stress häufiger als Männer auf *implizite Weise* (Bodenmann, 1995a). Frauen äussern auch häufiger als Männer sachbezogenen Stress (Bodenmann, 1995a), hingegen reagieren Männer weniger häufig als Frauen auf die Signalisierung von Defiziten durch die Partnerin (Bodenmann & Perrez, 1991). Auch Widmer und Bodenmann (2000) bestätigen die *höhere sach- und emotionsbezogene Stresskom-*

munikation bei Frauen. In der Studie von Bodenmann (1995b) zeigte sich ein stärkerer Zusammenhang zwischen der Partnerschaftszufriedenheit der Frauen und der Stressäusserung des Mannes als umgekehrt, woraus der Autor folgerte, dass die Selbstöffnung des Mannes in Stresssituationen für die Partnerin bedeutsamer sei als die Stressäusserung der Frau für den Partner. In Bezug auf die unbedeutenden Zusammenhänge zwischen Stressäusserung der Frau und der Partnerschaftsqualität des Partners habe ich die Vermutung, dass es deshalb keinen Zusammenhang gibt, weil die Stressäusserung der Frauen für die Männer zur Normalität gehört und deshalb die Zusammenhang zu seiner Partnerschaftsqualität schwach ausfällt. Die Stressäusserung des Mannes hingegen ist allgemein weniger häufig. Wenn sie aber stattfindet, bedeutet es auch eine Selbstöffnung der Frau gegenüber. Gerade die Selbstöffnung hängt eng mit der Partnerschaftsqualität zusammen, da sie Intimität und Vertrauen fördert (Prager, 1989). Wenn sich Männer Frauen gegenüber mehr öffnen, ist es von daher verständlich, dass ein höherer Zusammenhang zur Partnerschaftsqualität der Frauen besteht. Wie wir gesehen haben, gehen Kayser et al. (1999) in ihrem Ansatz davon aus, dass dyadisches Coping nicht nur Stressabbau ermöglicht, sondern vor allem auch die Paarbeziehung stärkt.

Supportives dyadisches Coping

Frauen *reagieren sensibler* auf ein *Ungleichgewicht* des Unterstützungsverhalten als Männer (Bodenmann, 1995b). Es scheint so zu sein, dass es für Frauen von grösserer Wichtigkeit ist als für Männer, dass ihr Partner Stress in ähnlichem Masse äussert wie sie selbst, und dass der Partner sich gleich stark in Bezug auf emotions- und sachbezogenes supportives dyadisches Coping investiert. Hingegen folgert Bodenmann (1995b), dass daraus nicht geschlossen werden könne, dass Frauen grundsätzlich mehr Unterstützung geben als Männer, was auch von Barbee, Cunningham, Winstead, Derlega, Gulley, Yankeelov & Druen (1993) gezeigt worden war. Allerdings bestehen andere Ergebnisse, die aufzeigen, dass Frauen *weniger Unterstützung* von ihrem Partner erhalten als vice versa (Belle, 1982), und mehr Männer als Frauen angeben, von ihrem Partner *verstan-*

den und *bekräftigt* zu werden (Campbell, Converse & Rodgers, 1976; Vanfossen, 1981). Bolger, Kessler und Schilling (1990) liessen Frauen und Männer in Tagebüchern aufzeichnen, wie oft und in welcher Form sie ihren Partner unterstützten. Es zeigte sich, dass Männer supportives Verhalten der Frauen häufig gar nicht als Unterstützung wahrnahmen. Acitelli (1996) interpretiert dieses Resultat so, dass das *supportive Verhalten der Frauen* keinen *sichtbaren* Effekt auf das Wohlbefinden der Männer hat, weil Männer so sozialisiert worden sind, dass sie nichts anderes von ihrer Partnerin erwarten, als dass sie ihm gegenüber unterstützend ist. Nach Hochschild (1983) und Thompson (1993) erfüllen Frauen mit ihrer Unterstützung die *normativen Geschlechtsrollenerwartungen gegenüber ihrem Partner*. Barbee et al. (1993) gehen davon aus, dass es die Geschlechtsrollenerwartungen den Männern schwer machen, das Ausmass der emotionalen Unterstützung durch ihre Partnerin anzuerkennen. Dennoch gehen Männer davon aus, dass ihnen diese Unterstützung sicher ist, und sie verkennen deshalb das Ausmass an Unterstützung, das ihnen die Partnerin zukommen lässt.

In einer Stichprobe mit Frauen, die an Brustkrebs erkrankt waren, gaben beide, sowohl Frauen als auch ihre Partner an, dass die Frauen ihrem Partner mehr *emotionale Unterstützung, Unterstützung bei der Einschätzung von Situationen, informelle Unterstützung* und *instrumentelle Unterstützung* zukommen liessen als die Männer ihrer erkrankten Partnerin gegenüber (Vinokur & Vinokur-Kaplan, 1990). Interessant sind Studien, die zeigen, dass bei Frauen und Männern Unterschiede bezüglich der Art der erhaltenen Unterstützung und dem Einfluss auf ihr Befinden bestehen. *Bestätigung* ist die wichtigste Unterstützung des Partners zur Vorhersage der Befindlichkeit von Frauen in einer städtischen Stichprobe, unabhängig davon, ob sie erwerbstätig sind oder nicht (Vanfossen, 1981, 1986). Cutrona (1996) weist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung des Partners als *Bestätigungsquelle* hin, zumal der Status von Frauen tiefer liegt als derjenige der Männer, und gerade den nicht erwerbstätigen Frauen häufig eine externe Rückmeldung zum Wert ihrer Arbeit fehlt. Frauen, die erwerbstätig sind, sind weniger depressiv, wenn ihr Partner einen signifikanten Beitrag im *Haushalt* und

in der *Kinderbetreuung* beisteuert (Vanfossen, 1981, 1986). Für die Männer sind ebenfalls *Bestätigung*, aber auch *Intimität* Prädiktoren für geringe Depressionswerte. *Intimität* ist aber für Frauen erstaunlicherweise kein Prädiktor für tiefe Depressionswerte. Cutrona (1996) sieht mögliche Gründe dieses Unterschieds darin, dass für Männer die *emotionale Unterstützung* der Partnerin einen zentraleren Stellenwert hat als für die Frauen, da sie von Kind auf daraufhin sozialisiert worden sind, den andern von sich ein Bild von Können und Kontrolle zu präsentieren (O'Neil, 1981), und sie sich deshalb nur ihrer Partnerin gegenüber verletzlich zeigen. So ist es für Männer schwieriger als für Frauen, KollegInnen andere Stressgefühle als Wut zu äussern, da die Wahrscheinlichkeit hoch ist, dass ihre Arbeitskollegen auf ihre Unterstützungssuche mit Ablehnung, Ausweichen und Tadel reagieren würden (O'Neil, 1981).

Insgesamt nimmt mit der beruflichen Stellung und der beruflichen Belastung der Männer das *positive dyadische Coping* ab, während *hostile, ambivalente* und *floskelhafte dyadische Copingformen* zunehmen. Interessanterweise zeigt sich für berufstätige Frauen genau das umgekehrte Bild: je höher ihr Berufspensum, desto mehr leisten Frauen *emotionales supportives dyadisches Coping* (Bodenmann, 2000a, S. 178). Der Autor vermutet, dass die Gründe darin liegen könnten, dass Frauen aus Angst, die Beziehung zu gefährden, ihren Partner stärker in seiner Stressbewältigung unterstützen, "um ihr Engagement für den Partner und die Beziehung zu unterstreichen" (S. 178). Er nimmt Bezug auf die Untersuchung von Gordon und Cancian (1988), welche aufzeigen konnten, dass die *Frauen systematisch* für diese Aufgabe im Rahmen der Partnerschaft *sensibilisiert* werden. Damit wird meiner Meinung nach jeden Tag das Geschlechterverhältnis perpetuiert, weil Männer auch an den Unterstützungsstandard der Frauen gewöhnt sind, während ihre Unterstützung der Partnerin gegenüber sehr viel stärker von ihrer eigenen Partnerschaftszufriedenheit abhängt (Bodenmann, Cina & Widmer, 1999). Meiner Meinung nach postuliert die Arbeitsteilung innerhalb der traditionellen Familie ja den Tausch ökonomischer gegen emotionale Güter, was Männern Schuldgefühle erspart, wenn sie ihrer Partnerin wenig emo-

tionale Unterstützung gewähren, da sie ja im Gegenzug den Frauen finanzielle Sicherheit geben. Frauen dagegen sind in einer ungünstigen Abhängigkeit gerade bei Kindern in der Partnerschaft gefangen: Nimmt die Partnerschaftsqualität ab, kommen sie zwar in der emotionalen Unterstützung durch den Partner häufig zu kurz, geben aber von sich aus aufgrund internalisierter Rollenskripte dem Partner weiterhin emotionale Unterstützung, weil dies vom Partner und von der Gesellschaft erwartet wird. Ich bin überzeugt, dass viele Frauen emotional ausgelaugt sind, aber trotz unzufriedener Partnerschaft ausharren, da sie aufgrund der langen Abwesenheit auf dem Arbeitsmarkt keine Chancen für eine finanzielle Eigenständigkeit auf dem gleichen ökonomischen Standard, an den sie bis anhin gewöhnt waren, erreichen werden. Eine Existenzberechtigung müssen sie sich nun, um sich nicht selbst verachten zu müssen, in der Rolle der liebenden, allseits zur Verfügung stehenden Mutter und Partnerin geben, wenn ihr Zuverdiener-Gehalt ihr keine eigene Existenz zulässt.

Wenn berücksichtigt wird, dass Frauen allgemein unzufriedener mit der Partnerunterstützung sind und diese als weniger wirksam und hilfreich einschätzen, als die Männer die Unterstützung durch ihre Partnerin beurteilen (Widmer & Bodenmann, 2000), wird meiner Meinung nach deutlich, wie teuer Frauen für ihre Rollenfixierung auf Partnerin, Mutter und Zusatzverdienerin bezahlen.

Ambivalentes dyadisches Coping

Allgemein berichten Frauen über höheres *ambivalentes dyadisches Coping ihres Partners*, als es Männer von ihrer Partnerin angeben. Ebenso geben Männer höhere Werte im *eigenen ambivalenten dyadischen Coping* an als Frauen (Bodenmann, Cina & Widmer, 1999). Männer in gehobeneren Positionen geben zudem häufiger *ambivalentes dyadisches Coping* an als Männer mit niedrigerem sozioökonomischen Status (Bodenmann, 2000a). Da Männer Stress eher alleine lösen (s. Kapitel 5.4.1.2), kann ich mir vorstellen, dass es sie innerlich nervt, ihrer Partnerin Unterstützung geben zu müssen, da sie sich wünschen würden, dass sie ihren Stress besser managen könnte. Es wird auch deutlich, dass

Männer mit ihren Gedanken oftmals anderswo (z.B. im Beruf) sind, wenn sie ihrer Partnerin Unterstützung geben. Es scheint von Seiten der Frauen aber auch der Druck auf Unterstützung da zu sein, dem sich Männer nicht entziehen können, und deshalb mit dem ambivalenten dyadischen Coping eine Form wählen, die als *Kompromiss* zwischen den Erwartungen der Partnerin und der eigenen tiefen Bereitschaft zu emotionalem Engagement gesehen werden kann.

Hostiles dyadisches Coping

Die empirischen Befunde zeigen, dass es bezüglich des *hostilen dyadischen Copings* keine Geschlechtsunterschiede gibt. Vielmehr bestehen für Frauen wie Männer Zusammenhänge zwischen der Anwendung des hostilen dyadischen Copings und einer tiefen Partnerschaftsqualität (Bodenmann, 2000a).

Floskelhaftes dyadisches Coping

Beim *floskelhaften dyadischen Coping* zeigt sich ein vergleichbares Bild zum ambivalenten dyadischen Coping. Frauen geben ein höheres floskelhaftes dyadisches Coping ihres Partners ihnen gegenüber an, als es Männer von ihrer Partnerin angeben. Ebenso geben Männer höhere Werte im eigenen floskelhaften dyadischen Coping an als Frauen (Bodenmann, Cina & Widmer, 1999).

Delegation der Belastungsbewältigung

Frauen fragen ihre Partner um mehr *Delegation* an als umgekehrt (Widmer & Bodenmann, 2000). Auf den ersten Blick erscheint dies sehr positiv für Frauen, aber erst wenn der Kontext einbezogen wird, dass Frauen häufig Mehrfachbelastungen haben und aufgrund der höheren Alltagsbelastung als Männer (Widmer & Bodenmann, 2000) ihre Partner um Unterstützung bitten, wird der Blick dafür geschärft, dass nur derjenige um Delegation nachfragt, der vieles zu delegieren hat. Männer haben zwar im Beruf mehr Stress (Widmer & Bodenmann, 2000), aber dieser Stress ist schlecht zu delegieren. Erst Arbeiten innerhalb des Haus-

halts und der Kinderbetreuung, die traditionell der Zuständigkeit der Frau zugeteilt sind, können delegiert werden. Trotz höheren Delegationen an den Partner sind Frauen allgemein unzufriedener mit der Partnerunterstützung und schätzen die Unterstützung des Partners als weniger wirksam und hilfreich ein, als die Partner die Unterstützung durch ihre Partnerin beurteilen (Widmer & Bodenmann, 2000).

Gemeinsames dyadisches Coping

Frauen und Männer unterscheiden sich nicht in ihren Angaben zu *gemeinsamem emotionalem und sachlichem dyadischem Coping* (Bodenmann, 1995a; Bodenmann, 2000a; Widmer & Bodenmann, 2000).

Insbesondere das *sachliche gemeinsame dyadische Coping* würde aber bedeuten, dass sich dies auch in einer partnerschaftlichen Aufteilung der Haus- und Erwerbstätigkeit und der Kinderbetreuung widerspiegelt, was aber nicht der Fall ist, da die Paare sich nach wie vor sehr traditionell aufteilen und Frauen signifikant häufiger als Männer mit der Rollenteilung unzufrieden sind (Widmer, Bodenmann & Di Ferro, 2000). Obwohl die Berufstätigkeit der Frauen in den letzten 50 Jahren kontinuierlich gestiegen ist und sich Geschlechtsrollen in Richtung egalitäre Geschlechtsrollen entwickelt haben (Presser, 1994), übernehmen die Frauen unabhängig von ihrer beruflichen Tätigkeit zwei Drittel der alltäglichen Routinearbeiten wie kochen, putzen, waschen, einkaufen, Betreuung von Kindern und alten oder pflegebedürftigen Personen (z.B. Künzler, 1994; Thiessen & Rohlinger, 1988). Deshalb stellt sich die Frage, inwieweit in den Antworten Normvorstellungen von geben und nehmen in einer Partnerschaft mit hineinspielen (Acitelli, 1996) und deshalb beide Partner ein Gleichgewicht von geben und nehmen angeben, obwohl die reale Arbeitsteilung eigentlich anders aussieht.

5.8 Geschlechtsunterschiede: soziales Geschlecht und dyadisches Coping

Stresssignalisation

Zum Zusammenhang zwischen Stresssignalisation und sozialem Geschlecht bestehen nur Ergebnisse von Bodenmann (2000a), die aufzeigen, dass *feminine* und *androgyn*e Frauen die höchsten Werte bei der *sach- und emotionsbezogenen Stresskommunikation* aufweisen (Bodenmann, 2000a).

Supportives dyadisches Coping

Beim *supportiven dyadischen Coping* zeigt sich, dass *feminine* und *androgyn*e Frauen die höchsten Werte beim *sach- und emotionsbezogenen supportiven dyadischen Coping* aufweisen. Interessanterweise hängt auch die maskuline Geschlechtsrolle der Frauen signifikant mit dem sachbezogenen und emotionsbezogenen supportiven dyadischen Coping zusammen, wogegen die maskuline Geschlechtsrollenorientierung der Männer keine Zusammenhänge zum supportiven dyadischen Coping aufweist (Bodenmann, 2000a). Meiner Meinung nach zeigt sich hier, dass die maskuline Geschlechtsrollenorientierung bei den Frauen nicht bedeutet, dass ihr positives Unterstützungsverhalten kleiner ausfällt, dass hingegen mit höherer Maskulinität oder undifferenzierterem Geschlechtsrollenkonzept der Zusammenhang zum *hostilen supportiven dyadischen Coping* für Frauen stärker wird. In den negativen Formen des dyadischen Copings zeigt sich eine Form der Abgrenzung von den Bedürfnissen des Partners, die beispielsweise von den femininen Frauen nicht gezeigt wird. Es besteht kein Zusammenhang zwischen Feminität und ambivalentem und hostilem supportivem dyadischem Coping. Die unterschiedlichen Zusammenhänge verdeutlichen meiner Meinung nach, dass sich traditionelle Frauen sehr stark der Rolle der supportiven Partnerin verpflichtet fühlen und ihre Bedürfnisse hintenanstellen.

Bei den Männern zeigt sich, dass Männer mehr *positives supportives dyadisches Coping* praktizieren, je femininer sie sich einschätzen. Feminine Männer praktizieren auch weniger *ambivalentes* und *hostiles supportives dyadisches Coping*. Für maskuline Männer hängt die Geschlechtsrollen-

orientierung weder mit Ausmass an positivem supportivem dyadischem Coping noch mit dem Ausmass an hostilem und ambivalentem supportivem dyadischem Coping zusammen (Bodenmann, 2000a; Senti, 1996).

Delegation der Belastungsbewältigung

Je höher sich Frauen und Männer auf der *Feminitätsskala* einschätzen, desto mehr *delegieren* sie in Stresssituationen Aufgaben an ihren Partner. Keine Zusammenhänge bestehen weder für Frauen noch für Männer zwischen hohen Maskulinitätsausprägungen und Delegation in Stresssituationen (Bodenmann, 2000). Es ist charakteristisch für das männliche Geschlechtsrollenstereotyp, dass der Stress alleine zu bewältigen versucht wird, was sich beispielsweise darin zeigt, dass kein Zusammenhang zwischen hohen Maskulinitätswerten und Delegation der Belastungsbewältigung besteht. Das feminine Geschlechtsrollenstereotyp dagegen beschreibt eine Person als weniger selbstbewusst und abhängiger von anderen, was als plausible Konsequenz eine häufigere Delegation an andere impliziert, da sich feminine Personen in Stresssituationen eher überfordert fühlen dürften als maskuline Personen.

Gemeinsames dyadisches Coping

Je höher sich Frauen und Männer auf der *Feminitätsskala* einschätzen, desto häufiger praktizieren sie in Stresssituationen *gemeinsames emotionales dyadisches Coping*. Männer mit hohen Feminitätswerten geben zudem häufiges *sachliches dyadisches Coping* an. Keine Zusammenhänge bestehen weder für Frauen noch für Männer zwischen hohen Maskulinitätsausprägungen und gemeinsamem emotionalem und sachlichem dyadischem Coping (Bodenmann, 2000a). Die Ergebnisse zeigen, dass die Geschlechtsrollenkonzepte einen starken Zusammenhang zu den Partnerschaftsmodellen aufweisen. Je femininer sich eine Person beschreibt, desto wichtiger wird die gemeinsame emotionale wie sachliche Bewältigung von Stress. Aus diesem Grund ist es nicht erstaunlich, dass Frauen und Männer mit einem femininen Partner am zufriedensten sind (Antill, 1983), da Personen mit diesem Geschlechtsrollenkonzept ein

hohes Engagement für die Partnerschaft aufweisen.

6. Ein neuer Operationalisierungsvorschlag für das Geschlecht

6.1 Die Operationalisierung des biologischen und sozialen Geschlechts auf der subjektiv eingeschätzten Verhaltensebene

Ich gehe davon aus, dass sich das biologische und soziale Geschlecht nicht nur auf der Selbstbeschreibungsebene, sondern im konkreten Verhalten beider Partner abbilden lässt, und dass das Zusammenspiel der Verhalten beider Partner weit bestimmender ist für die Copingprozesse als Zusammenhänge zwischen dem biologischen Geschlecht oder den selbstbeschreibenden Geschlechtsrollenkonzepten und Coping.

Die meisten Frauen geben ihre Berufsarbeit zum Zeitpunkt des ersten Kindes auf oder reduzieren die Berufsarbeit so stark, dass sie sich in einer finanziellen Abhängigkeit zu ihrem Partner befinden. Das materielle Ungleichgewicht erhöht den Druck, als Gegenleistung zur finanziellen Absicherung durch den Partner eine gute Partnerin und eine gute Mutter zu sein, in anderen Worten, dem Geschlechtsstereotyp der gefühl- und liebevollen Partnerin und Mutter nachzukommen. Als Kompensation zur erhaltenen finanziellen Sicherheit übernehmen die Frauen als Partnerin und Mutter auch den Grossteil der Hausarbeit und Kinderbetreuung.

Die Frauen sind zwar häufiger unzufrieden mit der Rollenteilung, aber durch die finanzielle Abhängigkeit werden sie die Rolle der gefühl- und liebevollen Partnerin und Mutter, die alle Familienmitglieder emotional und sachlich unterstützt, auch weiterhin übernehmen, auch wenn sie vielleicht als Zweitverdienerin einen kleinen Beitrag zum Familieneinkommen leisten. Durch die Abhängigkeit vom Partner reproduzieren sich dadurch jeden Tag die Erwartung an die expressiven Eigenschaften der Frau. Ebenso wird damit das Bild des instrumentellen Mannes, der die Familie ernährt, aufrechterhalten.

Ich gehe davon aus, dass sich auch das materielle Ressourcenungleichgewicht auf das dyadische Coping auswirkt und die Aufteilung der Hausarbeit sowie die Zufriedenheit mit der Rollenteilung einen Zusammenhang mit dem subjektiven Stress, dem individuellen und dyadischen Coping von Frauen *und* Männern haben.

Der neue Operationalisierungsansatz der Geschlechtsvariablen analysiert folglich 1) den Einfluss der *Differenz der materiellen Ressourcen* auf das *dyadische Coping*, 2) den Einfluss des *Anteils an der Hausarbeit* auf die *Stress- und Copingvariablen* sowie 3) den *Einfluss der Zufriedenheit mit der Rollenteilung* auf die *Stress- und Copingvariablen*.

6.1.1 Materielle Ressourcenunterschiede zwischen Frauen und Männern

In der transaktionalen Copingtheorie von Lazarus und Folkman (1984) spielt die Verfügbarkeit von Ressourcen sowohl für die Einschätzungsprozesse als auch für das Coping eine zentrale Bedeutung für die Entstehung von Stress. Für die Copingstrategien selbst gehen Holahan und Moss (1987) davon aus, dass Personen mit höherer Ressourceneinschätzung eher aktive Copingstrategien anwenden als Personen mit tiefen Ressourceneinschätzungen, da die höhere Ressourceneinschätzung die Taxierung als Bedrohung mindert und dadurch Angst und Vermeidungstendenzen reduziert. Dadurch ist es einer Person eher möglich, die zur Verfügung stehenden Ressourcen effizient zu nutzen, um die situationsbezogenen Anforderungen zu erfüllen.

Ressourcen umfassen die *persönlichen* und *materiellen Potentiale* einer Person, die sie darin unterstützen/behindern, ihr Leben selbsttragend zu führen und zu gestalten (Pagelow, 1981). Innerhalb der individuellen Ressourcen lassen sich *physikalische, soziale, psychologische* und *materielle* Ressourcen unterscheiden (Bodenmann, 1995a). Zu den *persönlichen Coping-Ressourcen* zählen Lazarus und Folkman (1984) *physische Gesundheit* und *psychische Energie, positive Überzeugungen, Problemlösefertigkeiten* und *soziale Fertigkeiten einer Person*. Banyard und Graham-Bermann (1993) kritisieren an den bestehenden Copingkonzepten, dass deren AutorInnen annehmen, dass alle Menschen Ressourcen in Bezug auf Macht, Geld und Unterstützungsquellen aufweisen können. Ihrer Meinung nach werden den sozialen Kategorien Gender, Rasse und soziale Schicht zu wenig Gewicht zuteil, und die Ressourcenunterschiede einer Person werden eher *persönlichen Attributen* als einem *unterschiedlichen Zugang zu diesen Ressourcen* zugeschrieben.

Der soziale Kontext mit dem unterschiedlichen Zugang zu Ressourcen fordert zu neuen Bewertungen von Funktionalität/ Dysfunktionalität von Coping jenseits des Effizienzkriteriums physisches und oder psychisches Befinden auf. Bei tiefen persönlichen Ressourcen ist der Handlungsspielraum eingengt und Einschätzungen von Situationen als nicht-kontrollierbar eher eine objektive denn subjektive Realität. Es ist von daher zu erwarten, dass Personen mit tiefen Ressourcen eher emotionsbezogene Strategien wählen, um das Stressniveau möglichst tief zu halten.

Bezüglich *materieller Ressourcen* sind die Frauen heute nach wie vor schlechter gestellt als die Männer. Exemplarisch stehen die Ergebnisse der Studie von Greenstein (1996), dass in ihrer Stichprobe von 2'719 amerikanischen Paaren die Frauen im Jahresdurchschnitt 11'274\$ (SD = 20'467\$), Männer dagegen 34'531\$ (SD = 45'126\$) verdienen. Auch in Europa hat sich in der traditionellen Aufteilung der Erwerbs- und Familienarbeit wenig verändert. Für viele Frauen ist bis heute die Teilzeitstelle ein Kompromiss bzw. die einzige Möglichkeit geblieben, wenigstens einen Teil eigene Existenzsicherung zu übernehmen (Ecoffey, 1994; Kilchenmann, 1992). Hingegen wird der Umstand, dass Frauen häufig schlechtere Löhne und Aufstiegschancen in den traditionellen Frauenberufen haben, häufig rückwirkend als Rechtfertigung für die Vorteile der traditionellen Arbeitsteilung genutzt, da sich die Auffassung von Frauen als "schlecht bezahlte Zusatz- oder Zweitverdienerinnen" (Ecoffey, 1994, S. 2) im Arbeitsmarkt bestätigt.

Nach der Ressourcentheorie von Blood und Wolfe (1960) bestimmt die *Verteilung vor allem der materiellen Ressourcen* zwischen Ehemann und Ehefrau die Arbeitsteilung im Paar. Sie nehmen an, dass Männer bei grösserem materiellem Ressourcenabstand zur Partnerin weniger im Haushalt mitarbeiten. Die Ressourcentheorie von Blood und Wolfe (1960) zog viele Kritiken nach sich, so auch diejenige von Safilios-Rothschild (1970), welche die Gewichtung der von Blood und Wolfe (1960) genannten Ressourcen (wie Einkommen, Prestige, und Entscheidungsmacht) als einseitig und als Spiegel männlicher Sichtweise einstufte. Safilios-Rothschild (1970, S. 549) kritisierte an der Ressourcentheorie von Blood und Wolfe (1960) vor allem den Mangel der Erforschung der "*underlying differential degrees of affective involvement*" der einzelnen

Familienmitglieder bei der Bestimmung der strukturellen Macht in Familien.

Gerade die Unmöglichkeit vieler Frauen in Griechenland, zu ökonomischen Ressourcen zu gelangen (zur Zeit der Entstehung des Artikels, also 1976) bewog sie zur Annahme, dass Frauen andere Ressourcen (im speziellen Liebe und Sexualität) als Ressource im Tausch gegen sozio-ökonomische Ressourcen eintauschen. Sie entwarf jedoch auch eine Vision für die Zukunft, in der Frauen und Männer sozioökonomisch gleiche Möglichkeiten haben würden. "The crucial exchanges will instead entail expressive, affective, sexual-companionship resources and, of course, power" (1976, S. 361).

Bezüglich *affektiver Ressourcen*, z.B. in Form von involvement (Safilios-Rothschild, 1976) wurde und wird auch heute die Verantwortung für die Beziehungsarbeit meistens den Frauen zugeschrieben. Diese Ressource ermöglicht einerseits ein grösseres commitment, aber auch grössere Abhängigkeit von anderen Personen. Duncombe und Marsden (1995) sehen gerade in der emotionalen Zurückhaltung der Männer gegenüber den Frauen eine Machtquelle. Männer müssen sich emotional weniger engagieren, da sie in Bezug auf materielle Ressourcen besser als ihre Partnerin gestellt sind und sie sich das ungleiche Engagement aufgrund der finanziellen Abhängigkeit der Frauen leisten können. Materielle Ressourcen sind eine Machtgrundlage, die innerhalb von romantischen Beziehungen ungern thematisiert werden. Macht entsteht immer im Zusammenspiel aus zwei Personen, die ein Ungleichgewicht in der Ausstattung ihrer Ressourcen aufweisen. Macht ist kein statisches, sondern vielmehr ein dynamischer Prozess zwischen zwei Personen (Wrong, 1979).

Es ist mir bewusst, dass ich mit der Operationalisierung der Geschlechtsvariablen als materielle Ressourcenunterschiede nur einen Ausschnitt der potentiellen Ressourcen in Partnerschaften thematisiere. Hingegen zeigen Studien, dass Frauen proportional zu ihrem Anteil des Familieneinkommens Macht bei Entscheidungen erlangen (Rogers & Schlossman, 1990), dass aber bei höherem Einkommen nach wie vor die Männer die Entscheidungsmacht innehaben (Pahl, 1995). Nur in 20% aller Haushalte wird laut Pahl (1995) das Einkommen gemeinsam verwaltet und Entscheidungen für den Zweck des Geldes gemeinsam getroffen. Die meisten Männer verdienen viel mehr als ihre Partnerin, woraus sich schliessen

lässt, dass nach wie vor in den meisten Partnerschaften die Männer das Geld verwalten.

Die finanzielle Abhängigkeit vieler Frauen von ihrem Partner, aber auch der Anspruch des Mannes auf die Entscheidungsmacht bezüglich des Geldes fördert meiner Meinung nach den Druck auf Gegenleistungen der Frau, die sie vor allem in Form von Liebe, Unterstützung, Sexualität und Gefälligkeiten gegenüber dem Partner zeigen kann. Christensen und Heavey (1990) zeigen dieses Machtungleichgewicht auch in Bezug auf die Kommunikation, dass beispielsweise Frauen Konflikte häufiger und beharrlicher lösen wollen als Männer und mehr Änderungen wünschen, weil sie sich in der schlechteren sozialen Position befinden und darüber unzufrieden sind. Während Frauen auf verschiedene Arten (Diskussionsuche, Forderungen, Anklagen, Kritik) versuchen, ihren Partner zu Änderungen zu bewegen, fühlen sich diese mit dem bestehenden Status quo eher zufrieden, und sehen deshalb die Änderung auch nicht als dringlich an, was zur Folge hat, dass sie den Konflikt eher zu vermeiden suchen, in Passivität verharren, sich verteidigen und sich gegen die Kritik zur Wehr setzen, was von Christensen (1988) und Jacobson (1989) in einen Zusammenhang mit den Geschlechtsrollen gebracht wird. Machtdifferenzen in der Partnerschaft werden als Erklärungsansätze für die Geschlechtsunterschiede im Konfliktverhalten herangezogen, um das traditionelle Muster von Forderung und Rückzug zu verstehen (Christensen & Heavey, 1990). In der Replikation von 1993 differenzieren Heavey, Layne und Christensen (1993) dieses Muster, und zeigen auf, dass sich Männer nicht allgemein, sondern nur dann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit zurückziehen, wenn die Frau das Diskussionsthema vorschlägt, hingegen nicht, wenn der Mann ein Diskussionsthema zur Sprache bringt.

Duncombe und Marsden (1995) charakterisieren die emotionale Asymmetrie, welche zwischen den Geschlechtern besteht, als "*emotional power*" innerhalb des Kontexts fehlender Gleichberechtigung bezüglich Ressourcen und Macht in der Gesellschaft. Während sich die Männer zu workaholics entwickeln, wird den Frauen nach wie vor die Verantwortung für die Partnerschaft überlassen. Hingegen akzeptieren auch Frauen stillschweigend die Macht der Männer, indem sie am Familienmythos festhalten und sich selbst zu überzeugen versuchen, dass sie doch glücklich seien. Macht kann ihrer Meinung nach nicht *eindimensional*

sein und ist deshalb kein Nullsummenspiel: d.h., wenn Männer mehr verdienen als Frauen, heisst das noch nicht, dass sie mehr Macht haben als Frauen. In ihren Augen ist die emotionale Ebene den meisten Frauen sehr viel wichtiger als Geld. So verlassen Frauen z.B. Männer, und der finanzielle Aspekt ist dabei zweitrangig. "Der von den Frauen geäußerte Wunsch nach Intimität und der Rückzug der Männer zeigt ihrer Meinung nach eine Unausgeglichenheit der Interessen und daraus schliessend ein Machtungleichgewicht zwischen den Geschlechtern (Duncombe & Marsden, 1995). Cancian (1987; zit. nach Duncombe & Marsden, 1995) sieht den Rückzug der Männer als Quelle männlicher Macht. In den Augen von Duncombe und Marsden (1995) wird die Verweigerung des Mannes, auf die gefühlsmässigen Bedürfnisse der Partnerin einzugehen, zu einem Träger von geschlechtsspezifischer Macht. "The denial by one partner (usually the male) of another's expressed emotional need may become a form of emotional power and "carrier" of gender power" (Duncombe & Marsden, 1995, S. 159).

Für Hochschild (1983, 1990) ist es nicht so sehr die traditionelle Aufgabenverteilung, sondern der niedrigere Status von Frauen (d.h., weniger Zugang zu Geld, Macht, Autorität und gesellschaftlichem Einfluss), der sie nötigt, Emotionen - "und zwar die sozialfreundlichen im Austausch gegen die materiellen Ressourcen der Männer einzubringen" (zitiert in Weber & Piontek, 1995, S. 61). Hochschild (1983, 1990) wendet sich denn auch entschieden gegen die geläufige Vorstellung, dass Frauen expressiver als Männer seien. Materielle Ressourcendifferenzen schaffen Abhängigkeit auf der einen Seite, und erhöhen den Druck auf den Austausch von potentiellen Partnerschaftsressourcen andererseits.

6.1.2 Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der effektiven Ausführung der Hausarbeit

Eine Vielzahl von empirischen Untersuchungen zu Hausarbeit in Partnerschaften in den letzten zwei Jahrzehnten sind sich einig, dass auch heute eine starke geschlechtstypische *Arbeitsteilung* in Partnerschaften besteht. Obwohl die Berufstätigkeit der Frauen in den letzten 50 Jahren kontinuierlich gestiegen ist und sich Geschlechtsrollen in Richtung egalitäre

Geschlechtsrollen entwickelt haben (Presser, 1994), übernehmen die Frauen unabhängig von ihrer beruflichen Tätigkeit zwei Drittel der alltäglichen Routinearbeiten wie kochen, putzen, waschen, einkaufen, Betreuung von Kindern und alten oder pflegebedürftigen Personen (z.B. Künzler, 1994; Thiessen & Rohlinger, 1988). Dieses Ergebnis lässt sich auch in den USA (z.B. Brines, 1993; Marini & Shelton, 1993; Robinson, 1988) und insbesondere auch in der Schweiz replizieren (Bundesamt für Statistik, 1997; Ecoffey, 1994). Neben der *Arbeitsteilung* unterscheiden sich Frauen und Männer auch stark im *Zeitaufwand für Hausarbeit*: während Männer in Deutschland pro Woche, unabhängig von jeglichen Bedingungsfaktoren durchschnittlich 10 Stunden für Hausarbeit aufwenden, reicht die Spanne für die Frauen zwischen 10 und 60 Stunden, je nachdem, ob Kinder im Haushalt leben und ob die Frauen berufstätig sind oder nicht.

Bedeutende *Bedingungsfaktoren* für die Verteilung der Hausarbeit zwischen den Partnern sind das *Alter*, das *Bildungsniveau der Partner*, die *Berufstätigkeit der Frau*, die *Dauer der Beziehung* und das *Vorhandensein von Kindern*. Je jünger die Partner sind, je höher ihr Bildungsniveau ist, desto egalitärer ist die Aufteilung der Hausarbeit (Röhler, Steinbach & Huinink, 2000). Hingegen fanden Mikula, Freudenthaler, Brennacher und Brunschko (1997) auch bei StudentInnen-Wohngemeinschaften oder Studentenpaaren, die zusammen wohnten, eine zwar kleinere, aber dennoch unausgeglichene Aufteilung der Hausarbeit zwischen Frauen und Männern, obwohl sie egalitärere Geschlechtsrollen vertreten, ausserhalb des Haushalts zeitlich gleich engagiert sind und die Männer den kleinen Haushaltarbeitsbeitrag nicht mit grösseren finanziellen Beiträgen kompensieren würden. Je länger eine Beziehung andauert, desto traditioneller wird die Verteilung der Hausarbeit, und zwar unabhängig von der Lebensform (Künzler, 1994; Thiessen & Rohlinger, 1988). Nach der Geburt des ersten Kindes übernehmen die Frauen neben der Pflege und Betreuung des/der Kinder auch den grössten Teil der anfallenden Hausarbeiten (Notz, 1991). Väter erhöhen ab diesem Zeitpunkt die Erwerbsprozente, um den Verdienstausschlag der Frau zu kompensieren und den Lebensstandard der Familie halten zu können. An den Wochenenden ist dagegen heute eine stärkere Familienorientierung zu beobachten (Rosenkranz, Rost & Vaskvics, 1998).

Berardo, Shehan und Leslie (1987) stellen fest, dass auch in Partnerschaften, in denen beide Partner arbeiten, Frauen die Hauptverantwortung für den Haushalt übernehmen. So resultiert erstaunlicherweise für viele Frauen der grösste Stress in der Organisation der Mehrfachrollen, während für die Männer in "Dual-earner"-couples (beide mit Berufen ohne Karriereziel) der Stress vor allem darin liegt, sich infolge zuvieler Arbeitsstunden in einem Konflikt zwischen Berufs- und Familienverpflichtungen wiederzufinden (Piotrkowski, Rapoport & Rapoport, 1986). Mortimer und London (1984) stellten die These auf, dass die Rollenüberladung (role overload) das grösste Problem für Familien und insbesondere für die Frauen darstellt, in denen beide Partner arbeiten. Während die Gesellschaft und Familien heute allgemein akzeptieren, dass Frauen und Männer beruflich tätig sind, wenn sie Kinder haben, ist dies noch lange nicht der Fall für die tief verwurzelten Zuständigkeiten innerhalb der Hausarbeitsaufteilung, die auch bei beidseitiger Berufstätigkeit den Frauen nach wie vor den Part der Hausfrau vorschreiben (Leslie, Branson & Anderson, 1989).

Insbesondere "Dual-earner couples" berichten über den grössten Stress, denn es fehlt ihnen an finanziellen Ressourcen für eine Putzhilfe und externe Kinderbetreuung (Anderson & Leslie, 1991).

Der Umstand, dass ungenügend öffentliche Kinderbetreuungsplätze zur Verfügung stehen und ebenso Ganztageschulen fehlen (Ermert, 1996), erhält den Status quo traditionellen Rollenaufteilung und erschwert es den Frauen, Berufstätigkeit und Kinderbetreuung zu vereinbaren (Schunter-Kleemann, 1992). Dem Familienbericht des Bundesamtes für Statistik (1997) ist zu entnehmen, dass aus einer repräsentativen Stichprobe von 6000 Frauen und Männer zwischen 20 und 49 die Frauen bei der Kinderbetreuung den grössten Teil der Arbeiten wie kochen, Kleider waschen und Pflege eines kranken Kindes übernehmen. Umgekehrte Zuständigkeiten sind nur im Bereich "mit dem/den Kinder/n spielen" (75% der Männer nennen sich dafür verantwortlich), Strafen verteilen (60% der Männer). Entgegen dieser ernüchternden Bilanz aus der Sicht einer gleichberechtigten Partnerschaft wünschen sich gerade 10,6% der berufstätigen Mütter mehr Unterstützung durch den Partner und nur gerade 8,3% der Männer wünschten sich mehr Arbeitsübernahmen bei der Kinderbetreuung.

Das Bildungsniveau spielt bei egalitäreren Aufgabenteilungen in der Kinderbetreuung ebenfalls eine Rolle: während es bei Männern mit Primarschulabschluss nur 4% sind, würden sich 13% der Männer mit Mittelschul- oder Universitätsabschluss gerne mehr um die Kinder kümmern (Familienbericht des Bundesamtes für Statistik, 1997).

Interessant sind die Befunde von Leslie und Anderson (1989), dass sich Männer in den traditionellen Familien (mit dem Mann als alleinigem Verdiener) in Stresssituationen weniger oft passiv verhalten als Männer in "Dual-earner couples". Diese Männer wenden dagegen mehr Umbewertung (Reframing) an. Frauen sowohl in der traditionellen Hausfrauenrolle als auch als Mitverdienerin in "Dual-earner couples" wenden häufiger spirituelle Copingstrategien in Stresssituation an als Frauen in Karriereberufen. Diese ihrerseits wenden eher Umbewertung des Problems an.

Zur Erklärung der Aufteilung der Hausarbeit bestehen *handlungstheoretische Ansätze* (wie z.B. die Austauschtheorie, die Ressourcentheorie, Zeitbudget-Ansätze), die davon ausgehen, dass der Mensch ein zielgerichteter handelnder Akteur ist, der sich so verhält, dass bei möglichst geringen Kosten ein möglichst hoher Nutzen entsprechend der eigenen Präferenz erzielt werden kann (Röhler, Steinbach & Huinink, 2000). Daneben bestehen *rollentheoretische Ansätze* ("doing gender"-Ansatz), die postulieren, dass unterschiedliches Rollenverhalten von Frauen und Männer seit der Kindheit gelernt wird und für die Aufteilung innerhalb von Partnerschaften bedeutsam sind. Je nachdem, wie traditionell sich Ehepartner einschätzen, bestehen unterschiedliche Erwartungen aneinander in der Aufteilung der Hausarbeit (Berger-Schmitt, 1986). *Emotionssoziologische Ansätze* (z.B. der Ansatz der Gefühlsarbeit von Hochschild, 1990) thematisieren den Einsatz von geschlechtstypischen Gefühls- und Handlungsstrategien, die Frauen anwenden, um persönliches Ich-Ideal und Wirklichkeit der Hausarbeit in Einklang zu bringen.

6.1.3 Unterschiede zwischen Frauen und Männern bezüglich der Zufriedenheit mit der Rollenteilung in der Partnerschaft

Die bestehenden Studien zur Zufriedenheit mit der Rollenteilung zeigen, dass Unzufriedenheit mit der Rollenteilung vor allem für Frauen negativ mit der Partnerschaftsqualität zusammenhängt und häufig einen Grund für Instabilität in der Partnerschaft darstellt (Booth, Johnson, White & Edwards, 1984). Benin und Agostinelli (1988) stellen fest, dass Frauen mehr Wert auf subjektive Fairness in der Partnerschaft als Männer legen. Frauen sind dann mit der Rollenteilung zufrieden, wenn sie gleich viel oder weniger Hausarbeit als die Männer leisten müssen, und wenn die traditionellerweise von Frauen verrichteten Arbeiten wie kochen, abwaschen, einkaufen, putzen, Kleider waschen, Kinder betreuen gleichermaßen aufgeteilt werden. Männer sind dann zufrieden mit der Rollenteilung, wenn die Hausarbeit zur Hälfte von beiden Partnern übernommen wird, *und* sie wenige Stunden damit verbringen müssen. Pleck (1985) und Robinson (1977) fanden dagegen, dass die meisten Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind, obwohl der proportionale Anteil der Mitarbeit der Männer klein ist.

In Bezug auf die Wahrnehmung von Fairness innerhalb der Rollenteilung zeigen sich Widersprüche: obwohl Frauen mehr als zwei Drittel der Hausarbeit übernehmen, schätzen sie die Aufteilung als fair ein (Lennon & Rosenfield, 1994). Die Autorinnen fragen sich, wie es möglich ist, dass Frauen dieses offensichtliche Ungleichgewicht als fair einschätzen. Sie stellen aus einer *austauschtheoretischen Perspektive* die Hypothese auf, dass unterschiedliche Abhängigkeit und Machtgrundlagen das Urteil einfärben. Nach Mirowski (1985) führt die Spezifizierung ihrer Fähigkeiten auf Haus- und Familienarbeit die Frauen zu einer grösseren Abhängigkeit vom Partner und der Familie, während die Männer durch die Investition ihrer Fähigkeiten im Beruf mehr Erträge ausserhalb der Partnerschaft einbringen. Dieses Ressourcenungleichgewicht führt dazu, dass Frauen aufgrund ihrer schlechteren Optionen ausserhalb der Partnerschaft ihren Standard für Fairness in der Partnerschaft senken. Erst wenn Frauen mehr verdienen, schätzen sie die Fairness in der Hausarbeitsteilung tatsächlich tiefer ein (Lennon & Rosenfield, 1994).

Hochschild und Machung (1989) stellen die Hypothese auf, dass Frauen durch die hohen Scheidungsraten alarmiert sind und durch die häufig kleineren materiellen Ressourcen die Schlussfolgerung ziehen, dass sie mehr tun müssen, um ihren Partner glücklich zu "erhalten".

Der *Gender-Ansatz* (z.B. Thompson, 1991) postuliert dagegen, dass die unterschiedliche Geschlechterideologie dafür verantwortlich ist, dass Frauen einen grösseren Anteil an der zu verrichtenden Hausarbeit als fair einschätzen: Je konventioneller jemand in seiner Geschlechterideologie ist, desto natürlicher erscheint ihm die ungleiche Aufteilung als fair.

Der *Zeitbudget-Ansatz* (Becker, 1981) schliesslich postuliert, dass Frauen die Arbeitsteilung als fairer einschätzen, wenn der Partner eine längere Arbeitszeit in seinem Beruf als sie hat.

Lennon und Rosenfield (1994) testeten die drei theoretischen Erklärungsansätze. Die Ergebnisse ergaben, dass sowohl Frauen wie Männer glauben, es sei fair, wenn die Frau zwei Drittel der Hausarbeit verrichte. Die Partnerschaftszufriedenheit klärt insgesamt 48% der Varianz der Einschätzung von Fairness auf. Nicht bestätigt wurde der Zusammenhang zwischen traditioneller Geschlechterideologie und höheren Einschätzungen von Fairness bei ungleichen Rollenteilungen. Ebenso wenig schätzen Frauen, die weniger Berufswort als ihre Partner verrichten, eine ungleiche Arbeitsaufteilung häufiger als fair ein. Hingegen hängen die von Frauen eingestuften Optionen ausserhalb der Partnerschaft eng mit der Einschätzung von Fairness zusammen. Frauen, die der Meinung sind, dass ihr Leben ausserhalb dieser Partnerschaft nur schlechter sein könnte, schätzen eine ungleiche Arbeitsteilung eher als *fair* ein. Frauen, die infolge einer Trennung mit ihrem eigenen Einkommen unter die Armutsgrenze fallen würden, schätzen die ungleiche Arbeitsteilung sogar als *gerecht* ein.

7. Fragestellung der eigenen Untersuchung

Wie aus den bisherigen Ausführungen deutlich wurde, hat das Thema „biologische Geschlechtsunterschiede bezüglich Stress und individuellem Coping“ international breite Beachtung gefunden. Insgesamt kann aus

der Gegenüberstellung der Zusammenhänge zum sozialen Geschlecht und Stress- und Copingvariablen nur ein moderater Zusammenhang zwischen Geschlechtsrollenorientierung und Stress- und individuellen sowie dyadischem Copingvariablen bei Frauen und Männern gefunden werden, während mehrere biologische Unterschiede bestehen bleiben.

Es besteht somit ein Bedarf nach der Analyse weiterer Faktoren, insbesondere auch beim dyadischen Coping, die Erklärungen bieten können für die bestehenden biologischen Unterschiede zwischen Frauen und Männern bezüglich des alltäglichen Stressausmasses und deren individueller und dyadischer Bewältigung.

Ausgehend von den drei verschiedenen Operationalisierungen der Kategorie Geschlecht, a) biologisches Geschlecht, b) soziales Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und c) soziales Geschlecht auf der selbst-eingeschätzten Verhaltensebene, besteht die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit darin,

- 1) **in einem ersten Schritt** die Zusammenhänge zwischen *biologischem Geschlecht und den Stress- und Copingvariablen* bei Frauen und Männern auf der Selbstbeschreibungs- und Verhaltensebene zu analysieren.
- 2) **in einem zweiten Schritt** die Zusammenhänge zwischen *sozialem Geschlecht* auf der Selbstbeschreibungsebene und den gleichen abhängigen Variablen zu berechnen, um damit bestehende empirische Ergebnisse zu dokumentieren und zu bewerten.
- 3) **In einem dritten Schritt** wird in einer explorativen Analyse untersucht, inwieweit auch das *soziale Geschlecht auf der selbst-eingeschätzten Verhaltensebene in der Partnerschaft* einen Beitrag zur Bestimmung möglicher Zusammenhänge mit den biologischen Geschlechtsunterschieden bezüglich Stressausmass, individuelles und dyadisches Coping bei Frauen und Männern leisten kann.

In der Untersuchung gelangen für die Analyse der Zusammenhänge zwischen biologischem respektive sozialem Geschlecht und dem Stressausmass, dem individuellen und dyadischen Coping sowohl *Selbstbericht-*

daten (Fragebogen) als auch *Fremdbeobachtungsdaten* (auf der Basis von mikroanalytisch kodierten Videoaufnahmen von zu Hause geführten Gesprächen über Alltagsbelastungen) zur Anwendung.

8 EIGENE UNTERSUCHUNG

8.1 Stichprobe

An der Studie haben insgesamt 240 Paare teilgenommen. Die Mehrheit der teilnehmenden Paare (92.1% der Frauen; 96.3% der Männer) sind SchweizerInnen. Es handelt sich eher um eine ländliche Stichprobe (über 60% der Paare leben auf dem Land). Die Paare sind im Durchschnitt vierzig Jahre alt, wobei die Spanne zwischen den jüngsten und ältesten Paaren sehr gross ist und von zwanzig bis sechsundsiebzig Jahren reicht. Die Paare leben durchschnittlich seit vierzehn Jahre zusammen. Über 70% der Paare sind in erster oder zweiter Ehe verheiratet, ca. 90% der Paare wohnen zusammen. Mehr als 70% der Paare haben Kinder (s. Tabelle 12).

Tabelle 12.
Soziodemographische Angaben

	Frauen (<i>N</i> = 240)			Männer (<i>N</i> = 240)		
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>Range</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>Range</i>
Alter	40.05	9.14	20-75	42.09	9.38	22-76
Dauer der Beziehung	14.62	9.85	0-55	14.75	10.00	0-56
Dauer der Ehe	13.47	9.70	0-50	13.59	9.74	0-50
Zivilstand	<i>Prozent %</i>			<i>Prozent %</i>		
ledig	19.8			20.2		
verheiratet 1. Ehe	73.8			71.8		
verheiratet 2. Ehe	6.3			8.0		
Kinder						
ja	74.7			74.2		
nein	25.3			25.8		

Was die Ausbildung betrifft, haben 12,4 % der Frauen und 5,8% der Männer die Grundschulen besucht. Der Grossteil der Frauen (ca. 40%) hat eine Berufslehre absolviert, die restlichen ca. 30% haben die Mittelschule abgeschlossen und ein Fünftel (20%) der Frauen hat studiert. Bei den Männern ist der Anteil an Hochschulabgängern doppelt so gross (ca. 40%), ein ähnlicher Prozentsatz wie bei den Frauen absolvierte eine Lehre, und knapp 20% schlossen die Mittelschule ab (s. Abbildung 5). Das Ausbildungsniveau der Männer ist signifikant höher als das der Frauen, [Z Wilcoxon = -3.91, $p < .001$]. Es handelt sich um eine Mittelschichtstichprobe. Männer haben eine signifikant höhere Erwerbstätigkeit [Z Wilcoxon = -11.30, $p < .001$] und verdienen signifikant mehr als die Frauen, [Z Wilcoxon = -11.47, $p < .001$] (s. Abbildung 5).

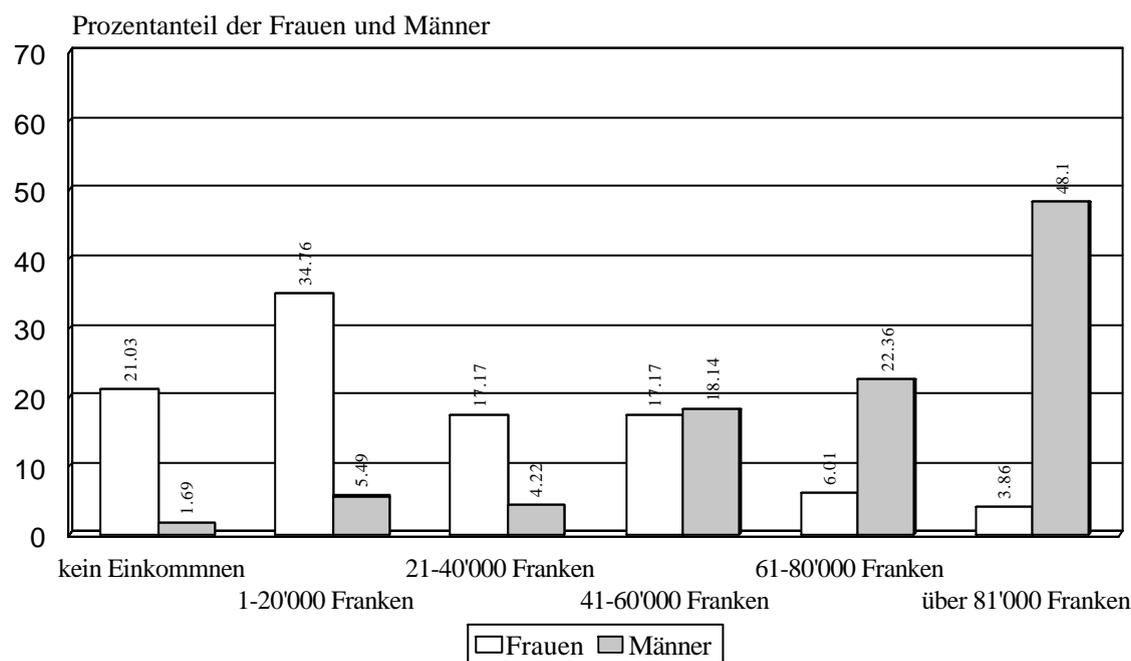


Abbildung 5. Eigenes Nettoeinkommen der Frauen und Männer pro Jahr

Die Frauen in dieser Stichprobe geben im Partnerschaftsfragebogen von Hahlweg (1996) (s. detaillierte Beschreibung in Kapitel 8.3.1) eine Partnerschaftsqualität von $M = 58.80$ ($SD = 13.75$), die Männer von $M = 56.66$ ($SD = 12.78$) an. Damit liegen sie nur leicht über dem Cut-off-Wert

von 54, der laut Hahlweg (1996) der Wendepunkt zwischen zufriedenen und unglücklichen Paaren darstellt.

Bezüglich des psychischen Befindens geben die Frauen im SD-Becker (Becker, 1984) einen Mittelwert von $M = 2.91$ ($SD = .46$) und die Männer einen Mittelwert von $M = 2.90$ ($SD = .45$) an, was in den Normalbereich fällt. In Bezug auf das physische Befinden geben die Frauen im PSSO (Fragebogen zur Erfassung der körperlichen Befindlichkeit) von Mohr (1986) einen Mittelwert von $M = 3.79$ ($SD = .53$), die Männer einen Mittelwert von $M = 4.12$ ($SD = .48$) an, was ebenfalls im Normalbereich liegt. Die Frauen unterscheiden sich nicht von ihrem Partner bezüglich des psychischen Befindens, aber bezüglich des physischen Befindens haben sie die schlechteren Werte als ihr Partner, $t(237) = -7.42; p < .001$.

8.2 Datenerhebung

Die Datenerhebung erfolgte am Institut für Familienforschung und -beratung der Universität Fribourg/Schweiz. Die Untersuchung war Teil eines umfassenden Projekts zur Überprüfung der Wirksamkeit des Freiburger Stresspräventions-Trainings (FSPT) (vgl. Bodenmann, 2000b) und wurde vom Schweizerischen Nationalfonds finanziell unterstützt. Zur Überprüfung der Wirksamkeit des FSPT wurden drei Gruppen untersucht: (a) eine *Interventionsgruppe*, (b) eine *Bibliointerventionsgruppe* (Gruppe, welche das Trainingsmanual autodidaktisch und strukturiert unter Supervision durcharbeitete) und (c) eine *unbehandelte Kontrollgruppe*. Die Rekrutierung der Paare der Interventionsgruppe erfolgte über Zeitschriften- und Zeitungsartikel, die Rekrutierung der Paare der Biblio- und Kontrollgruppe erfolgte im Rahmen von zwei Lizentiatsarbeiten. Die beiden LizentiandInnen rekrutierten die Paare in ihrem Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreis.

8.3 Verwendete Instrumente

8.3.1 Selbstbeschreibungsdaten

Die Erfassung des sozialen Geschlechts: Bem Sex Role Inventory

Das Bem Sex Role Inventory von Bem (1974) in der deutschen Neukonstruktion von Schneider-Düker und Kohler (1988) umfasst 60 Items, welche auf drei Skalen (Feminität, Maskulinität, soziale Erwünschtheit) mit jeweils 20 Items laden. Die ProbandInnen werden gebeten, sich mittels einer 7-Punkte-Skala (1: nie/fast nie bis 7: immer) hinsichtlich verschiedener Eigenschaften (z.B. ehrgeizig, respekteinflössend, verführerisch, etc.) einzuschätzen. Mittels Mediansplit der Skalen Feminität und Maskulinität lassen sich vier Gruppen bilden: a) feminine Typen, b) maskuline Typen, c) androgyne Typen und d) undifferenzierte Typen. Um die vier Geschlechtsorientierungen zu bilden, wurden Frauen und Männer mittels Mediansplit auf den Ausprägungen Feminität und Maskulinität in vier Gruppen eingeteilt:

- hohe Ausprägung auf Maskulinität und niedrige Ausprägung auf Feminität → *maskuline Geschlechtsrollenorientierung*
- tiefe Ausprägung auf Maskulinität und hohe Ausprägung auf Feminität
→ *feminine Geschlechtsrollenorientierung*
- hohe Ausprägung auf Maskulinität und hohe Ausprägung auf Feminität
→ *androgyne Geschlechtsrollenorientierung*
- niedrige Ausprägung auf Maskulinität und niedrige Ausprägung auf Feminität → *undifferenzierte Geschlechtsrollenorientierung*

Die interne Konsistenz aller Skalen liegt über $\alpha = .74$. Die Interkorrelation zwischen der Feminitäts- und der Maskulinitätsskala liegt bei $r = .14$, ns.

Arbeitsteilung im Haushalt

Die Erfassung der Arbeitsteilung in Bezug auf die Hausarbeit umfasst mit 11 Items die in einem Haushalt am häufigsten anfallenden Arbeiten, die auf einer 7-Punkte-Skala (7 = vor allem ich; 6 = Partner hilft mit, ich habe Hauptarbeit; 5 = Partner hilft viel mit, ich habe Hauptarbeit; 4 = beide in gleichem Masse; 3 = ich helfe mit, Partner hat Hauptarbeit, 2 = ich helfe viel mit, Partner hat Hauptarbeit; 1 = vor allem Partner) beantwortet werden. Erfragte Hausarbeiten sind: Geschirr abwaschen, Wäsche erledigen, bügeln, flicken/nähen, die Wohnung aufräumen, die Wohnung putzen, administrative Aufgaben (Buchhaltung, Steuererklärung, Arbeit mit Behörden, etc.), Lebensmittel einkaufen, kochen, Reparatur- und Unterhaltsarbeiten, Autounterhalt (falls vorhanden). In die Berechnungen gehen die *typisch weiblichen Hausarbeiten* einzeln und als *Gesamtwert* ein (Geschirr abwaschen, Wäsche erledigen, Kleider bügeln, Wohnung aufräumen, Wohnung putzen, Lebensmittel einkaufen, kochen), da es diese Hausarbeiten sind, die täglich und wöchentlich von einem der Partner erledigt müssen.

Zufriedenheit mit der Rollenteilung

Die Zufriedenheit mit der Rollenteilung wird sowohl für die eigene Person als auch für den Partner/die Partnerin mit den folgenden Items erfragt: *Sind Sie zufrieden mit der bestehenden Rollenteilung in Ihrem Haushalt? Entspricht die Rollenteilung Ihren Vorstellungen?* Die gleichen Fragen werden auch für den Partner/die Partnerin gestellt. Die Erfassung erfolgt auf einer 5-stufigen Likert-Skala (1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark) zur aktuellen Zufriedenheit mit der Rollenteilung als auch zur Übereinstimmung zwischen eigener Vorstellung und aktuell praktizierter Rollenteilung. Die Reliabilität des Fragebogens für die eigene Zufriedenheit mit der Rollenteilung beträgt $\alpha = .91$ für die Frauen, $\alpha = .89$ für die Männer. Die Reliabilität des Fragebogens für die Zufriedenheit des Partners/der Partnerin mit der Rollenteilung beträgt $\alpha = .85$ für die Frauen, $\alpha = .93$ für die Männer.

Die Erfassung der materiellen Ressourcen-Unterschiede

Materielle Ressourcen-Unterschiede wurden innerhalb der demographischen Fragen erfasst. Die Personen gaben auf einer Ordinalskala an, wieviel sie aktuell im Jahr verdienen (1= kein Einkommen; 2 = 1-20'000; 3 = 21'000 - 40'000; 4 = 41'000 - 60'000; 5 = 61'000 - 80'000; 6 = über 81'000). Die materiellen Ressourcen-Unterschiede wurden als Differenz zwischen dem Einkommen der Frau und dem Einkommen des Partners gerechnet (Subtraktion des Einkommens der Frau von demjenigen des Partners).

Die Erfassung der Partnerschaftsqualität

Der *Partnerschaftsfragebogen (PFB)* von Hahlweg (1996) erfasst die Qualität der Partnerschaft und die Zufriedenheit mit der Paarbeziehung auf einer 4-stufigen Likert-Skala (0: nie/sehr selten; 1: selten; 2: oft; 3: sehr oft). Der 31 Items umfassende Fragebogen erlaubt Aussagen über den *Gesamtwert* sowie über die drei Subskalen: (a) *Streitverhalten*, (b) *Zärtlichkeit* und (c) *Gemeinsamkeit/Kommunikation*. Die Subskalen setzen sich aus jeweils zehn Items zusammen. Mittels eines 6-stufigen Einzelitems wird die *allgemeine Zufriedenheit mit der Paarbeziehung* erfasst (0: sehr unglücklich bis 5: sehr glücklich). Die interne Konsistenz wird mit $\alpha = .88$ bis $.91$ angegeben. In der vorliegenden Untersuchung betrug das Cronbach'sche Alpha der *Gesamtskala* $\alpha = .97$, für die Skala *Streit* $\alpha = .96$, für die Skala *Zärtlichkeit* $\alpha = .94$ und für die Skala *Gemeinsamkeiten/Kommunikation* $\alpha = .93$. Die Kriteriums- und Konstruktvalidität des Fragebogens sind in mehreren Untersuchungen nachgewiesen worden (Hahlweg, 1996).

Die Erfassung des allgemeinen Stressniveaus

Skala zur Erfassung des Allgemeinen Stressniveaus (ASN). Dieser Fragebogen erfasst mit 15 Items das aktuelle Stressniveau in verschiedenen Bereichen wie *Partnerschaft* (Sexualität, Nähe, Kommunikation), *Eigenheiten des Partners/der Partnerin* (Gewohnheiten, Temperament, Attrak-

tivität, etc.), *Haushalt* (Anforderungen, Rollenteilung), *Beruf/Ausbildung* (Zeitaufwand, Anforderungen), *Kindererziehung* (Erziehung, Umgang, Abhängigkeiten), *Abrenzung von der Herkunftsfamilie*, *Finanzen* (Schulden, Geldmangel), *Freizeit* (Freizeitgestaltung, Termindruck in der Freizeit), *Sozialkontakte* (zu FreundInnen, Bekannten, Nachbarn), *tägliche Widrigkeiten* (stressende Kleinigkeiten wie Bus verpassen, zu spät kommen, etc.), *Wohnsituation* (Wohnungsgrösse, Lärm), *eigene aussereheliche Beziehungen*, *aussereheliche Beziehungen des Partners/ der Partnerin*, *eigene allgemeine Lebenssituation* und *allgemeine Lebenssituation des Partners/der Partnerin*. Die Bereiche werden auf einer 5-stufigen Likert-Skala (1: gar nicht stressend bis 5: sehr stark stressend) in Bezug auf ihre aktuelle Belastung hin (d.h. innerhalb der *letzten Woche*) eingeschätzt. Das Cronbach' Alpha der Gesamtskala beträgt in unserer Studie $\alpha = .80$. Die Skala hat in mehreren Untersuchungen eine gute diskriminative Validität gezeigt (vgl. Bodenmann, 2000a).

Die vorliegende Arbeit analysiert geschlechtsspezifische Einflussfaktoren auf *Alltagsstress* und *Copingvariablen*. Deshalb werden Geschlechtsunterschiede zu *kritischen Lebensereignissen* und deren Einfluss auf das allgemeine Stressniveau und Copingvariablen nicht berücksichtigt. Da das *allgemeine Stressausmass* nur mit $r = .22$ mit dem Fragebogen für *kritische Lebensereignisse* korreliert (Bodenmann, Schwerzmann & Cina, 2000), können die *kritischen Lebensereignisse* als Einflussfaktor für das *allgemeine Stressausmass* und die *Copingvariablen* für die vorliegenden Fragestellungen vernachlässigt werden.

Die Erfassung des psychischen Befindens

SD-BECKER (Fragebogen zur Erfassung der seelischen Gesundheit). Das Polaritätenprofil von Becker (1984) erfasst die *psychische Befindlichkeit* mittels achtzehn Items (z.B. sensibel-unempfindlich; ruhig-lebhaft; etc.) auf einer 6-stufigen bipolaren Skala. Der Fragebogen weist in mehreren Untersuchungen eine befriedigende Reliabilität (in unserer Untersuchung

$\alpha = .77$ für die Gesamtskala) und diskriminative Validität auf (siehe Bodenmann, 2000a).

Die Erfassung des physischen Befindens

PSSO (Fragebogen zur Erfassung der körperlichen Befindlichkeit. Bei dem von Mohr (1986) entwickelten Fragebogen handelt es sich um eine *Beschwerdeliste*, die anhand von 19 Items auf einer 5-stufigen Skala (1: täglich; 2: alle paar Tage; 3: alle paar Wochen; 4: alle paar Monate; 5: nie) verschiedene körperliche Symptome (Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Verdauungsstörungen, Kreislaufprobleme, Schlafprobleme, etc.) erfragt. Die Reliabilität des Fragebogens ist befriedigend und auch die Kriteriumsvalidität ist gegeben (in der vorliegenden Untersuchung $\alpha = .86$ für die Gesamtskala) (vgl. Mohr, 1986).

Die Erfassung des individuellen Copings

Der *Fragebogen zur Erfassung des individuellen Copings (INCOPE-2)* wurde von Bodenmann (2000a) in Anlehnung an den Stressverarbeitungsfragebogen (SVF) von Janke, Erdmann und Kallus (1985) und Copingformen, wie sie bei Reicherts und Perrez (1992) differenziert werden, konzipiert. Er erfasst mittels 22 Items (5-stufige Likertskala) *individuelle Copingstrategien*, welche je nach Funktionalität für eine effektive Stressreduktion in *funktionale und dysfunktionale Copingstrategien* (in Anlehnung an Laux & Weber, 1990; Reicherts & Perrez, 1992) unterteilt wurden. Die beiden individuellen Belastungsbewältigungsformen konnten auch faktorenanalytisch bestätigt werden. *Funktionale Copingstrategien* umfassen *positive Palliation* (positive Gefühlsberuhigung), *emotionale und sachliche Informationssuche* (gedankliche Ausrichtung auf Probleme bzw. Gefühle zwecks besseren Verständnisses), *Umbewertung* (Umdeutung, Relativierung), *Humor*, *aktive Einflußnahme* (aktive Problemlösung), *soziale Umsterstützungssuche* sowie *positive Selbstverbalisation*.

Dysfunktionale Copingstrategien demgegenüber beinhalten *Informationsunterdrückung* (Ausblenden, Wegsehen, Ignorieren), *negative Palliation* (Rauchen, Alkoholkonsum, exzessives Fernsehen), *Rumination* (gedankliches Grübeln, Kreisen um ein Thema), *Evasion* (Vermeidung des Problems, aus dem Weg gehen), *Vorwürfe* (Selbst-, PartnerIn- und Fremdvorwürfe (letzte im Stillen)), *sozialer Vergleich* und *negativer emotionaler Ausdruck* (seinen Gefühlen freien Lauf lassen, ohne auf andere zu achten). Zusätzlich wird mit jeweils einem Item die subjektiv wahrgenommene *Wirksamkeit* und *Zufriedenheit* mit dem eigenen individuellen Coping evaluiert. Die statistischen Berechnungen erfolgen über den Gesamtwert (funktionale minus dysfunktionale Copingstrategien) bzw. über die beiden Hauptskalen funktionales resp. dysfunktionales Coping. In der vorliegenden Studie beträgt das Cronbach' Alpha der Gesamtskala $\alpha = .72$. Die beiden Subskalen funktionales und dysfunktionales individuelles Coping weisen eine interne Konsistenz von $\alpha = .71$ respektive $\alpha = .70$ auf. Der Fragebogen hat sich in mehreren Untersuchungen bewährt (vgl. Bodenmann, 2000a).

Die Erfassung des dyadischen Copings

Der *Fragebogen zur Erfassung des dyadischen Copings (FDCT-N)* umfasst 55 Items und basiert auf Itemanalysen früherer Fassungen (Bodenmann, 1996b; 2000a). Mittels fünf Items wird gefragt, wie sich die Person verhält, wenn sie sich gestresst/belastet fühlt (*emotionale und sachbezogene Stresskommunikation*). Eine zweite Skala erfasst *supportives dyadisches Coping* des Partners/der Partnerin. Mit achtzehn Items wird erhoben, wie der Partner/die Partnerin auf Stress des anderen eingeht (*supportives dyadisches Coping des Partners/der Partnerin*). Dabei werden *emotionsbezogene Aspekte* wie *Empathie/Verständnis* (Beispielitem: "Er gibt mir das Gefühl, dass er mich versteht"), *Solidarisierung* (Beispielitem: "Sie solidarisiert sich mit mir"), *Umbewertung/Reframing* (Beispielitem: "Sie hilft mir, die Situation in einem anderen Licht zu sehen"), *Raum geben* (Beispielitem: "Er hört mir zu, gibt mir Raum, mich auszusprechen"), *Zärtlichkeit* (Beispielitem: "Er nimmt mich in die Arme und ist zärtlich zu

mir“), *Trösten* (Beispielitem: “Sie tröstet mich, spricht mir gut zu“), *Zusammenhalt signalisieren* (Beispielitem: “Meine Partnerin zeigt mir, dass sie zu mir hält“), *Loben* (Beispielitem: “Er lobt mich, wenn er findet, dass ich gut mit Stress umgegangen bin“), *Respekt* (Beispielitem: “Meine Partnerin respektiert, wenn ich in Ruhe gelassen werden möchte“), *Mithilfe zum Situationsverständnis* (Beispielitem: “Meine Partnerin hilft mir, die Situation zu analysieren, damit ich besser verstehe, was abgelaufen ist“), *Mithilfe zur Entspannung* (Beispielitem: “Er hilft mir, mich zu entspannen, indem er mich massiert usw.“) und *sachbezogene Aspekte* unterschieden (Beispielitems: “Mein Partner packt zu, wenn ich zu viel zu tun habe, um mich zu entlasten“; “Meine Partnerin übernimmt Aufgaben und Tätigkeiten, die ich sonst mache, um mich zu entlasten“). *Hostiles* und *ambivalentes dyadisches Coping* werden mit insgesamt vier Items erfasst (Beispielitems: “Mein Partner macht sich über meinen Stress lustig und lacht mich aus“; “Meine Partnerin nimmt sich zwar Zeit für mich, doch scheint sie mit ihren Gedanken anderswo“).

Anhand von 20 Items wird evaluiert, wie die befragte Person selber auf Stress des Partners/der Partnerin im Sinne *des supportiven dyadischen Copings gegenüber dem Partner/der Partnerin* reagiert. Die Items entsprechen den oben bereits dargestellten, sind in dieser Skala jedoch als Unterstützungitems gegenüber dem Partner/der Partnerin formuliert und umfassen zusätzlich die Skala *Vermeidung/Rückzug*.

Eine letzte Skala erfasst, wie das Paar gemeinsam mit Stress umgeht, der beide PartnerInnen betrifft (*gemeinsames dyadisches Coping*). Mit elf Items wird *Solidarität*, *gemeinsame Meditation* und *Entspannung*, *Gefühlsaustausch* und *Zärtlichkeit* erfasst (Beispielitems: “Wir lachen zusammen und nehmen es mit Humor“; “Wir entspannen und gegenseitig durch Massage, baden miteinander oder hören zusammen Musik“; “Wir setzen uns zusammen, sprechen miteinander und tauschen unsere Gefühle aus“). Mit drei Items wird *sachbezogenes gemeinsames dyadisches Coping* erhoben (Beispielitem: “Wir teilen Aufgaben fair untereinander auf, damit beide gleich viel zu tun haben“).

Die Items werden auf einer 6stufigen Skala (0 = nie; 1 = selten; 2 = manchmal; 3 = häufig; 4 = sehr oft; 5 = immer) beantwortet. Um eine sensible Veränderungsmessung zu ermöglichen, wurde die früher 4-stufige Beantwortungsskala auf sechs Stufen erweitert. Die Reliabilitäten der einzelnen Subskalen liegen zwischen $\alpha = .67$ und $.87$ beim *positiven dyadischen Coping* und zwischen $\alpha = .53$ und $.58$ beim *hostilen dyadischen Coping*. Das Cronbach'sche Alpha beträgt $\alpha = .68$ für das *negative dyadische Coping*, $\alpha = .89$ für das *positive dyadische Coping*, $\alpha = .80$ für die *Stresskommunikation* und $\alpha = .92$ für die *Gesamtskala*. Die Retest-Reliabilität für die verschiedenen Skalen liegt bei $r_{tt} = .63$ bis $.83$. Die Kriteriums- und Konstruktvalidität des FDCT-N sind nachgewiesen (Bodenmann, 2000a).

8.3.2 Fremdbeobachtungsdaten zu dyadischem Coping

Die dyadische Interaktion wird während dreissig Minuten in einem standardisierten Setting bei den Paaren zu Hause videographiert. Die Paare erhalten die Instruktion, dem Partner/der Partnerin eine eigene Stressepisode, die sich jüngst zugetragen hat und die noch immer als belastend erlebt wird, zu erzählen. Im zeitlichen Verlauf werden zwei Sequenzen videographiert: Während zehn Minuten spricht zuerst die Frau von einer Situation, in der sie unabhängig vom Partner Stress erlebt hat. Der Partner gibt im Anschluss an die Stressäusserung seiner Partnerin Unterstützung. Danach wechseln die Rollen und der Mann erzählt seinerseits in einer zehn Minuten dauernden Sequenz von einer Alltagssituation, die ihn gestresst hat und die Partnerin gibt ihm dazu Unterstützung.

Auswertung der Videoaufnahmen bezüglich des dyadischen Copings

Das Kodiersystem zur Erfassung des dyadischen Copings bei Paaren wurde von Bodenmann et al. (1995) auf der Basis der transaktionalen Stresstheorie von Lazarus (Lazarus & Folkman, 1984) bzw. dem IPA

(Interaktions-Prozess-Analyse) von Bales (1950) entwickelt (Bodenmann & Perrez, 1993). Das Kodiersystem ermöglicht eine Abbildung von Stress-Coping-Prozessen beider Partner auf dem Hintergrund einer systemisch-transaktionalen Konzeption von Stress (Bodenmann, 1995a). Als Hauptkategorien werden *Auslöse-* und *Antwortkategorien* seitens *beider Partner* unterschieden. Auf der Seite der *Äusserung von Stress* werden sieben Kategorien kodiert: 1) *sachliche Beschreibung von Stress* ("Ich ging also heute morgen zum Arbeitsamt. Das hatte Leute, sag' ich Dir. Ich stand sicher eine halbe Stunde in der Warteschlange. Die Typen um mich herum sahen alle etwas abgefrackt aus. Ich musste dann meine Papiere vorweisen und dann habe ich endlich den Stempel gekriegt"), 2) *verbales Äussern von sachbezogenem Stress* ("Ich begreife die Aufgabenstellung einfach nicht, kannst Du sie mir nochmals erklären?"), 3) *delegiertes dyadisches Coping* ("Ich muss heute länger arbeiten. Kannst Du heute an meiner Stelle einkaufen gehen?"), 4) *nonverbale emotionsbezogene Stressäusserung* (Mimik, Gestik, Körperhaltung, Stressmotorik), 5) *latente verbale emotionsbezogene Stressäusserung* ("Ich habe schon lange keine Ferien gemacht... mir kommt die Arbeitszeit recht lange vor"), 6) *verbal implizite emotionsbezogene Stressäusserung* ("Ich schaffe es immer wieder zu beweisen, wie wenig ich kann"), 7) *verbal explizite Stressäusserung* ("Ich dachte, niemand versteht mich, ich war so einsam, hilflos und deprimiert"). Auf der Seite der *Antwortkategorien* werden gesamthaft acht Kategorien kodiert: 1) *Aufmerksames, interessiertes Zuhören* (Blickkontakt, Empathie, sichtbares Interesse), 2) *sachbezogenes supportives dyadisches Coping* (sachliche Hilfestellungen, praktische Erklärungen, etc.), 3) *nonverbales emotionales supportives dyadisches Coping* (Zärtlichkeiten, in die Arme nehmen, liebevoller Blick und zugewandtes Lachen), 4) *verbales emotionales supportives dyadisches Coping* (Ermunterung, Umbewertungen, Trösten, Anleitung zur Beruhigung), 5) *verbales hostiles supportives dyadisches Coping* (den Stress des Partneres ignorieren, herunterspielen, lächerlich machen, entnervter feindseliger Ton), 6) *nonverbales hostiles supportives dyadisches Coping* (desinteressiertes Verhalten, Abwendung, Beschäftigung

mit Gegenständen, etc.), 7) *ambivalentes supportives dyadisches Coping* (geh' heute früh zu Bett, Du bist ja völlig fertig; ich hätte auch mal gerne wieder jemanden, der sich so richtig um mich kümmert", etc.), 8) *floskelhaftes supportives dyadisches Coping* ("es geht halt jedem mal schlecht"; unbeseelte emotionale Unterstützung, gespielte Anteilnahme, müde Stimme, etc.). Als weitere Coping-Kategorien werden 10) "*gemeinsames sachbezogenes dyadisches Coping*" (gemeinsame Lösungsdiskussionen, gleichmässige Aufteilung von Tätigkeiten, etc.) und "*gemeinsames emotionsbezogenes dyadisches Coping*" (gemeinsame Emotionsregulation: z.B. gegenseitige Zärtlichkeiten, Solidarisierung, Humor, gemeinsame Aktivitäten, gegenseitige Entspannung, etc.) kodiert.

Das Kodierungssystem wurde mittels dem von Bourquard, Bodenmann und Perrez (1993) entwickelten Kodierungsprogramm CAOS (Computer Aided Observation System) eingesetzt. Das CAOS Programm erlaubt mehrfache Analysen derselben Sequenz unter Vorgabe der verschiedenen Auslöse- und Antwortkategorien der beiden Partner. Beginn und Ende einer Kategorie werden direkt mittels eines dafür definierten Key-Codes auf der Tastatur des Computers eingegeben. Das Programm durchläuft die zu Beginn auf fünf Minuten festgelegte Sequenz mit den für den Durchgang definierten Kategorien und lädt die nachfolgenden Kategorien für den nachfolgenden Durchgang automatisch auf. Pro Durchgang wurden von zwei Kodiererinnen simultan jeweils für die Frau bzw. den Mann zwei Kategorien kodiert (eine Person kodiert das Verhalten der Frau, die andere Person das Verhalten des Mannes), da die Aufmerksamkeitspanne bei mehr Kategorien überfordert wäre. Mit Hilfe des CAOS Programms können die absolute, mittlere, und relative Dauer und Häufigkeit aller Kategorien sowie Kontingenzen in einem frei definierbaren Zeitfenster innerhalb sämtlicher Kategorien berechnet werden, wodurch eine differenzierte Erfassung des Interaktionsprozesses möglich wird.

Die Interraterreliabilität wurde mehrmals (zu Beginn, während und am Ende der Kodierung der Videobänder) evaluiert. Sie erfolgte nach der Methode der *signierten Platz-pro-Platz-Übereinstimmung* (Mess, 1977),

wobei eine Konkordanz dann vorlag, wenn die beiden Kodiererinnen ein bestimmtes Ereignis innerhalb eines definierten Konfidenzintervalls (+/- 1 Sekunde vor und nach der Eingabe des Ereignisses durch den anderen Beobachter und umgekehrt) registrierten. Die berechneten Interrater-Reliabilitäten über die verschiedenen Kategorien betragen im Durchschnitt $r_{tt} = 0.94$ (Range: $r_{tt} = 0.67$ bis $r_{tt} = 1.00$). Der Kappa-Koeffizient, der bei frequenzanalytischen Daten (Nominaldaten) als Mass der Übereinstimmung geeignet ist, wurde in der vorliegenden Untersuchung nicht berechnet, da das Kodiersystem die Erfassung intervallskalierter Daten (aufgrund der metrischen Abbildung der Dauer der Kategorien) erlaubt. Das in dieser Untersuchung vorliegende Kriterium setzt strengere Massstäbe, da die Kodiererinnen ein entsprechendes Ereignis nicht nur der richtigen Kategorie zuordnen müssen, sondern auch bezüglich Beginn und Ende der betreffenden Kategorie übereinstimmen müssen. Diese zeitliche Präzision ist im Rahmen des dyadischen Copings deshalb bedeutsam, weil sie die Voraussetzung für die Abbildung der Kontingenzen zwischen den Verhaltensweisen der Partner bildet. Damit eine befriedigende Interrater-Reliabilität erreicht werden konnte, wurden die Kodiererinnen (Studentinnen kurz vor Abschluss des Studiums mit Schwerpunkt Klinischer Psychologie) während zwei Monaten intensiv trainiert.

8.4 Interkorrelationen zwischen den Kriteriumsvariablen

Für Frauen bestehen stärkere negative Zusammenhänge als für Männer zwischen dem allgemeinen Stressniveau und dem individuellen Coping, dem allgemeinen Stressniveau und dem dyadischen Coping sowie zwischen dem allgemeinen Stressniveau und der Partnerschaftsqualität. Sowohl für Frauen wie Männer bestehen hohe positive Zusammenhänge zwischen dem dyadischen Coping und der Partnerschaftsqualität (s. Tabelle 13).

Tabelle 13.
Interkorrelationen zwischen den Kriteriumsvariablen

Frauen	1	2	3	4
1 Allgemeines Stressniveau		-.44	-.31	-.32
2 Individuelles Coping			.31	.19
3 Dyadisches Coping				.67
4 Partnerschaftsqualität				
Männer	1	2	3	4
1 Allgemeines Stressniveau		-.33	-.09	-.24
2 Individuelles Coping			.23	.28
3 Dyadisches Coping				.66
4 Partnerschaftsqualität				

8.5 Vergleich zwischen der Gesamtstichprobe und den videographierten Paaren bezüglich der Kriteriumsvariablen

Da nur ein Teil der Paare an den Videographierungen teilgenommen hat, wurden die beiden Gruppen bezüglich der Kriteriumsvariablen verglichen. Es zeigt sich, dass sich die Frauen aus den Paaren, die sich für die Videographierung zur Verfügung gestellt haben, nicht von den Frauen der Gesamtstichprobe bezüglich des *Alters*, der *Partnerschaftsqualität*, des *allgemeinen Stressniveaus* sowie des *individuellen* und *dyadischen Copings* unterscheiden. Sie unterscheiden sich darin, dass ihre *Partnerschaftsdauer* tendenziell kürzer ist, [F (1, 234) = 3.22; $p < .10$]. Die Männer der Paare, die sich videographieren liessen, unterscheiden sich bezüglich der Männer der Gesamtstichprobe ebenfalls nur dadurch, dass sie eine kürzere *Partnerschaftsdauer* angaben [F (1, 235) = 5.32; $p < .05$]. Frauen und Männer beider Gruppen unterscheiden sich nicht signifikant bezüglich des *physischen* und *psychischen Befindens*.

9 Ergebnisse zu Geschlecht und Stress

9.1 Ergebnisse zu biologischem Geschlecht und Stress

Zur Berechnung der Geschlechtsunterschiede innerhalb der Paare wurde eine *multivariate Varianzanalyse* (MANOVA) mit dem Geschlecht als Within-Faktor gerechnet.

Für die Stressbereiche ergibt sich ein signifikanter Geschlechts-Effekt über alle Lebensbereiche, [$F(17, 182) = 9.46, p < .001$]. Auf Subskalenniveau (ANOVAs) erleben Frauen signifikant mehr *Stress mit dem Partner* (Eigenheiten, Gewohnheiten), dem *Haushalt*, den *Kindern*, der *Abgrenzung von der Herkunftsfamilie*, dem *psychischen und physischen Befinden*, den *täglichen Widrigkeiten*, der *Wohnsituation*, der *eigenen allgemeinen Lebenssituation* und tendenziell mehr Stress mit der *allgemeinen Lebenssituation des Partners* (s. Tabelle 14).

Männer dagegen haben vor allem mehr *Stress im Beruf* als ihre Partnerin. Die Ausprägung der Belastung liegt für Frauen und Männer in allen Bereichen zwischen etwas stressend bis ziemlich stressend (Stress: 1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark) (s. Tabelle 14).

Tabelle 14.
Geschlechtsunterschiede bezüglich des Alltagstresses in verschiedenen Lebensbereichen

Stressbereiche	Frauen ($N = 240$)		Männer ($N = 240$)		F
	M	SD	M	SD	
Partnerschaft	2.32	1.07	2.20	1.05	1.59
Partner/Partnerin	2.22	0.98	1.93	0.87	12.01***
Haushalt	2.59	1.06	1.93	0.83	77.59***
Beruf/Ausbildung	2.59	1.22	2.97	1.13	17.38***
Kinder	2.46	1.26	2.18	1.07	9.81***

Stressbereiche	Frauen (N = 240)		Männer (N = 240)		F
	M	SD	M	SD	
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.85	1.02	1.53	0.80	8.24***
Finanzielle Situation	1.85	0.98	1.85	0.98	0.02
Körperliches Befinden	2.13	1.01	1.79	0.87	11.14***
Psychisches Befinden	2.28	0.99	1.85	0.92	21.02***
Freizeit	1.99	1.04	1.97	0.95	0.03
Sozialkontakte	1.70	0.83	1.62	0.71	2.08
Tägliche Widrigkeiten	2.49	0.93	2.09	0.83	19.24***
Wohnsituation	1.65	0.97	1.48	0.80	4.99*
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.22	0.58	1.19	0.51	0.53
Aussereheliche Beziehungen des Partners/der Partnerin	1.21	0.61	1.19	0.62	0.36
Eigene allgemeine Lebenssituation	2.34	1.02	2.02	0.85	16.52***
Allgemeine Lebenssituation des Partners/der Partnerin	2.30	1.11	2.18	0.96	3.09+
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus (univariater Effekt)	2.07	0.52	1.88	0.46	30.33***

Multivariater Effekt: $F(17, 182) = 9.46; p < .001$

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. 1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen biologischem Geschlecht und subjektivem Stress bestätigen die früheren Resultate von Bodenmann (2000a) Gove (1978), Radloff (1975) sowie Widmer & Bodenmann (2000). Frauen haben mehr Stress mit der Herkunftsfamilie, mit dem Partner, dem Haushalt, den Kindern, den täglichen Widrigkeiten, der Wohnsituation, der eigenen allgemeinen Lebenssituation, der allgemeinen Lebenssituation des Partners sowie mit dem psychischen und physischen Befinden.

9.2 Ergebnisse zu sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und Stress

Insgesamt beschreibt sich ein Viertel der Frauen mit einer femininen Geschlechtsrollenorientierung, ebenso häufig beschreiben sie sich als androgyn. Bei den Männern beschreibt sich ein Drittel als maskulin oder androgyn. Zwischen 25%-30% der Frauen und Männer beschreiben ihre Geschlechtsrollenorientierung weder als maskulin noch als feminin. Aufgrund ihrer niedrigen Ausprägungen auf beiden Dimensionen gelten sie im Androgynie-Konzept von Bem (1974) als Personen mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept (s. Tabelle 15).

Tabelle 15.
Häufigkeiten der vier Geschlechtsrollenorientierungen

Geschlechtsrollen-Orientierung	Frauen (N = 240)	Männer (N = 240)
Maskulinität/ Instrumentalität	16.3%	32.7%
Feminität/ Expressivität	27.9%	13.6%
Androgynität	26.5%	28.0%
Undifferenziertes Geschlechtsrollenkonzept	29.3%	25.7%

Um zu überprüfen, wie die Geschlechtsrollenorientierung mit dem Stressausmass zusammenhängt, wurden in einem ersten Schritt *Korrelationen* zwischen den beiden Skalen Feminität und Maskulinität des Bem Sex Role Inventory und dem Stressausmass in verschiedenen Bereichen gerechnet. In einem zweiten Schritt wurden *Partialkorrelationen* berechnet, um den Einfluss der Partnerschaftsqualität auf das Stressausmass zu kontrollieren. In einem dritten Schritt schliesslich wurde eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) (mit der Kovariate Partnerschaftsqualität der Frau oder des Mannes) über die vier von Bem (1974)

vorgeschlagenen Personengruppen mit femininem, maskulinem, androgynem und undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept gerechnet.

Die *Korrelationsberechnungen* ergeben zwar einzelne signifikante Zusammenhänge vor allem zwischen Feminität und dem Stressausmass in einzelnen Lebensbereichen, aber sie sind trotz Signifikanz nicht substantiell. Einzig zeigt sich, dass *Frauen* mit hoher *Feminität* weniger Stress in der *Partnerschaft*, bezüglich der *Eigenheiten des Partners*, der *Kinder* und der *täglichen Widrigkeiten* erleben. Hohe *Maskulinitätswerte* bei den *Frauen* hängen dagegen in keinem Lebensbereich mit dem Stressniveau zusammen.

Bei *Männern* mit hohen *Feminitätswerten* zeigen sich Zusammenhänge zu höherem Stress bezüglich der *Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie*, höherem Stress bezüglich des *körperlichen* und *psychischen Befindens* sowie der *eigenen allgemeinen Lebenssituation*. *Männer* mit hohen *Maskulinitätswerten* haben höheren Stress im *Beruf*, bezüglich der *täglichen Widrigkeiten*, aber weniger Stress mit der *allgemeinen Lebenssituation der Partnerin* (s. Tabelle 16).

Um zu kontrollieren, inwieweit die Korrelationen bestehen bleiben, wenn die Partnerschaftsqualität beider Partner kontrolliert wird, wurden *Partialkorrelationen* für die Zusammenhänge zwischen Maskulinität/Feminität und den Stressausmassen in einzelnen Lebensbereichen gerechnet (s. Tabelle 16). Es zeigt sich für die *Frauen* mit hoher *Feminität*, dass bei Kontrolle der Partnerschaftsqualität der Zusammenhang zu tieferem subjektivem Stress bei der *Partnerschaft*, den *Eigenheiten des Partners* und den *Kindern* wegfällt. Die signifikante negative Korrelation zu Stress bezüglich *täglicher Widrigkeiten* bleibt bestehen.

Frauen mit hoher *Maskulinität* haben nach der Kontrolle ihrer Partnerschaftsqualität mehr Stress im *Beruf*, aber ebenso wie *Frauen* mit hohen *Feminitätswerten* weniger Stress mit *täglichen Widrigkeiten*.

Tabelle 16.
Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen
Feminität/Maskulinität und subjektivem Stress

	Frauen (N = 240)				Männer (N = 240)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Partnerschaft	-.14*	-.06	.00	.00	.01	.17*	-.25	-.23**
Partner/Partnerin	-.15*	-.10	.05	.06	.00	.16*	-.05	-.02
Haushalt	-.05	.00	-.03	-.01	.04	.06	.00	-.01
Beruf/Ausbildung	-.06	-.05	.18	.19**	-.03	.01	.12+	.11
Kinder	-.14*	-.11	-.02	-.01	.03	.09	.05	.07
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	.02	-.07	.06	.04	.13+	.15*	.11	.10
Finanzielle Situation	.05	.06	.12	.11	.06	.09	.02	.00
Körperliches Befinden	.02	.06	.04	.05	.18**	.19*	.02	.04
Psychisches Befinden	.02	.05	-.03	-.03	.18**	.25***	-.05	-.04
Freizeit	-.10	-.05	.03	.03	.00	.06	.08	.09
Sozialkontakte	-.03	-.01	.01	.01	.08	.16*	-.18**	-.17*
Tägliche Widrigkeiten	-.18*	-.17*	-.10	-.13+	.06	.10	-.06	-.04
Wohnsituation	-.05	-.01	-.09	-.06	.09	.09	-.10	-.11
Eigene aussereheliche Beziehungen	.02	.00	-.05	-.09	.11	.12	-.08	-.08
Aussereheliche Beziehungen des Partners/der Partnerin	.08	.06	.03	.00	.01	.02	-.05	-.04
Eigene allgemeine Lebenssituation	-.03	.03	.01	.02	.16*	.22*	-.07	-.04
Allgemeine Lebenssituation des Partners/der Partnerin	.01	.07	.09	.07	.01	.10	-.15*	-.13+
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus	-.09	-.02	.04	.04	.12+	.23**	-.06	-.04

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten
Korr = Korrelationen; PKorr = Partialkorrelationen (N = 193)

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Feminine Männer haben nach der Kontrolle ihrer Partnerschaftsqualität mehr Stress in der *Partnerschaft*, mit den *Eigenheiten ihrer Partnerin*, der *Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie* und in *Sozialkontakten*. Gleich geblieben ist der positive Zusammenhang zu mehr Stress bezüglich des *psychischen und körperlichen Befindens*. Auch wird der positive Zusammenhang zum *Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus* stärker (s. Tabelle 16).

Männer mit hohen *Maskulinitätswerten* haben nach der Kontrolle ihrer Partnerschaftsqualität weniger Stress in der *Partnerschaft*. Vergleichbar hoch bleiben die Zusammenhänge zwischen hoher *Maskulinität* bei den *Männern* und tieferem Stress bei *Sozialkontakten* und Stress bezüglich der *allgemeinen Lebenssituation der Partnerin*. Obwohl die Korrelationen nicht wirklich substantiell sind, hängt *hohe Feminität bei Männern* mit höherem Stress in der *Partnerschaft*, in *sozialen Beziehungen* (Sozialkontakte, Herkunftsfamilie) und bezüglich ihres *psychischen und physischen Befindens* zusammen (s. Tabelle 16).

Zusammenhänge zwischen der Geschlechtsrollenorientierung und subjektivem Stress bei den Frauen

Um zu berechnen, ob sich Frauen mit unterschiedlichen Geschlechtsrollenorientierungen bezüglich des Stressausmasses in einzelnen Lebensbereichen unterscheiden, wurde eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) mit dem Between-Faktor *Geschlechtsrollenorientierung der Frauen* durchgeführt. Um Konfundierungen auszuschliessen, wurde der Einfluss der *Partnerschaftsqualität der Frau* als Kovariate kontrolliert (s. Tabelle 17).

Die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die siebzehn verschiedenen Bereiche ergibt keinen signifikanten *Gruppe-Effekt* [$F(51, 531) = 1.2$; ns.]. Die *Kovariate Partnerschaftsqualität der Frau* hat einen signifikanten Effekt auf den *Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus*, [$F(17, 175) = 8.45$, $p < .001$]. Die *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) ergeben einzig einen signifikanten *Gruppe-Effekt* für den Bereich *Beruf/ Ausbildung*, [$F(3, 191) = 2.96$, $p < .001$].

Tabelle 17.
Zusammenhänge zwischen der Geschlechtsrollen-Orientierung der Frau und ihrem subjektivem Stress

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 39)		Feminität/ Expressivität (N = 67)		Androgynität (N = 64)		undifferenziert (N = 70)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Partnerschaft	2.51	1.07	2.17	1.08	2.18	1.04	2.40	1.11
Partner	2.54	1.04	1.98	0.95	2.09	0.97	2.29	0.91
Haushalt	2.77	1.11	2.25	0.95	2.58	1.03	2.66	1.05
Beruf/Ausbildung	3.00	1.28	2.27	1.21	2.74	1.17	2.44	1.18
Kinder	2.85	1.56	2.17	1.08	2.39	1.23	2.54	1.18
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.91	1.15	1.72	1.03	1.96	1.16	1.89	0.91
Finanzielle Situation	2.06	0.91	1.80	0.97	1.91	1.03	1.61	0.84
Körperliches Befinden	2.11	0.93	2.05	0.95	2.18	1.10	2.05	1.03
Psychisches Befinden	2.24	0.92	2.33	0.93	2.30	0.94	2.06	0.94
Freizeit	2.09	1.01	1.72	0.87	1.98	1.09	2.15	1.15
Sozialkontakte	1.60	0.65	1.58	0.83	1.77	0.91	1.84	0.94
Tägliche Widrigkeiten	2.80	1.11	2.32	0.83	2.35	0.90	2.53	0.92
Wohnsituation	1.77	1.06	1.60	0.96	1.45	0.74	1.74	1.05
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.17	0.51	1.22	0.56	1.23	0.73	1.23	0.53
Aussereheliche Beziehungen des Partners	1.06	0.24	1.20	0.51	1.33	0.87	1.22	0.62
Eigene allgemeine Lebenssituation	2.43	1.04	2.28	0.98	2.35	1.09	2.21	0.91
Allgemeine Lebenssituation des Partners	2.37	1.14	2.25	1.07	2.32	1.17	2.21	1.01
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus	2.19	0.50	1.93	0.45	2.07	0.56	2.07	0.53

Multivariater Effekt: $F(51, 531) = 1.2$, ns.

1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Die anschliessend Kontrast-Berechnungen ergeben signifikante Unterschiede zwischen *Frauen* mit einer *maskulinen* versus *femininen* Geschlechtsrollenorientierung beim Ausmass an Stress bezüglich *Beruf*, [Differenz = $-.68$; $p < .01$], *Kinder* [Differenz = $-.56$; $p < .05$] und *täglichen Widrigkeiten*, [Differenz = $-.45$; $p < .01$], tendenzielle Unterschiede bezüglich des Stressses mit dem *Partner*, [Differenz = $-.33$; $p < .01$] und des *Haushalts*, [Differenz = $-.40$; $p < .10$]. Frauen mit einer maskulinen

Geschlechtsrollenorientierung erleben mehr Stress in diesen Bereichen als Frauen mit einer femininen Geschlechtsrollenorientierung.

Tabelle 18.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des subjektiven Stresses

Stress in den Bereichen:	Maskulinität/ Instrumentalität 1	Feminität/ Expressivität 2	Androgynität 3	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept 4
Partner	1 > 2			
Haushalt	1 > 2			
Beruf/Ausbildung	1 > 2 1 > 4		3 > 4	
Kinder	1 > 2			
Finanzielle Situation	1 > 4		3 > 4	
Freizeit		2 < 4		
Tägliche Widrigkeiten	1 > 3			
Wohnsituation	1 > 3			
Aussereheliche Beziehungen des Partners			3 > 1	

Die Kontrasteffekte zwischen *Frauen* mit *maskuliner* versus *androgynen* *Geschlechtsrollenorientierung* ergaben signifikante Unterschiede bezüglich der *täglichen Widrigkeiten* [Differenz = -.86; $p < .05$], tendenzielle Unterschiede bezüglich der *Wohnsituation*, [Differenz = -.37; $p < .10$] und einer *ausserehelichen Beziehung des Partners*, [Differenz = .25; $p < .10$]. Frauen mit einer maskulinen Geschlechtsrollenorientierung erleben mehr Stress bei den *täglichen Widrigkeiten* und mit der *Wohnsituation*, androgynen Frauen erleben mehr Stress als maskuline Frauen, wenn der *Partner eine Aussenbeziehung* hat (s. Tabelle 18).

Der Vergleich zwischen *maskulinen Frauen* und *Frauen mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept* ergibt einen signifikanten Unterschied bezüglich des Stresses im *Beruf*, [Differenz = -.55; $p < .05$]

und der *finanziellen Situation*, [Differenz = $-.47$; $p < .05$]. Maskuline Frauen haben mehr Stress in diesen beiden Bereichen.

Die Kontrasteffekte zwischen *Frauen mit androgyner versus femininer Geschlechtsrollenorientierung* ergaben nur einen signifikanten Unterschied bezüglich des Stresses im *Beruf*, [Differenz = $.48$; $p < .05$]. Frauen mit einer androgynen Geschlechtsrollenorientierung haben mehr Stress im Beruf als Frauen mit einer femininen Geschlechtsrollenorientierung.

Der Vergleich zwischen *Frauen mit einem femininen versus undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept* ergibt, dass letztere mehr Stress in der *Freizeit* haben als *Frauen mit einer femininen Geschlechtsrollenorientierung*, [Differenz = $.35$; $p < .01$].

Androgyne Frauen haben tendenziell mehr Stress als *Frauen mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept* bezüglich der *finanziellen Situation*, [Differenz = $-.33$; $p < .10$].

Es fällt auf, dass Frauen mit einer *maskulinen Geschlechtsrollenorientierung* am *häufigsten Stress* erleben, sei es im *Beruf*, der *Partnerschaft* oder *mit den Kindern*. Man könnte daraus folgern, dass die Übernahme einer maskulinen Geschlechtsrollenorientierung für die Frauen stressreich ist, und da sich die feminine und androgyne Geschlechtsrollenorientierung als weniger stressend herausstellen, sie allgemein für Frauen günstiger wären. Hier zeigen sich meiner Meinung nach deutlich die Grenzen des psychologischen Geschlechtsrollenkonstrukts, da es die situativen Begebenheiten, die als strukturelle Stressauslöser mitzubersichtigen sind, auslöst. Dennoch ist interessant zu sehen, dass Frauen mit einer maskulinen Geschlechtsrollenorientierung am meisten Stress erleben. Kennzeichen hoher Maskulinität sind hohe Leistungsansprüche an sich selber. Über 70% der Paare haben Kinder. Je nach situativen Anforderungen und strukturellen Bedingungen (Kinder, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Aufteilung der Arbeit im Paar) vermute ich, dass ehrgeizige Frauen unbefriedigende Lebensbedingungen am schnellsten als stressend erleben.

Zusammenhänge zwischen der Geschlechtsrollenorientierung und subjektivem Stress bei den Männern

Um zu berechnen, ob sich Männer mit unterschiedlichen Geschlechtsrollenorientierungen bezüglich des Stressausmasses in einzelnen Lebensbereichen unterscheiden, wurde eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) mit dem Between-Faktor *Geschlechtsrollenorientierung der Männer* durchgeführt. Um Konfundierungen auszuschliessen, wurde die *Partnerschaftsqualität des Mannes* als Kovariate kontrolliert. Für die Männer ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die 17 verschiedenen Bereiche keinen signifikanten *Gruppen-Effekt* [$F(51, 531) = 1.16; ns.$] (s. Tabelle 19).

Tabelle 19.
Zusammenhänge zwischen der Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer bezüglich des subjektiven Stress

	Maskulinität/ Instrumentalität (<i>N</i> = 78)		Feminität/ Expressivität (<i>N</i> = 32)		Androgynität (<i>N</i> = 68)		undifferenziert (<i>N</i> 62)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Partnerschaft	1.97	0.98	2.52	1.12	1.93	0.96	2.35	1.01
Partnerin	1.90	0.99	2.21	0.86	1.76	0.80	2.00	0.70
Haushalt	1.81	0.84	2.34	1.04	1.95	0.78	1.94	0.90
Beruf/Ausbildung	3.07	1.11	2.79	1.26	2.92	1.24	2.87	1.08
Kinder	2.21	1.02	2.30	1.14	2.20	1.27	2.06	0.95
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.50	0.83	1.86	0.88	1.76	0.93	1.45	0.70
Finanzielle Situation	1.87	1.04	1.90	0.94	1.82	0.98	1.72	0.79
Körperliches Befinden	1.84	1.04	2.17	1.04	1.88	0.89	1.61	0.63
Psychisches Befinden	1.75	1.01	2.34	0.94	1.86	1.01	1.87	0.75
Freizeit	2.03	0.96	1.86	1.18	1.86	0.82	1.78	0.92
Sozialkontakte	1.50	0.68	1.83	0.71	1.54	0.68	1.63	0.76
Tägliche Widrigkeiten	1.94	0.74	2.41	1.02	2.02	0.66	2.13	0.85
Wohnsituation	1.44	0.81	1.86	1.38	1.51	0.80	1.41	0.60
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.06	0.23	1.17	0.54	1.24	0.57	1.24	0.47

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 78)		Feminität/ Expressivität (N = 32)		Androgynität (N = 68)		undifferenziert (N 62)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Aussereheliche Beziehungen der Partnerin	1.10	0.46	1.18	0.77	1.19	0.61	1.20	0.63
Eigene allgemeine Lebenssituation	1.90	0.84	2.52	1.02	2.07	0.85	2.02	0.81
Allgemeine Lebenssituation der Partnerin	2.13	0.93	2.31	1.04	1.98	0.96	2.24	1.04
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus	1.82	0.48	2.10	0.47	1.87	0.48	1.85	0.41

Multivariater Effekt: $F(51, 531) = 1.16$, ns.

1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Die Kovariate *Partnerschaftsqualität des Mannes* hat einen signifikanten Effekt auf den *Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus*, [$F(17, 175) = 4.28$, $p < .001$]. Die *univariaten Kovarianzanalysen (ANCOVAs)* ergeben signifikante *Gruppen-Effekte* für die Bereiche *Partnerschaft*, [$F(3, 191) = 5.99$, $p < .001$], *Abgrenzung von der Herkunftsfamilie*, [$F(3, 191) = 2.97$, $p < .05$] und *Stress aus einer eigenen Aussenbeziehung*, [$F(3, 191) = 3.54$, $p < .05$] (s. Tabelle 19).

Die Kontrasteffekte zwischen *Männern* mit *maskuliner* versus *femininer Geschlechtsrollenorientierung* ergaben signifikante Unterschiede im Stressausmass bezüglich der *Partnerschaft* [Differenz = .92; $p < .001$], den *Sozialkontakten*, [Differenz = .35; $p < .05$], Stress aufgrund *einer eigenen ausserehelichen Beziehung*, [Differenz = .38; $p < .05$], der *allgemeinen Lebenssituation der Partnerin*, [Differenz = .48; $p < .05$] und tendenzielle Unterschiede bezüglich der *eigenen allgemeinen Lebenssituation* [Differenz = .92; $p < .1$]. In allen Bereichen geben Männer mit einer femininen Geschlechtsrollenorientierung mehr Stress an als Männer mit einer maskulinen Geschlechtsrollenorientierung (s. Tabelle 20).

Tabelle 20.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des subjektiven Stresses

Stress in den Bereichen:	Maskulinität/ Instrumentalität 1	Feminität/ Expressivität 2	Androgynität 3	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept 4
Partnerschaft		2 > 1 2 > 3 2 > 4		4 > 1
Abgrenzung von Herkunftsfamilie			3 > 1 3 > 2 3 > 4	
Körperliches Befinden	1 > 4			
Sozialkontakte		2 > 1		
Eigene ausser- eheliche Beziehung		2 > 1	3 > 1	4 > 1
Allgemeine Lebenssituation der Partnerin		2 > 1 2 > 3		

Die Kontrasteffekte zwischen *Männern* mit *maskuliner* versus *undifferenzierter Geschlechtsrollenorientierung* ergaben signifikante Unterschiede im Stressausmass bezüglich der *Partnerschaft* [Differenz = .34; $p < .05$], einer *eigenen ausserehelichen Beziehung*, [Differenz = .19; $p < .05$] und einen tendenziellen Unterschied bezüglich des *körperlichen Befindens*, [Differenz = -.29; $p < .05$]. Während Männer mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept mehr Stress in den ersten beiden Bereichen angeben, sind es die maskulinen Männer, die mehr Stress bezüglich ihres körperlichen Befindens angeben.

Die Kontrasteffekte zwischen *Männern* mit *femininer* versus *androgynen* *Geschlechtsrollenorientierung* ergaben signifikante Unterschiede im Stressausmass bezüglich der *Partnerschaft* [Differenz = -.67; $p < .001$], der *Abgrenzung von der Herkunftsfamilie*, [Differenz = .49; $p < .001$], und tendenziell in Bezug auf die *allgemeine Lebenssituation der Partnerin*, [Differenz = -.42; $p < .1$]. Feminine Männer haben mehr Stress mit der Partnerschaft und der Lebenssituation der Partnerin, androgyne Männer dagegen mehr Stress mit der Abgrenzung von der Herkunftsfamilie.

Weiter haben *feminine Männer* mehr Stress als *Männer mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept* bezüglich der *Partnerschaft*, [Differenz = $-.58$; $p < .01$].

Androgyne Männer erleben signifikant mehr Stress als *Männer mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept* bezüglich der *Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie*, [Differenz = $-.34$; $p < .05$] und tendenziell mehr Stress bezüglich des *körperlichen Befindens*, [Differenz = $-.30$; $p < .10$] (s. Tabelle 20).

9.3 Ergebnisse zu sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und Stress

9.3.1 Ergebnisse zur Arbeitsteilung im Paar und subjektivem Stress

9.3.1.1 Ergebnisse zur Arbeitsteilung von Paaren unter 35 Jahren ohne Kinder

Bei der Bildung von zwei Gruppen, die sich darin unterscheiden, dass die Frau in der ersten Gruppe mehr Hausarbeit als der Partner verrichtet, in der zweiten Gruppe die Frau gleichviel Hausarbeit wie ihr Partner verrichtet, zeigt sich, dass bereits junge Paare ohne Kinder eine so traditionelle Aufteilung bezüglich der Haushaltsarbeiten haben, dass sich diese beiden Gruppen gar nicht bilden lassen, da die zweite Gruppe inexistent ist.

Allgemein unterscheiden sich Paare unter 35 Jahren ohne Kinder nicht bezüglich der *Erwerbstätigkeit*, [$F(1, 19) = 1.43$, ns.]. Beide Personen arbeiten im Durchschnitt 80-100%. Es besteht aber ein signifikanter *multivariater Geschlechtseffekt* bei den *Hausarbeiten*, [$F(7, 13) = 7.65$, $p < .001$] (s. Tabelle 21).

Wie die Tabelle 21 zeigt, gibt es kaum Männer, die bei gleich hoher Berufstätigkeit mindestens die Hälfte der typisch weiblichen Hausarbeiten übernehmen.

Tabelle 21.
Geschlechtervergleich bezüglich der Verteilung der Erwerbs- und Hausarbeit bei Paaren ohne Kinder unter 35 Jahren im gemeinsamem Haushalt

	Frauen (N = 25)		Männer (N = 25)		
	M	SD	M	SD	
Geschirr abwaschen	4.44	1.42	3.36	1.47	6.15*
Wäsche erledigen	5.36	2.04	2.88	2.32	8.67**
Kleider bügeln	5.55	2.04	2.30	1.92	21.06***
Wohnung aufräumen	5.28	1.31	3.24	1.20	25.54***
Wohnung putzen	5.63	1.24	2.57	1.31	36.57***
Lebensmittel einkaufen	4.68	1.80	3.84	2.23	2.91
kochen	5.08	1.68	2.96	1.65	13.46***
Gesamtwert der typisch weiblichen Hausarbeiten (univariater Effekt)	5.11	1.08	3.06	1.07	24.97***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Gruppe-Effekt: $F(7, 13) = 7.65$; $p < .001$

7 = ich mache alles alleine; 6 = PartnerIn hilft mit, ich habe Hauptarbeit, 5 = PartnerIn hilft viel mit, ich habe Hauptarbeit; 4 = beide in gleichem Masse; 3 = ich helfe viel mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 2 = ich helfe mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 1 = vor allem PartnerIn

Erstaunlicherweise haben bereits junge Paare unter 35 Jahren eine sehr traditionelle Aufteilung der typischen Frauenarbeiten. Obwohl Frauen und Männer in vergleichbarem Mass erwerbstätig sind, übernehmen Frauen ausser beim Einkauf der Lebensmittel alle anderen Hausarbeiten zum grössten Teil. Es zeigt sich in dieser Stichprobe, dass diese jungen Paare bereits eine traditionelle Aufteilung der Hausarbeiten haben, bevor das erste Kind kommt.

Es stellt sich die Frage, ob Charakteristika der Stichprobe für dieses Ergebnis von Bedeutung sind. Effektiv sind die Männer dieser Gruppe signifikant besser ausgebildet als die Frauen, [Z Wilcoxon = - 2,41 $p < .05$]. 60% der Frauen und 40% der Männer haben eine Berufslehre als höchster Abschluss, 24% der Frauen gegenüber 47% der Männer haben einen Hochschulabschluss. Man könnte argumentieren, dass der Grund für die traditionelle Aufteilung der Hausarbeit in der ungleich hohen Ausbildung der Paare liegt, und dass in einer Stichprobe von jungen Paaren

mit gleichem Ausbildungsstand eine egalitäre Verteilung der Hausarbeiten zu erwarten wäre. Allerdings zeigen die Ergebnisse von Mikula et al. (1997) auch bei StudentInnen-Wohngemeinschaften oder Studentenpaaren, die zusammen wohnen, dass *Frauen* den *grösseren Teil der Hausarbeit* übernehmen, obwohl 1) Frauen und Männer egalitäre Geschlechtsrollen vertreten, 2) usserhalb des Haushalts zeitlich gleich engagiert sind und 3) die Männer den kleinen Haushaltarbeitsbeitrag nicht mit einem grösseren finanziellen Beitrag kompensieren.

Da der grösste Teil der Hausarbeiten von den Frauen übernommen wird, wurde zur *Gruppenbildung* der kleine Range an Hausarbeiten, den die Männer übernehmen, mittels *Mediansplit* in zwei Gruppen geteilt, und der Effekt der unterschiedlichen Beteiligung auf das Stressausmass der Frauen und Männer innerhalb einer *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) (mit der Partnerschaftsqualität beider Partner als Kovariaten) analysiert. Es zeigen sich keine signifikanten Effekte weder einer grösseren noch einer kleineren Beteiligung der Männer bei den Hausarbeiten auf das Stressausmass weder der Frauen noch der Männer. Wenn hingegen die Partnerschaftsqualität mit dem Anteil Hausarbeit korreliert wird, zeigt sich für die Frauen bei höherem eigenen Anteil an den Hausarbeiten eine negative Korrelation zu ihrer eigenen Partnerschaftsqualität, [$r = -.50, p < .001$], aber kein signifikanter Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität des Partners. Der negative Zusammenhang zur Partnerschaftsqualität des Partners beträgt trotzdem [$r = -.33$], wird aber aufgrund der kleinen Stichprobe nicht signifikant. Die Zusammenhänge zwischen dem Anteil der Hausarbeiten des Mannes und seiner Partnerschaftsqualität respektive der Partnerschaftsqualität der Partnerin werden nicht signifikant aufgrund der kleinen Stichprobengrösse, aber auch hier zeigt sich, dass der Anteil der Hausarbeit des Mannes negativ mit seiner Partnerschaftsqualität [$r = -.36, ns.$] und auch derjenigen seiner Partnerin [$r = -.26, ns.$] korreliert.

Wenn man den *subjektiven Stress* der Frauen und Männer in Partnerschaften ohne Kinder (und unter 35 Jahren) vergleicht, die zusammen wohnen, unterscheiden sie sich nicht im *Gesamtausmass des subjektiven Stress (kein multivariater Geschlechts-Effekt)*, aber die Frauen haben in den *univariaten Kovarianzanalysen (ANCOVAs)* mehr Stress als ihr Partner bezüglich ihrer *allgemeinen Lebenssituation*, [F (1, 15) = 6.01, $p < .05$] sowie in der *Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie*, [F (1, 15) = 15.39, $p < .001$]. Männer haben tendenziell mehr Stress mit einer *ausserehelichen Beziehung der Partnerin*, [F (1, 15) = 4.32, $p < .1$].

Obwohl die Frauen dieser Altersgruppe kein kleineres Erwerbsspensum haben als ihre Partner, mehr Hausarbeit verrichten als ihr Partner, erleben sie nicht mehr Stress als ihr Partner in den Bereichen *Haushalt, Partnerschaft* und *Beruf*. Die *Partnerschaftsqualität der Frau* hat einen tendenziell signifikanten Einfluss auf das Stressausmass des Paares in den Bereichen *Eigenheiten des Partners*, [F (1, 15) = 4.26, $p < 0.1$], das *körperliche Befinden*, [F (1, 15) = 5.46, $p < .05$], *Stress aufgrund ausserehelicher Beziehungen des Partners/der Partnerin*, [F (1, 15) = 5.08, $p < .05$] sowie *die allgemeine Lebenssituation der Partnerin/ des Partners*, [F (1, 15) = 5.21, $p < .05$]. Die *Partnerschaftsqualität des Mannes* hat einen tendenziell signifikanten Einfluss auf das Stressausmass des Paares bezüglich *des körperlichen Befindens*, [F (1, 15) = 3.69, $p < .1$].

Es zeigt sich somit erstaunlicherweise, dass bei jungen Paaren unter 35 Jahren, die zusammen wohnen, aber noch keine Kinder haben, der unterschiedliche Anteil an Hausarbeit, den die Männer verrichten, nicht mit dem Stressausmass der Frauen zusammenhängt. Die Partnerschaftsqualität der Frau wirkt als Stress"puffer" in den Bereichen Eigenheiten des Partners und körperliches Befinden. Obwohl die Mitarbeit der Männer im Haushalt nicht direkt mit einem unterschiedlich hohen Stressausmass der Frauen zusammenhängt, zeigen die Korrelationen zwischen dem Anteil an Hausarbeit der Frauen und ihrer Partnerschaftsqualität,

dass bei einem höheren eigenen Anteil an der Verrichtung der Hausarbeiten die Partnerschaftsqualität tiefer ist.

Es scheint so zu sein, dass junge Frauen es als selbstverständlich erachten, neben einem gleichen Pensum Erwerbsarbeit wie ihr Partner den grössten Teil der Hausarbeit zu übernehmen. Paradoxerweise erleben sie dadurch nicht einmal mehr Stress. Ich kann mir dieses Ergebnis nur dadurch erklären, dass auch junge Frauen nach wie vor die traditionelle Rolle der Frau als Hausfrau als selbstverständlich übernehmen und akzeptieren.

9.3.1.2 Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren mit Kindern unter 7 Jahren und subjektivem Stress

Es wird explorativ davon ausgegangen, dass Frauen mit hohen Ausbildungsressourcen mehr Stress mit einer traditionellen Aufteilung (Frau in der Rolle als Hausfrau und Mutter und Mann voll berufstätig) haben als Frauen mit niedrigen Ausbildungsressourcen.

Um diese Hypothese zu operationalisieren, wurden Paare mit Kindern unter sieben Jahren, bei denen die Frauen ausschliesslich zu Hause arbeiten, genommen. Beim Ausbildungsniveau der Frauen wurde ein neuer Faktor mit zwei Stufen gebildet. Die erste Stufe umfasste Grundschul- und Berufsschulabschluss, die zweite Stufe umfasste einen Mittelschul- oder Universitätsabschluss. Um die Auswirkungen der unterschiedlichen Ausbildungsressourcen auf das Stressniveau von ausschliesslich zu Hause arbeitenden Müttern mit kleinen Kindern zu zeigen, wurde eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) mit dem zweistufigen Ausbildungsfaktor bei den Frauen sowie den Kovariaten *Partnerschaftsqualität* der Frauen und Männer gerechnet. Das Ergebnis zeigt keinen *multivariaten Gruppe-Effekt* des Ausbildungsniveaus der Frauen auf das generelle Stressausmass in mehreren Bereichen. Die

anschliessenden *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) zeigen, dass ein signifikanter *Gruppe-Effekt* (des Faktors Ausbildungsniveau der Frau) im Bereich *Beruf*, [F (1, 12) = 16.49, $p < .001$] und ein tendenzieller Gruppen-Effekt im Bereich *eigene allgemeine Lebenssituation*, [F (1, 12) = 3.57, $p < .1$] besteht. *Ein höheres Ausbildungsniveau der Frauen bewirkt sowohl bei den Frauen selbst, die als Hausfrau und Mutter zu Hause arbeiten, wie auch bei ihrem Partner mehr Stress in diesen Bereichen.* Daneben besteht ein signifikanter *Gruppe x Geschlecht-Effekt* bezüglich der *täglichen Widrigkeiten*, [F (1, 12) = 5.50, $p < .05$]. Wenn die Frauen schlecht ausgebildet sind, erleben Männer weniger tägliche Widrigkeiten als ihre Partnerin. Wenn die Frauen dagegen gut ausgebildet sind, nimmt bei den Männern der Stress bezüglich der täglichen Widrigkeiten stärker zu als bei den Frauen.

Es zeigt sich somit, dass Frauen mit hohen Ausbildungsressourcen im Fall einer traditionellen Aufteilung mit Kindern unter sieben Jahren mehr Stress bezüglich der eigenen allgemeinen Lebenssituation und des Berufs haben als Frauen mit niedrigen Ausbildungsressourcen.

Es scheint so zu sein, dass der Wechsel von der Berufstätigkeit zur Hausfrau und Mutter für Frauen und Männer mit einer schlechteren allgemeinen Lebenssituation verbunden ist. Beide Partner haben auch mehr Stress im Beruf. Ich vermute, dass für die Frauen, die gut ausgebildet sind, in der Rückkehr zur traditionellen Frauenrolle der Stress im Beruf darin besteht, dass sie nicht mehr wie früher in ihrem Beruf tätig sein können. Für die Männer nimmt dafür der Stress im Beruf zu, da sie nun alleine für die finanzielle Versorgung der Familie zuständig sind. Die höhere Zunahme an Stress bezüglich täglicher Widrigkeiten bei Männern mit Partnerinnen, die gut ausgebildet sind, im Vergleich zu Paaren, in denen die Frauen schlechter ausgebildet sind, könnte dadurch bedingt sein, dass für den Mann nebst dem Beruf auch das Privatleben mehr tägliche kleine Stressoren enthält, wenn die Partnerin mit ihrer eigenen Lebenssituation unzufrieden ist.

In einer zweiten Hypothese wurde angenommen, dass Frauen bei einer traditionellen Arbeitsteilung (Frau in der Rolle als Hausfrau und Mutter und Mann voll berufstätig) mehr Stress als ihr Partner bezüglich des Haushalts, den Kindern, ihres psychischen Befindens, Männer dagegen mehr Stress im Beruf haben als ihre Partnerin.

Die *multivariate Varianzanalyse* (MANOVA) (ohne Kontrolle der Partnerschaftsqualität) ergibt *keinen signifikanten multivariaten Geschlechtseffekt* zwischen Frauen und ihrem Partner (s. Tabelle 22).

Tabelle 22.
Traditionelle Paare¹⁾ mit Kindern unter 7 Jahren im
Geschlechtervergleich bezüglich des Alltagstress in verschiedenen
Lebensbereichen

Stressbereiche	Frauen (N = 23)		Männer (N = 23)		F
	M	SD	M	SD	
Partnerschaft	2.48	1.16	2.39	1.03	0.06
Partner/Partnerin	2.13	0.97	2.04	0.88	0.06
Haushalt	2.91	0.90	2.10	0.89	11.10***
Beruf/Ausbildung	1.84	1.12	3.22	0.95	21.65***
Kinder	3.26	0.92	2.61	0.78	20.24***
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.68	0.84	1.57	0.79	0.81
Finanzielle Situation	1.52	0.59	1.74	0.81	1.00
Körperliches Befinden	2.13	0.97	1.83	0.65	0.59
Psychisches Befinden	1.96	0.98	1.52	0.59	2.43
Freizeit	1.96	1.11	2.17	0.98	0.04
Sozialkontakte	1.70	0.63	1.65	0.71	0.49
Tägliche Widrigkeiten	2.74	0.75	2.04	0.71	6.12*
Wohnsituation	1.74	1.18	1.43	0.73	0.09

Stressbereiche	Frauen (N = 23)		Männer (N = 23)		F
	M	SD	M	SD	
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.17	0.65	1.09	0.29	0.81
Aussereheliche Beziehungen des Partners/der Partnerin	1.04	0.21	1.17	0.49	0.65
Eigene allgemeine Lebenssituation	2.22	0.95	1.96	0.77	3.77
Allgemeine Lebenssituation des Partners/der Partnerin	2.00	0.90	2.13	1.01	0.05
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus (univariater Effekt)	2.04	0.48	1.92	0.47	1.78

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: $F(17, 1) = .49$, ns.

1) = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark.

Traditionelle Paare: Frau zu Hause als Mutter und Hausfrau, Mann ist voll erwerbstätig

Auf Subskalenniveau zeigen sich *signifikante Geschlechtseffekte*: Frauen als Hausfrauen und Mütter mit Kindern unter 7 Jahren haben signifikant mehr Stress als ihr Partner im *Haushalt*, mit den *Kindern* und den *täglichen Widrigkeiten* und tendenziell bezüglich der *eigenen allgemeinen Lebenssituation*. Männer dagegen geben signifikant mehr Stress als ihre Partnerin im *Beruf* an (s. vorangehende Tabelle 22).

Wenn die Partnerschaftsqualität der Frauen und Männer als Kovariaten innerhalb der *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) kontrolliert wird, haben bei traditionellen Paaren einzig die Männer auf Subskalenniveau bezüglich der *Freizeit* mehr Stress als ihre Partnerin, [$F(1, 15) = 4.79$, $p < 0.05$] und tendenziell mehr Stress bei einer *ausserehelichen Beziehung der Partnerin*, [$F(1, 15) = 4.09$, $p < 0.1$]. Die Kovariaten Partnerschaftsqualität der Frau und des Mannes haben keinen Einfluss auf das Stressausmass beider Partner in einzelnen Lebensbereichen (s. Tabelle 22).

Ohne Kontrolle der Partnerschaftsqualität zeigen die Ergebnisse, dass Frauen bei einer traditionellen Arbeitsteilung (Frau in der Rolle als Hausfrau und Mutter bei Kindern im Alter unter sieben Jahren, Mann voll berufstätig) mehr Stress im Haushalt, mit den Kindern, nicht aber bezüglich ihres psychischen Befindens erleben. Männer dagegen geben mehr Stress im Beruf an. Wird die Partnerschaftsqualität von Frauen und Männern kontrolliert, unterscheiden sich die Paare nur darin, dass die Männer im Vergleich zu ihrer Partnerin mehr Stress in der Freizeit haben.

Weiter wird untersucht, wie eine Teilzeitarbeit von Frauen (mindestens 40%) mit Kindern unter sieben Jahren, deren Partner zwischen 50-100% erwerbstätig sind, mit dem Stressniveau in verschiedenen Bereichen zusammenhängt.

Die Selektion dieser Gruppe von Paaren mit zusätzlicher Kontrolle der Erwerbsprozente der Partner ergab, dass die Frauen im Durchschnitt 55% und ihre Partner im Durchschnitt 80% erwerbstätig sind. Die Frauen sind in dieser Gruppe signifikant weniger erwerbstätig als ihr Partner, $t(24) = -3.05; p < .01$.

Bei diesen Paaren zeigt die MANCOVA (mit der Partnerschaftsqualität beider Partner als Kovariaten), dass *kein multivariater Effekt beim Gesamtwert des Stressniveaus* zwischen Frauen und ihrem Partner besteht. In den *univariaten Kovarianzanalysen* erleben die Frauen einzig mehr Stress im Bereich *Haushalt*, $[F(1, 21) = 7.36, p < .01]$, (s. Tabelle 23 auf der nachfolgenden Seite).

Interessanterweise erleben die Männer bei Teilzeitarbeit der Partnerin von mindestens 40% tendenziell mehr Stress als ihre Partnerin bezüglich der *finanziellen Situation*, $[F(1, 21) = 7.88, p < .01]$.

Tabelle 23.
Paare mit Kindern unter 7 Jahren im Geschlechtervergleich
bezüglich des Alltagstress in verschiedenen Lebensbereichen, wenn
die Frau mindestens 40% erwerbstätig ist

Stressbereiche	Frauen (N = 25)		Männer (N = 25)		F
	M	SD	M	SD	
Partnerschaft	2.50	1.22	2.25	1.07	0.78
Partner/Partnerin	2.17	1.17	1.79	0.72	1.96
Haushalt	3.00	1.06	2.33	1.05	7.36**
Beruf/Ausbildung	2.83	0.96	3.25	0.99	3.01
Kinder	3.00	0.83	3.13	1.19	0.24
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.88	1.12	2.00	1.02	0.35
Finanzielle Situation	1.71	0.62	2.29	1.04	7.88**
Körperliches Befinden	1.96	1.08	2.00	1.14	0.03
Psychisches Befinden	2.08	0.97	2.00	1.06	0.07
Freizeit	1.92	0.88	2.25	1.19	1.30
Sozialkontakte	1.50	0.59	1.79	0.66	2.48
Tägliche Widrigkeiten	2.38	0.77	2.42	0.88	0.04
Wohnsituation	2.00	1.25	1.88	1.08	0.30
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.17	0.48	1.25	0.53	0.28
Aussereheliche Beziehungen des Partners/der Partnerin	1.00	0.00	1.08	0.28	2.09
Eigene allgemeine Lebenssituation	2.38	0.97	2.17	0.92	0.48
Allgemeine Lebenssituation des Partners/der Partnerin	2.67	1.17	2.21	0.88	2.64
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus (univariater Effekt)	2.11	0.44	2.11	.41	.001

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: $F(17, 7) = 1.00$, ns.

1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Die Partnerschaftsqualität beider Partner hat keinen Einfluss auf den *Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus*. Die *Partnerschaftsqualität der Frau* hat einen tendenziellen Einfluss auf das Stressausmass des Paares im Bereich *Eigenheiten des Partners*, [$F(1, 21) = 4.06$, $p < .10$] sowie einen signifikanten Einfluss auf den Bereich *finanzielle Situation*, [$F(1, 21) = 5.07$, $p < .05$]. Die *Partnerschaftsqualität des Mannes* hat

einen signifikanten Einfluss auf das Stressausmass des Paares in den Bereichen *Partnerschaft*, [F (1, 21) = 6.40, $p < .05$], *finanzielle Situation*, [F (1, 21) = 7.29, $p < .05$] sowie *psychisches Befinden*, [F (1, 21) = 4.84, $p < .05$] und einen tendenziellen Einfluss auf den Stress bezüglich der *Eigenheiten des Partners*, [F (1, 21) = 3.83, $p < .10$].

Die Aufteilung der Hausarbeit spezifisch in dieser Gruppe sieht wie folgt aus (s. Tabelle 24):

Tabelle 24.
Paare mit Kindern unter 7 Jahren im Geschlechtervergleich
bezüglich der Aufteilung der Hausarbeit,
wenn die Frau mindestens 40% erwerbstätig ist

	Frauen (N = 25)		Männer (N = 25)		F
	M	SD	M	SD	
Gesamtwert der typisch weiblichen Hausarbeit (univariater Effekt)	5.36	1.19	2.74	1.06	35.07***
Geschirr abwaschen	4.64	1.50	3.44	1.19	3.94+
Wäsche erledigen	5.88	1.51	2.24	1.67	21.06***
Kleider bügeln	5.70	1.84	2.00	1.83	22.56***
Wohnung aufräumen	5.44	1.61	2.76	1.09	19.28***
Wohnung putzen	5.50	1.41	2.68	1.38	15.14***
Lebensmittel einkaufen	5.16	1.72	3.04	1.54	9.30**
Kochen	5.40	1.61	2.96	1.55	6.25*

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: F (7, 10) = 3.46; $p < .05$.

7 = ich mache alles alleine; 6 = PartnerIn hilft mit, ich habe Hauptarbeit, 5 = PartnerIn hilft viel mit, ich habe Hauptarbeit; 4 = beide in gleichem Masse; 3 = ich helfe viel mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 2 = ich helfe mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 1 = vor allem PartnerIn

Es zeigt sich, dass sich Frauen und Männer in diesen Paaren in ihrem Anteil in der Hausarbeit sowohl im Gesamtwert als auch bei allen einzelnen Hausarbeiten signifikant unterscheiden. Während ein Mittelwert von 1 bedeutet, dass “*ich selber nichts und die Partnerin/der Partner alleine die gesamte Hausarbeit ausführt*”, bedeutet 7 als Maximum, dass “*ich alles selber mache*”. Die Frauen sind mit Durchschnittswerten von fünf bis sechs diejenigen, die fast alles alleine machen, während die Männer

mit einem Durchschnitt von zwei bis drei vor allem mithelfen, während die Partnerin die Hauptarbeit hat. Der Einfluss der Partnerschaftsqualität hat den erstaunlichen Effekt, dass Frauen und Männer trotz unterschiedlichem Beitrag in diesem Bereich nicht unterschiedlich viel Stress erleben.

Es zeigt sich somit bei Paaren mit Kindern unter 7 Jahren, bei denen die Frau mindestens 40% erwerbstätig und deren Partner 50-100% erwerbstätig ist, dass Frauen einzig mehr Stress bezüglich des Haushalts, Männer dagegen mehr Stress bezüglich der finanziellen Situation haben.

Weiter wird untersucht, ob Unterschiede im Stressausmass bestehen zwischen Paaren mit Kindern unter 7 Jahren, bei denen die Frau mindestens 40% erwerbstätig sind, und Paaren, bei denen die Frau weniger als 40% erwerbstätig ist.

Die *multivariate Varianzanalyse* (MANOVA) zwischen den beiden Gruppen ergibt einen tendenziellen *multivariaten Gruppe-Effekt*, [F (17, 24) = 1.93, $p < .1$]. Auf Subskalenniveau ergeben die *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) *signifikante Gruppe-Effekte* in den Bereichen *Beruf*, [F (1, 40) = 8.62, $p < .01$], *finanzielle Situation*, [F (1, 40) = 6.44, $p < .05$], *psychisches Befinden*, [F (1, 40) = 4.30, $p < .05$] und *allgemeine Lebenssituation des Partners*, [F (1, 40) = 5.64, $p < .05$]. In allen Bereichen haben Paare mit Kindern unter 7 Jahren, bei denen die Mütter mindestens 40% erwerbstätig sind, mehr Stress.

Es gibt auf Subskalenniveau zwei *Geschlechts x Gruppe-Interaktionseffekte* dergestalt, dass einerseits für Frauen der Stress im *Beruf* stärker ansteigt, wenn sie mindestens 40% erwerbstätig sind, aber für den Partner dadurch der Stress im Beruf nicht in gleichem Mass ansteigt, [F (1, 40) = 5.04, $p < .05$]. Andererseits nimmt für Mütter, die mindestens 40% erwerbstätig sind, der Stress mit den *Kindern* ab und für die Männer zu, während der Stress bei traditionellen Paaren (Frau zu Hause, Mann erwerbstätig) für Frauen bezüglich *Kindern* höher und für Männer tiefer ist, [F (1, 40) = 8.02, $p < .01$].

Der Vergleich der beiden Gruppen und innerhalb der beiden Gruppen zeigt, dass Paare, bei denen die Frau mindestens 40% erwerbstätig ist, mehr Stress im Beruf, bezüglich der finanziellen Situation, des psychischen Befindens und der allgemeinen Lebenssituation des Partners haben. Innerhalb der Gruppen zeigt sich, dass Frauen, die mindestens 40% erwerbstätig sind, mehr Stress im Vergleich zum Partner in der Partnerschaft, mit dem Partner und dem Haushalt, Männer dagegen haben mehr Stress mit den Kindern und in der Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie.

Paare, die auch mit Kindern Familien- und Erwerbsarbeit zu verbinden suchen, haben mehr Stress als traditionelle Paare, bei denen die Frau als Mutter zu Hause den Haushalt macht, die Kinder betreut und der Mann voll berufstätig ist. Zusätzlich zahlen die Frauen, wenn sie mit kleinen Kindern erwerbstätig sind, einen höheren Preis für die Suche der Verbindung beider Bereiche als Männer. Sie haben mehr Stress in der Partnerschaft, bezüglich des Partners und dem Haushalt, was darauf zurückgeführt werden kann, dass sie trotz Erwerbstätigkeit die Hausarbeiten mehrheitlich übernehmen, während Männer in der klassischen Männerrolle (keine Hausarbeit) verbleiben, auch wenn die Partnerin berufstätig ist.

9.3.1.3 Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren mit Kindern zwischen 7 und 18 Jahren und subjektivem Stress

In einer weiteren explorativen Analyse wurden Paare mit Kindern zwischen 7- 18 Jahren, bei denen die Frauen entweder unter 40% respektive mindestens 40% oder mehr erwerbstätig sind, verglichen. Untersucht wurde, ob in den beiden Gruppen ein unterschiedliches Stressausmass zwischen Frauen und ihrem Partner besteht. Es wird davon ausgegangen, dass die *Frauen, die mindestens 40% erwerbstätig und deren Partner 50-100% erwerbstätig ist, im Vergleich zum Partner mehr Stress haben bezüglich der Partnerschaft, des Partners, des Haushalts und mit den Kin-*

dern als in der Gruppe der Paare, bei denen die Frau weniger als 40% erwerbstätig ist.

Es zeigt sich bei den Paaren, in denen die Frauen weniger als 40% erwerbstätig sind, dass die Männer durchschnittlich über 100% erwerbstätig sind. Bei den Paaren, in denen die Frauen mindestens 40% erwerbstätig sind, sind die Männer durchschnittlich 95% erwerbstätig. Die Männer in den beiden Gruppen unterscheiden sich signifikant in der *Erwerbstätigkeit*, [F (1, 52) = 5.87, $p < .05$]. Innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) besteht kein signifikanter *multivariater Gruppeneffekt*.

Tabelle 25.
Paare mit Kindern zwischen 7 und 18 Jahren im
Geschlechtervergleich bezüglich des Alltagstress in verschiedenen
Lebensbereichen, wenn die Frau mindestens 40% erwerbstätig oder
unter 40% erwerbstätig ist

	Frauen über 40% erwerbstätig (N =27 Paare)				Frauen unter 40% erwerbstätig (N =27 Paare)				Gruppe <i>F</i>
	<i>Frauen</i>		<i>Männer</i>		<i>Frauen</i>		<i>Männer</i>		
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	
Partnerschaft	2.15	0.95	2.19	0.83	2.19	1.11	2.00	1.14	0.41
Partner/Partnerin	2.15	0.82	2.19	0.83	2.15	1.17	1.89	0.93	0.42
Haushalt	2.70	0.99	1.96	0.81	2.33	1.00	1.70	0.72	2.05
Beruf/Ausbildung	2.85	1.17	3.04	1.06	1.89	0.97	3.00	1.27	4.67*
Kinder	3.11	1.05	2.48	0.89	2.52	1.01	2.30	0.99	2.63
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.93	1.11	1.52	0.80	1.70	0.78	1.30	0.47	2.63
Finanzielle Situation	2.00	1.00	1.89	1.09	1.93	1.07	1.78	1.05	0.16
Körperliches Befinden	2.22	1.05	1.81	0.96	1.96	0.94	1.56	0.70	2.34
Psychisches Befinden	2.44	0.97	1.93	0.96	2.15	0.99	1.73	0.83	2.12
Freizeit	1.81	0.75	1.96	0.94	2.04	1.13	1.93	1.11	0.04
Sozialkontakte	1.63	0.63	1.52	0.58	1.48	0.80	1.48	0.70	1.87
Tägliche Widrigkeiten	2.22	0.80	2.04	0.72	2.44	0.80	2.19	0.83	0.78
Wohnsituation	1.63	0.97	1.44	0.93	1.42	0.76	1.37	0.69	0.04

	Frauen über 40% erwerbstätig (N = 27 Paare)				Frauen unter 40% erwerbstätig (N = 27 Paare)				Gruppe <i>F</i>
	<i>Frauen</i>		<i>Männer</i>		<i>Frauen</i>		<i>Männer</i>		
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.19	0.40	1.12	0.33	1.19	0.49	1.22	0.42	0.13
Aussereheliche Beziehungen des Partners/der Partnerin	1.30	0.61	1.27	0.83	1.12	0.33	1.15	0.36	1.14
Eigene allgemeine Lebenssituation	2.33	0.78	1.93	0.83	2.30	1.10	2.00	0.88	0.08
Allgemeine Lebenssituation des Partners/der Partnerin	2.15	0.99	2.33	0.83	2.37	1.24	2.07	1.11	0.00
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus (univariater Effekt)	2.11	0.40	1.92	0.34	1.96	0.55	1.80	0.52	1.48

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: ns.

1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Auf Subskalenniveau unterscheiden sich die beiden Gruppen in den *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) nur im Stress bezüglich des *Berufs*, [F (1, 47) = 4.67. $p < .05$]. Die Paare, bei denen die Frau mindestens 40% erwerbstätig ist, haben mehr Stress in diesem Bereich als Paare, bei denen die Frau weniger als 40% erwerbstätig ist.

In beiden Gruppen bestehen die gleichen Unterschiede zwischen Frauen und ihrem Partner bezüglich des Stressausmasses. Sowohl der *multivariate Within-Faktor Geschlecht* (MANOVA) wird signifikant, [F (17, 31) = 5.12, $p < .001$], und auch auf Subskalenniveau (ANOVAs) erleben Frauen mehr Stress als ihr Partner in den Bereichen *Haushalt*, [F (1, 47) = 18.37, $p < .001$], der *Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie*, [F (1, 47) = 6.54, $p < .01$] und tendenziell bezüglich den *Kindern*, [F (1, 47) = 3.33, $p < .1$]. Männer dagegen erleben in beiden Gruppen mehr Stress bezüglich des *Berufs*, [F (1, 47) = 6.54, $p < .01$]. Interessanterweise haben aber Frauen, die unter 40% erwerbstätig sind, mehr Stress bezüglich ihrer

eigenen allgemeinen Lebenssituation als Frauen, die über 40% erwerbstätig sind,], [F (1, 47) = 7.91, $p < .01$]. Ein tendenzieller *Geschlecht x Gruppe-Interaktionseffekt* in den *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) bezüglich des Stressniveaus in der *Partnerschaft*, [F (1, 47) = 3.30, $p < 0.1$] zeigt, dass Frauen, die unter 40% erwerbstätig sind, in der *Partnerschaft* mehr, ihr Partner dagegen weniger Stress hat. Im Vergleich dazu haben Frauen, die über 40% erwerbstätig sind, in der *Partnerschaft* weniger, ihr Partner dafür mehr Stress (s. Tabelle 25).

Die Annahme, dass Frauen mit Kindern zwischen 7 und 18 Jahren, die mindestens 40% erwerbstätig sind und deren Partner 50-100% erwerbstätig ist, mehr Stress bezüglich der Partnerschaft, dem Partner, dem Haushalt, der Kindererziehung im Vergleich zu ihrem Partner haben als Paare, bei denen Frauen weniger als 40% erwerbstätig sind, trifft nur für den Beruf zu. Frauen haben in beiden Gruppen mehr Stress bezüglich der Bereiche Haushalt, der Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie, den Kindern, Männer dagegen haben mehr Stress im Beruf. Aus der Lebenszyklusperspektive betrachtet, beginnt nun für einzelne Paare bereits der Zeitpunkt, wo die Grosseltern vermehrt Unterstützung benötigen. Es erstaunt nicht, dass die Frauen und nicht die Männer mehr Stress in diesem Bereich angeben, sind sie es doch, denen auch heute die Verantwortung für die Betreuung der alternden Eltern zugeteilt wird.

Interessant ist das Resultat, dass Frauen, die weniger als 40% erwerbstätig sind, mehr Stress bezüglich ihrer eigenen allgemeinen Lebenssituation als Frauen haben, die mehr als 40% erwerbstätig sind. Ich kann mir dieses Ergebnis nur so erklären, dass Frauen mit einer höheren eigenen Erwerbstätigkeit zufriedener sind mit ihrer Lebenssituation als Frauen, die nur einen kleinen Erwerbstätigkeit nachgehen und weder als Mutter noch als Berufsfrau ganz befriedigt sind. Es bleibt ihnen die ganze Haus- und Familienarbeit, und eine Berufstätigkeit unter 40% besteht oftmals aus unbefriedigenden Aushilfsarbeiten, die wenig selbstwertförderlich und in sich gratifizierend sind.

Ein weiteres interessantes Resultat ist, dass Frauen, die mindestens 40% erwerbstätig sind, weniger, ihr Partner dafür mehr Stress in der Partnerschaft haben. Umgekehrt haben Frauen, die weniger als 40% erwerbstätig sind, mehr, ihr Partner dafür weniger Stress in der Partnerschaft. Bei diesem Ergebnis habe ich die Vermutung, dass die Frauen, die eine höhere Erwerbstätigkeit aufweisen, eine höhere Eigenständigkeit neben ihrem Partner leben, als Frauen, die unter 40% erwerbstätig sind. Ich kann mir vorstellen, dass Frauen, die kaum erwerbstätig sind, die Anforderungen an die Partnerschaft sehr viel höher setzen als Frauen, die ein weitere Identität im Beruf haben, der sie ebenso ausfüllen kann wie die Partnerschaft, und von daher die Erwartungen an die Partnerschaft weniger hoch sind. Den höheren Stress der Männer bei höherer Erwerbstätigkeit der Frau interpretiere ich so, dass für die Frauen die Zeit für den Partner abnimmt, und sie somit weniger der allseits hilfsbereiten, umsorgenden Frauenrolle entspricht.

9.3.1.4 Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren mit Kindern über 18 Jahren und subjektivem Stress

Untersucht wurde die Annahme, ob Frauen mit Kindern über 18 Jahren, die mindestens 50% erwerbstätig sind und deren Partner 50-100% erwerbstätig ist, im Vergleich zu ihrem Partner mehr Stress haben bezüglich der Partnerschaft, des Partners und des Haushalts als Paare, bei denen Frauen weniger als 50% erwerbstätig sind.

Innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) besteht kein *signifikanter multivariater Gruppe-Effekt* über alle Stressbereiche. Auf Subskalenniveau unterscheiden sich die beiden Gruppen in den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANVOVAs) ebenfalls in keinem Bereich.

In beiden Gruppen bestehen die gleichen Unterschiede zwischen Frauen und ihrem Partner (Geschlecht als Within-Faktor) bezüglich des Stress-

ausmasses. Sowohl in der *multivariaten Varianzanalyse* wird der *Geschlechts-Effekt* signifikant, [F (17, 15) = 2.95, $p < .05$], und auch auf Subskalenniveau (ANOVAs) erleben Frauen mehr Stress als ihr Partner in den Bereichen *Eigenheiten des Partners*, [F (1, 31) = 10.40, $p < .001$], dem *Haushalt*, [F (1, 31) = 33.70, $p < .001$], dem *psychischen Befinden*, [F (1, 31) = 10.07, $p < .001$], tendenziell bezüglich des *körperlichen Befindens*, [F (1, 31) = 3.93, $p < .1$] und in Bezug auf die *Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie*, [F (1, 31) = 3.34, $p < .10$].

Ein tendenzieller *Geschlecht x Gruppe Interaktionseffekt* in den *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) bezüglich Stress im *Beruf*, [F (1, 31) = 3.90, $p < .10$] zeigt, dass Frauen, die über 50% erwerbstätig sind, tendenziell mehr Stress haben im *Beruf*, Männer aber unabhängig davon, ob die Partnerin unter oder 50% erwerbstätig ist, gleich viel Stress im Beruf haben.

Die Annahme, dass Frauen mit Kindern über 18 Jahren, die mindestens 50% erwerbstätig sind und deren Partner 50-100% erwerbstätig ist, mehr Stress bezüglich der Partnerschaft, des Partners und des Haushalts im Vergleich zu ihrem Partner haben als Paare, bei denen Frauen weniger als 50% erwerbstätig sind, trifft nicht zu. Die Frauen, die über 50% erwerbstätig sind, haben einzig mehr Stress im Beruf als Frauen, die weniger als 50% erwerbstätig sind.

Frauen haben in beiden Gruppen mehr Stress bezüglich der Eigenheiten des Partners, des Haushalts und des psychischen Befindens. Ebenso erleben sie tendenziell mehr Stress bezüglich des körperlichen Befindens und in Bezug auf die Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie. Erst in dem Lebensabschnitt, in dem die Kinder die Eltern weniger beanspruchen, werden nun die Geschlechtsunterschiede bezüglich des psychischen und physischen Befindens signifikant. Ich habe die Vermutung, dass sich der Wegfall der Verantwortung für die Kinder bei Frauen in einer Verschlechterung ihres psychischen Befindens ausdrückt, und zwar unabhängig davon, ob sie erwerbstätig sind oder nicht.

9.3.1.5 Ergebnisse zur Arbeitsteilung bei Paaren über 35 Jahren ohne Kinder und subjektivem Stress

Es wird davon ausgegangen, dass bei Paaren über 35 Jahren ohne Kinder Frauen mehr Stress haben, wenn sie gleichviel wie ihr Partner erwerbstätig sind und mehr Hausarbeit verrichten als ihr Partner, als wenn sie die Hausarbeit zu gleichen Teilen untereinander aufteilen.

Ebenso wird überprüft, ob bei Paaren über 35 Jahren ohne Kinder Männer mehr Stress haben, wenn sie gleich viel wie ihre Partnerin erwerbstätig sind und die Hälfte der Hausarbeit übernehmen.

Bei Paaren, die über 35 Jahre alt sind, keine Kinder haben und zusammen wohnen, zeigt sich, dass Frauen im Durchschnitt 75%, und ihr Partner 85% erwerbstätig ist. Frauen unterscheiden sich nicht signifikant von ihrem Partner bezüglich der *Erwerbsarbeitprozente*, [$F(1, 20) = 1.44$; *ns*]. Die Paare unterscheiden sich auch nicht bezüglich ihres *Ausbildungsniveaus*. Über 50% der Frauen und Männer haben einen Mittelschul- oder Hochschulabschluss.

Um Gruppen aufgrund des Anteils an der Hausarbeit bilden zu können, wurden zuerst die Anteile, die Frauen und Männer in dieser Gruppe an Hausarbeit leisten, miteinander verglichen (s. Tabelle 26).

Es zeigt sich, dass Frauen den grösseren Anteil der Wäsche, bügeln, Wohnung aufräumen und Wohnung putzen übernehmen, während die Paare unter sich zu gleichen Anteilen aufteilen, Lebensmittel einzukaufen, zu kochen und das Geschirr abzuwaschen (s. Tabelle 26).

Tabelle 26.
Zusammenwohnende Paare über 35 Jahre ohne Kinder:
Geschlechtervergleich bezüglich der Verteilung der Erwerbs- und
Hausarbeit

	Frauen (N = 21)		Männer (N = 21)		F
	M	SD	M	SD	
Geschirr abwaschen	4.43	2.09	3.81	1.75	0.49
Wäsche erledigen	5.14	2.13	2.90	2.17	5.31*
Kleider bügeln	6.14	2.15	1.75	1.92	31.02***
Wohnung aufräumen	5.67	1.43	3.14	1.28	20.22***
Wohnung putzen	5.17	1.42	3.25	1.37	12.48***
Lebensmittel einkaufen	4.19	2.23	4.14	2.22	0.86
Kochen	4.35	2.18	3.52	1.86	0.61
Gesamtwert der typisch weiblichen Hausarbeit (univariater Effekt)	4.99	1.35	3.24	1.36	9.39***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: $F(7, 10) = 5.97$; $p < 0.01$

7 = ich mache alles alleine; 6 = PartnerIn hilft mit, ich habe Hauptarbeit, 5 = PartnerIn hilft viel mit, ich habe Hauptarbeit; 4 = beide in gleichem Masse; 3 = ich helfe viel mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 2 = ich helfe mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 1 = vor allem PartnerIn

Da es aufgrund des geringen Anteils der Männer an der Hausarbeit nicht möglich ist, die für die Hypothesen notwendigen Gruppen zu bilden, wurde erneut der Anteil an Hausarbeit der Frauen und Männer mittels Mediansplit in zwei Gruppen unterteilt und in den anschliessend durchgeführten zwei *multivariaten Kovarianzanalysen* (MANCOVAs) (mit der *Partnerschaftsqualität beider Partner* als Kovariaten) der Einfluss des Hausarbeitsanteils der Frauen und der Männer auf das eigene Stressniveau respektive dasjenige des Partners/der Partnerin überprüft.

In der ersten *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) ergibt ein *unterschiedlicher Anteil der Hausarbeit der Frau* keinen signifikanten *multivariaten Effekt* über alle Stressbereiche, hingegen zeigt sich bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) ein tendenziell signifikanter *Gruppe-Effekte* beim *Berufsstress*, [$F(1, 7) = 4.32$, $p < .10$], ein signifikanter *Gruppe-Effekt* bei der *finanziellen Situation*, [$F(1, 7) = 24.93$, $p < .001$] sowie ein signifikanter *Interaktionseffekt zwischen Gruppe und Geschlecht* beim *körperlichen Befinden*, [$F(1, 7) = 7.83$, $p < .05$].

Die signifikanten und tendenziellen *Gruppeneffekte* innerhalb der *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) bedeuten, dass die Auswirkungen einer höheren oder kleiner Übernahme der Hausarbeit durch die Frauen die gleichen Effekte auf das Stressausmass von Frauen und Männern bezüglich des *Berufs*, der *finanziellen Situation* sowie des *körperlichen Befindens* haben. Wenn der Anteil der Hausarbeit der Frauen unter dem Mediansplit liegt, erleben sie selber und auch ihr Partner mehr *Berufsstress*, als wenn der Hausarbeitsaufwand der Frauen über dem Mediansplit liegt. Das umgekehrte Bild zeigt sich beim Stress bezüglich der *finanziellen Situation*: wenn der Anteil der Frauen an Hausarbeit unter dem Mediansplit liegt, haben sie und ihr Partner weniger Stress bezüglich der finanziellen Situation.

In Bezug auf das *körperliche Befinden* zeigt der *Interaktionseffekt* zwischen Gruppe und Geschlecht innerhalb der *univariaten Kovarianzanalyse* (ANCOVA), dass ein höherer Anteil der Hausarbeit durch die Frauen über dem Mediansplit zu *mehr Stress für das eigene körperliche Befinden*, hingegen zu einer *Abnahme des Stressniveaus für ihren Partner* bezüglich des *körperlichen Befindens* führt.

Die Kovariaten *Partnerschaftsqualität der Frau* und des *Mannes* haben ebenso Effekte auf einzelne Lebensbereiche. Es zeigt sich, dass die *Partnerschaftsqualität der Frau* einen Einfluss auf das *körperliche Befinden des Paares* ausübt, [F (1, 7) = 19.51, $p < .001$]. Die *Partnerschaftsqualität des Mannes* übt dagegen keinen Einfluss auf das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen aus.

In der zweiten *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) zu den Auswirkungen des Anteils des Mannes an der Hausarbeit auf das Stressniveau der Frauen und Männer zeigt sich kein signifikanter *multivariater Gruppe-Effekt* über alle Stressbereiche, hingegen zeigen sich signifikante *Gruppe-Effekte* beim Stress bezüglich der *finanziellen Situation*, [F (1, 7) = 5.76, $p < .001$], und ebenso bezüglich des *psychischen Befindens*, [F (1, 7) = 5.76, $p < .001$] (gleicher F-Wert sowohl für die Finanzen wie für das psychische Befinden) sowie ein signifikanter *Gruppe x Geschlecht-Effekt* bezüglich des *körperlichen Befindens*, [F (1, 7) = 4.19, $p < .10$].

Wenn der Anteil an Hausarbeit durch die Männer über dem Mediansplit liegt, haben sie selber und die Frauen weniger Stress bezüglich der *finanziellen Situation* und die Frauen haben weniger Stress bezüglich ihres *psychischen Befindens*, während der Stress bezüglich des *psychischen Befindens* der Männer sowohl bei ihrem höheren wie tieferen Anteil an Hausarbeit gleich ausfällt. Wenn der Anteil an Hausarbeit durch die Männer über dem Mediansplit liegt, haben sie selber *mehr*, die Frauen dagegen *weniger* Stress bezüglich des *körperlichen Befindens*.

Die erste Annahme, dass Frauen bei Paaren über 35 Jahren, die zusammen wohnen und keine Kinder haben, mehr Stress haben, wenn sie gleichviel wie ihr Partner erwerbstätig sind und mehr Hausarbeit verrichten als ihr Partner, als wenn sie die Hausarbeit zu gleichen Teilen untereinander aufteilen, konnte gar nicht getestet werden. Es gibt kaum Frauen, die nicht den Hauptteil der Hausarbeit übernehmen. Deshalb wurden die Frauen mittels Mediansplit in zwei Gruppen unterteilt, in der sie entweder 1) alle Hausarbeit selbst übernehmen oder 2) die Hauptarbeit haben und der Partner sich minimal beteiligt. Erstaunlicherweise haben für Frauen bereits diese kleinen Differenzen in der Ausführung der Hausarbeit Effekte auf ihr Stressausmass in den Bereichen Beruf und körperliches Befinden.

Wenn der Anteil der Hausarbeit durch die Frauen über dem Mediansplit liegt, haben sie mehr Stress bezüglich des körperlichen Befindens, während ihr Partner weniger Stress bezüglich des körperlichen Befindens aufweist. Wenn der Anteil der Hausarbeit der Frauen unter dem Mediansplit liegt, erleben beide Partner mehr Stress bezüglich des Berufs. Wenn der Anteil der Hausarbeit der Frauen unter dem Mediansplit liegt, haben beide Partner mehr Stress bezüglich der finanziellen Situation.

Die Verrichtung der gesamten Hausarbeit durch die Frau fungiert meiner Meinung nach als Puffer für den Stress beider Partner im Beruf und bezüglich der Finanzen sowie für den Stress des Partners bezüglich des körperlichen Befindens. Die Verrichtung der gesamten Hausarbeit führt

aber für sie selbst zu höherem Stress bezüglich des eigenen körperlichen Befindens.

Die zweite Annahme, dass Männer bei Paaren über 35 Jahren ohne Kinder, die zusammen wohnen, mehr Stress haben, wenn sie gleich viel wie ihre Partnerin erwerbstätig sind und die Hälfte der Hausarbeit übernehmen, konnte ebenfalls so nicht überprüft werden. Es gibt kaum Männer, die mehr in der Hausarbeit übernehmen als mithelfen, während die Partnerin die Hauptverantwortung trägt. Deshalb wurden auch die Männer mittels Mediansplit in zwei Gruppen von Männern unterteilt, die entweder 1) alle Hausarbeit der Partnerin überlassen oder 2) sich minimal an den Hausarbeiten beteiligen.

Wenn die Männer einen minimal grösseren Anteil an der Hausarbeit verrichten, haben die Frauen weniger Stress bezüglich ihres psychischen und körperlichen Befindens und der finanziellen Situation. Bei minimal grösserem Anteil an der Hausarbeit haben die Männer dagegen mehr Stress bezüglich des körperlichen Befindens und weniger Stress bezüglich der finanziellen Situation. Während bei den jungen Paaren unter 35 Jahren ohne Kinder noch kein Effekt einer grösseren oder kleineren Beteiligung der Männer in der Hausarbeit auf das Stressniveau der Partnerin gefunden werden konnte, zeigt sich nun bei älteren Paaren ohne Kinder, dass ein minimal höheres Engagement der Männer im Haushalt für die Frauen mit weniger, für die Männer dagegen mit mehr Stress bezüglich des körperlichen Befindens verbunden ist. Die Frauen sind in dieser Gruppe im Durchschnitt 41.9 Jahre alt ($SD = 4.59$; Range: 37 - 55), die Männer 45.24 Jahre alt ($SD = 7.67$; Range: 34-62). Es zeigt sich in diesem Ergebnis, dass entweder die Frauen, oder die Männer den höheren Preis für einen grösseren Anteil an Hausarbeit mit mehr Stress bezüglich des körperlichen Befindens bezahlen. Wobei zu sagen ist, dass der Mediansplit innerhalb der Frauen und Männer sehr unterschiedlich ausfällt. Männer über dem Mediansplit übernehmen nicht sehr viel mehr an Hausarbeit, Frauen unter dem Mediansplit übernehmen bereits mehr

als die Hälfte der Hausarbeit, während Frauen über dem Mediansplit alle Hausarbeit übernehmen.

Von zentraler Bedeutung an diesem Ergebnis ist die Wahlfreiheit eines Paares - entweder die Frau alle Hausarbeit machen zu lassen, mit der Konsequenz, dass sie es mit höherem Stress bezüglich ihres körperlichen Befindens bezahlt, oder eine faire Aufteilung der Haushaltsarbeiten zu wählen, die für beide mit Aufwand und mehr Stress bezüglich des körperlichen Befindens verbunden ist.

Ich glaube nicht, dass sich Frauen und Männer bewusst sind, dass die einseitige Übernahme der Haushaltsarbeit einer der beiden Partner mit höherem Stress bezüglich seines/ihres körperlichen Befindens zusammenhängt. Aus der Gegenüberstellung von jungen Paaren und älteren Paaren zeigt sich auch, dass die Zusammenhänge erst bei Paaren, die bereits vierzig Jahre alt sind, sichtbar werden.

9.3.2 Ergebnisse zur Rollenzufriedenheit im Paar und subjektivem Stress

Es wird von der Annahme ausgegangen, dass Frauen mit der Rollenteilung (Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Kinderbetreuung) in der Partnerschaft unzufriedener sind als ihr Partner und dass die Aufteilung ihren Vorstellungen weniger entspricht als denjenigen ihres Partners.

Die *multivariate Konvarianzanalyse* (MANCOVA) über die beiden Fragestellungen zusammen ergibt, dass auch bei der Kontrolle der *Partnerschaftsqualität beider Partner* einen *multivariaten Geschlechtsunterschied* besteht, [F (2, 228) = 10.16, $p < .001$].

Auch die *univariaten Kovarianzanalysen* (ANOVAs) ergeben signifikante Unterschiede innerhalb der Paare. Frauen sind *unzufriedener mit*

der bestehenden Rollenteilung in der Partnerschaft als ihr Partner, [F (1, 229) = 10.65, $p < .001$], und die Rollenteilung entspricht ihren Vorstellungen weniger als denen ihres Partners, [F (1, 229) = 12.18, $p < .001$] (s. Tabelle 27).

Tabelle 27.
Vergleich zwischen Frauen und ihrem Partner bezüglich der Zufriedenheit mit der Rollenteilung in der Partnerschaft

	Frauen (N = 236)		Männer (N = 236)		F
	M	SD	M	SD	
Sind Sie zufrieden mit der bestehenden Rollenteilung?	3.22	0.99	3.64	0.82	10.65***
Entspricht die Rollenteilung Ihren Vorstellungen?	2.96	1.14	3.41	0.91	12.18***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Gruppe-Effekt: F (2, 228) = 6.56; $p < .01$
1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Somit bestätigt sich die Annahme, dass Frauen im Vergleich zu ihrem Partner mit der Rollenteilung (Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Kinderbetreuung) in der Partnerschaft unzufriedener sind und die Aufteilung weniger ihren Vorstellungen als denjenigen des Partners entspricht.

Weiter wird die Annahme überprüft, ob diejenigen Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, mehr Stress erleben bezüglich der Partnerschaft, des Partners, im Haushalt, bezüglich der Kinder, des psychischen Befindens und der eigenen allgemeinen Lebenssituation. Zwischen Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind und Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, besteht innerhalb *der multivariaten Varianzanalyse (MANOVA)* ein signifikanter *Gruppen-Effekt*, [F (17, 192) = 3.34, $p < .001$] (s. Tabelle 28).

Tabelle 28.
Vergleich zwischen Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, mit Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in Bezug auf das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen

Stressbereiche	Frauen zufr. mit Rollenteilung (N = 86)		Frauen unzufr. mit Rollenteilung (N = 124)		F
	M	SD	M	SD	
Partnerschaft	2.02	1.01	2.49	1.06	10.16***
Partner	1.87	0.93	2.43	0.93	19.81***
Haushalt	2.23	1.05	2.84	1.00	18.71***
Beruf/Ausbildung	2.63	1.32	2.54	1.13	0.11
Kinder	2.21	1.19	2.67	1.27	5.28*
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.92	1.11	1.82	0.97	0.63
Finanzielle Situation	1.85	0.89	1.85	1.04	0.31
Körperliches Befinden	2.12	1.04	2.14	1.00	0.03
Psychisches Befinden	2.03	0.89	2.45	1.02	9.34***
Freizeit	1.93	1.01	2.04	1.06	0.43
Sozialkontakte	1.67	0.82	1.74	0.85	0.25
Tägliche Widrigkeiten	2.37	0.86	2.57	0.97	1.37
Wohnsituation	1.60	0.93	1.67	1.00	0.11
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.24	0.54	1.20	0.61	0.21
Aussereheliche Beziehungen des Partners	1.18	0.41	1.23	0.71	0.40
Eigene allgemeine Lebenssituation	2.12	0.93	2.47	1.05	6.22**
Allgemeine Lebenssituation des Partners	2.10	1.10	2.43	1.10	6.66**
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus (univariater Effekt)	1.95	0.51	2.15	0.51	9.29**

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: $F(17, 192) = 3.34$; $p < .001$.

1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Auf Subskalenniveau zeigen die *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs), dass Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Frauen, die bezüglich der Rollenteilung zufrieden sind, mehr Stress haben bezüglich der *Partnerschaft*, [$F(1, 208) = 10.16$, $p < .001$], des *Partners*, [$F(1, 208) = 19.81$, $p < .001$] des *Haushalts*, [$F(1, 208) = 18.71$, $p < .001$], der *Kinder*, [$F(1, 208) = 5.28$, $p < .001$], ihres

psychischen Befindens, [F (1, 208) = 9.34, $p < .001$], der *eigenen allgemeinen Lebenssituation*, [F (1, 208) = 6.22, $p < .001$] sowie der *Lebenssituation ihres Partners*, [F (1, 208) = 6.66, $p < .001$].

Die *Partnerschaftsqualität* der Frau hat ebenfalls einen signifikanten *multivariaten Effekt* auf den *Gesamtwert des Stressniveaus*, [F (17, 191) = 8.10, $p < .001$]. In den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) hat die *Partnerschaftsqualität der Frau* ebenfalls einen signifikanten Effekt auf das Stressausmass in der *Partnerschaft*, [F (1, 207) = 64.83, $p < .001$], bezüglich des *Partners*, [F (1, 207) = 109.52, $p < .001$], des *Haushalts*, [F (1, 207) = 5.09, $p < .05$], des *psychischen Befindens*, [F (1, 207) = 5.09, $p < .001$], des *physischen Befindens*, [F (1, 207) = 4.80, $p < .001$], der *eigenen allgemeinen Lebenssituation*, [F (1, 207) = 13.56, $p < .001$] sowie der *allgemeinen Lebenssituation des Partners*, [F (1, 207) = 23.01, $p < .001$].

Wenn die *Partnerschaftsqualität der Frau* innerhalb einer *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) kontrolliert wird, bleibt zwischen den Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, und den Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, ein *multivariater Gruppen-Effekt* bestehen, [F (17, 191) = 2.06, $p < .01$]. Auf Subskalenniveau zeigt sich innerhalb der *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs), dass die Rollenzufriedenheit der Frau auch bei Kontrolle der Partnerschaftsqualität der Frau einen signifikanten *Gruppe-Effekt* hat auf das Stressausmass im *Haushalt*, [F (1, 207) = 11.83, $p < .001$], bezüglich der *Kinder*, [F (1, 207) = 3.75, $p < .05$] sowie bezüglich des *psychischen Befindens*, [F (1, 207) = 4.94, $p < .05$].

Der Gruppenvergleich zwischen Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, und Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, ergibt, dass erstere mehr Stress bezüglich der Partnerschaft, des Partners, des Haushalts, der Kinder, des psychischen Befindens und der eigenen

allgemeinen Lebenssituation erleben, wenn die Partnerschaftsqualität nicht kontrolliert wird.

Auch wenn die Partnerschaftsqualität der Frau als Kovariate kontrolliert wird, haben Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, mehr Stress mit dem Haushalt, den Kindern und ihrem psychischen Befinden. Die Rollenzufriedenheit der Frau hat einen starken Zusammenhang mit ihrem Stress in diesen Bereichen, auch wenn Einfluss der Partnerschaftsqualität herauspartialisiert wird.

Weiter interessiert die Hypothese, ob Paare mit Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, mehr Stress bezüglich der Partnerschaft, des Partners, im Haushalt, mit den Kindern, dem psychischen Befinden und der eigenen allgemeinen Lebenssituation erleben als Paare mit Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind.

Wenn die Effekte der Rollen(un-)zufriedenheit von Frauen auf das Stressausmass von Frauen und Männern innerhalb einer *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) gerechnet wird, in der die *Partnerschaftsqualität von Frauen und Männern* kontrolliert wird, unterscheiden sich die beiden Gruppen nicht bezüglich des *Gesamtwerts des allgemeinen Stressniveaus* (multivariater Effekt), aber sie unterscheiden sich auf Subskalenniveau bezüglich des Stressausmasses im *Haushalt*, [F (1, 193) = 5.27, $p < .001$]. Paare, bei denen die Frau angibt, mit der Rollenteilung unzufrieden zu sein, haben mehr Stress im *Haushalt*. Gruppe x Geschlecht-Interaktionseffekte bestehen auf Subskalenniveau für die Bereiche *Haushalt*, [F (1, 193) = 8.39, $p < .01$], und bezüglich des *psychischen Befindens*, [F (1, 207) = 6.65, $p < .05$]. Frauen mit hoher Zufriedenheit mit der Rollenteilung haben weniger Stress im Haushalt, ihr Partner dagegen hat gleich viel Stress im Haushalt, unabhängig davon, ob die Frau zufrieden oder unzufrieden mit der Rollenteilung ist.

Tabelle 29.
Vergleich zwischen Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung zufrieden ist mit Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in Bezug auf das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen

	Frauen zufr. mit Rollenteilung (N = 80)				Frauen unzufr. mit Rollenteilung (N = 117)				Gruppe
	Frauen		Männer		Frauen		Männer		
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD	
Partnerschaft	2.02	1.01	2.00	1.04	2.49	1.06	2.34	1.04	10.51***
Partner/Partnerin	1.87	0.93	1.81	0.85	2.43	0.93	2.01	0.86	12.58***
Haushalt	2.23	1.05	1.87	0.79	2.84	1.00	1.97	0.85	9.69***
Beruf/Ausbildung	2.63	1.32	2.82	1.16	2.54	1.13	3.08	1.11	0.08
Kinder	2.21	1.19	2.06	1.12	2.67	1.27	2.28	1.04	4.95*
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.92	1.11	1.54	0.74	1.82	0.97	1.53	0.84	0.22
Finanzielle Situation	1.85	0.89	1.84	1.02	1.85	1.04	1.84	0.96	0.10
Körperliches Befinden	2.12	1.04	1.88	0.93	2.14	1.00	1.73	0.84	0.74
Psychisches Befinden	2.03	0.89	1.96	0.98	2.45	1.02	1.81	0.88	2.52
Freizeit	1.93	1.01	1.99	1.02	2.04	1.06	1.97	0.91	0.00
Sozialkontakte	1.67	0.82	1.50	0.64	1.74	0.85	1.70	0.75	3.65+
Tägliche Widrigkeiten	2.37	0.86	2.04	0.82	2.57	0.97	2.14	0.83	1.34
Wohnsituation	1.60	0.93	1.48	0.86	1.67	1.00	1.48	0.77	0.00
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.24	0.54	1.17	0.52	1.20	0.61	1.20	0.48	0.11
Aussereheliche Beziehungen des Partners/der Partnerin	1.18	0.41	1.22	0.76	1.23	0.71	1.16	0.53	0.04
Eigene allgemeine Lebenssituation	2.12	0.93	1.98	0.91	2.47	1.05	2.04	0.82	3.53+
Allgemeine Lebenssituation des Partners/der Partnerin	2.10	1.10	2.07	0.98	2.43	1.10	2.26	0.95	5.57*
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus (univariater Effekt)	1.95	0.51	1.83	0.48	2.15	0.51	1.92	0.44	7.45**

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Gruppe-Effekt: $F(17, 179) = 2.21$; $p < .01$

1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse (MANOVA) ohne Kontrolle der Partnerschaftsqualität beider Partner* zeigt sich ein *Gruppe-Effekt*

über das zusammengefasste *Stressausmass in allen Lebensbereichen*, [F (17, 179) = 2.21, $p < .01$], was bedeutet, dass Paare, bei denen die Frau angibt, mit der Rollenteilung unzufrieden zu sein, allgemein mehr Stress haben (s. Tabelle 29).

Auf Subskalenniveau zeigen sich *univariate Gruppe-Effekte* in folgenden Bereichen: Paare, bei denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden ist, haben mehr Stress bezüglich der *Partnerschaft*, [F (1, 195) = 10.51, $p < .001$], dem *Partner*, [F (1, 195) = 12.58, $p < .001$], im *Haushalt*, [F (1, 195) = 9.69, $p < .001$], bezüglich der *Kinder*, [F (1, 195) = 4.95, $p < .05$], der *allgemeinen Lebenssituation des Partners*, [F (1, 195) = 5.57, $p < .05$] tendenziell bezüglich *Sozialkontakten*, [F (1, 195) = 3.65, $p < .1$] und der *eigenen allgemeinen Lebenssituation*, [F (1, 195) = 3.53, $p < .1$] (s. Tabelle 29).

Es zeigt sich auch ein *multivariater Gruppe x Geschlecht-Interaktionseffekt* in Bezug auf das *Gesamtausmass an Stress*, [F (1, 207) = 23.01, $p < .001$]. Auf Subskalenniveau bestehen *signifikante Gruppe x Geschlecht-Interaktionseffekte* für den Stress mit dem *Partner*, [F (1, 207) = 7.03, $p < .01$], im *Haushalt* [F (1, 195) = 10.91, $p < .001$], bezüglich des *psychischen Befindens*, [F (1, 207) = 9.06, $p < .001$] und der *eigenen allgemeinen Lebenssituation*, [F (1, 207) = 4.18, $p < .001$].

Bei Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung zufrieden ist, haben die Frauen weniger Stress bezüglich des Partners, im Haushalt und bezüglich der eigenen allgemeinen Lebenssituation. Die Männer der beiden Gruppen haben nicht unterschiedlich viel Stress in den genannten Bereichen.

Hingegen nimmt für Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, der Stress bezüglich ihres psychischen Befindens ab, während er für die Männer in diesem Bereich steigt.

Bei Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden ist, haben beide Partner mehr Stress in der Partnerschaft, mit dem Partner,

dem Haushalt, bezüglich der Kinder und bezüglich der allgemeinen Lebenssituation des Partners.

Wenn die Frauen mit der Rollenteilung unzufrieden sind, haben die Männer weniger Stress bezüglich des psychischen Befindens, als wenn die Frau mit der Rollenteilung zufrieden ist.

In einem nächsten Schritt wird überprüft, ob auch Männer, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, mehr Stress bezüglich der Partnerschaft, der Partnerin, im Haushalt, bezüglich der Kinder und der eigenen allgemeinen Lebenssituation erleben.

Es zeigt sich nur ein tendenzieller multivariater Gruppe-Effekt, $[F(17, 200) = 1.59, p < .1]$. Auf Subskalenniveau zeigen die *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs), dass Männer, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, mehr Stress haben bezüglich der *Partnerschaft*, $[F(1, 216) = 6.88, p < .01]$, der *Partnerin*, $[F(1, 216) = 13.51, p < .001]$ des *Haushalts*, $[F(1, 216) = 3.79, p < .05]$, der *Freizeit*, $[F(1, 216) = 9.73, p < .001]$, tendenziell bezüglich *Sozialkontakten*, $[F(1, 216) = 3.13, p < .1]$ sowie der *allgemeinen Lebenssituation ihrer Partnerin*, $[F(1, 216) = 8.26, p < .001]$ (s. Tabelle 30).

Tabelle 30.
Vergleich zwischen Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind und Männern, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in Bezug auf das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen

Stressbereiche	Männer zufr. mit Rollenteilung (N = 131)		Männer unzufr. mit Rollenteilung (N = 87)		F
	M	SD	M	SD	
Partnerschaft	2.06	1.04	2.45	1.02	6.88**
Partnerin	1.77	0.82	2.19	0.88	13.51***
Haushalt	1.84	0.80	2.08	0.85	3.79*
Beruf/Ausbildung	2.89	1.15	3.12	1.10	1.18
Kinder	2.19	1.14	2.20	0.97	0.00
Abgrenzung von Herkunftsfamilie	1.51	0.74	1.59	0.90	0.23
Finanzielle Situation	1.82	0.98	1.89	0.99	0.12
Körperliches Befinden	1.77	0.86	1.82	0.89	0.27
Psychisches Befinden	1.79	0.89	1.98	0.95	2.44
Freizeit	1.84	0.89	2.19	1.01	9.73***
Sozialkontakte	1.55	0.67	1.74	0.76	3.13+
Tägliche Widrigkeiten	2.02	0.81	2.23	0.84	3.98
Wohnsituation	1.47	0.81	1.49	0.80	0.13
Eigene aussereheliche Beziehungen	1.22	0.59	1.16	0.37	0.78
Aussereheliche Beziehungen der Partnerin	1.19	0.68	1.18	0.55	0.01
Eigene allgemeine Lebenssituation	1.93	0.87	2.16	0.82	2.33
Allgemeine Lebenssituation der Partnerin	2.01	0.92	2.46	0.97	8.26***
Gesamtwert des allgemeinen Stressniveaus (univariater Effekt)	1.81	0.45	2.01	0.45	10.32***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Gruppe-Effekt: $F(17, 200) = 1.59$; $p < .1$
1 = gar nicht; 2 = etwas; 3 = ziemlich; 4 = stark; 5 = sehr stark

Wenn die *Partnerschaftsqualität des Mannes* innerhalb einer *multivariaten Kovarianzanalyse (MANCOVA)* kontrolliert wird, fällt im Vergleich zwischen Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, und Männern, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, der *multivariate Gruppe-Effekt* weg. Die *Partnerschaftsqualität* des Mannes hat einen

signifikanten *multivariaten Effekt* auf den *Gesamtwert des Stressniveaus*, [F (17, 199) = 4.61, $p < .001$].

Auf Subskalenniveau zeigt sich innerhalb der *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs), dass die Rollenzufriedenheit des Mannes auch bei Kontrolle seiner Partnerschaftsqualität einen signifikanten *Gruppe-Effekt* hat auf das Stressausmass bezüglich der *Partnerin*, [F (1, 215) = 7.51, $p < .001$], der *Freizeit*, [F (1, 215) = 8.29, $p < .001$], der *allgemeinen Lebenssituation der Partnerin*, [F (1, 215) = 4.93, $p < .05$], sowie einen tendenziellen Gruppe-Effekt auf den Stress im *Haushalt*, [F (1, 215) = 2.92, $p < .1$] und bezüglich der *täglichen Widrigkeiten*, [F (1, 215) = 3.16, $p < .1$] ausübt.

Die *Partnerschaftsqualität des Mannes* hat in den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) einen signifikanten Effekt auf das Stressausmass in der *Partnerschaft*, [F (1, 215) = 44.49, $p < .001$], bezüglich der *Partnerin*, [F (1, 215) = 33.33, $p < .001$], der *Kinder*, [F (1, 215) = 6.73, $p < .05$], der *Sozialkontakte*, [F (1, 207) = 4.54, $p < .05$] und der *allgemeinen Lebenssituation der Partnerin*, [F (1, 215) = 11.82, $p < .001$].

Männer, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, erleben mehr Stress in der Partnerschaft, mit der Partnerin, dem Haushalt, der Freizeit, tendenziell bezüglich Sozialkontakten sowie mit der allgemeinen Lebenssituation ihrer Partnerin. Wenn die Partnerschaftsqualität kontrolliert wird, erleben die Männer, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, mehr Stress bezüglich der Partnerin, der Freizeit, der allgemeinen Lebenssituation des Partnerin, sowie tendenziell im Haushalt und bezüglich der täglichen Widrigkeiten.

Es zeigt sich somit, dass die Unzufriedenheit mit der Rollenteilung sowohl für Frauen und Männer das Stressniveau in verschiedenen Bereichen erhöht. Die Zusammenhänge mit dem Stress in einzelnen Bereichen sind aber nicht dieselben. Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, haben mehr Stress im Haushalt, der Kindererziehung

sowie bezüglich des psychischen Befindens. Männer dagegen haben, wenn sie mit der Rollenteilung unzufrieden sind, mehr Stress bezüglich den Eigenheiten der Partnerin, in der Freizeit, der allgemeinen Lebenssituation der Partnerin, sowie tendenziell auch mehr Stress im Haushalt und mit täglichen Widrigkeiten.

Meiner Meinung nach deuten die unterschiedlichen Zusammenhänge der Rollenzufriedenheit mit dem Stressausmass auf stereotype Verhaltensmuster hin: wenn die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden ist, ist meine Vermutung die, dass ihr vom Partner der ganze Haushalt und die Kindererziehung überlassen wird, was sich entsprechend negativ auf ihr psychisches Befinden auswirkt (in diesen Bereichen haben die Frauen mit hoher Unzufriedenheit mit der Rollenteilung mehr Stress). Bei den Männern habe ich die Vermutung, dass sie dann mit der Rollenteilung unzufrieden sind, wenn sie von ihrer Partnerin dazu aufgefordert werden, mehr im Haushalt zu übernehmen, was sich darin zeigt, dass sie mehr Stress bezüglich der Partnerin, des Haushalts, der täglichen Widrigkeiten und auch mehr Stress in der Freizeit haben (da sie eventuell weniger Zeit für sich haben, weil sie sich mehr im Haushalt und an der Kindererziehung beteiligen). Daneben erleben sie mehr Stress bezüglich der allgemeinen Lebenssituation der Partnerin, was auf eine Sensibilisierung für die allgemeine Lebenssituation der Partnerin hindeutet. Gerade weil sie ihren Stress zu spüren bekommen, beteiligen sie sich mehr im Haushalt, und erleben dadurch auch ihrerseits mehr Stress im Haushalt.

Aus diesem Grund habe ich überprüft, in welchen Bereichen Frauen und Männer in den beiden Gruppen, in denen entweder die Frau unzufrieden ist, oder der Mann unzufrieden ist, unterschiedlich Stress erleben. Die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) (mit kontrollierter Partnerschaftsqualität der Frau und des Mannes) zeigt keinen *multivariaten Interaktionseffekt Gruppe x Geschlecht*, hingegen unterscheiden sich die Gruppen in den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) darin, dass

univariate Interaktionseffekte Gruppe x Geschlecht in den Bereichen *Eigenheiten des Partners*, [F (1, 134) = 4.77, $p < .05$], *Kinder*, [F (1, 134) = 5.11, $p < .05$] und *Freizeit*, [F (1, 134) = 5.86, $p < .05$] bestehen.

Die Interaktionseffekte zwischen Gruppe und Geschlecht zeigen auf, dass der Mann mehr Stress mit der Partnerin hat, wenn er selber mit der Rollenteilung unzufrieden ist als wenn die Partnerin mit der Rollenteilung unzufrieden ist. Die Frau hat ebenfalls mehr Stress mit dem Partner, wenn dieser mit der Rollenteilung unzufrieden ist, als wenn sie selber mit der Rollenteilung unzufrieden ist, aber die Zunahme an Stress ist nicht gleich gross wie für den Mann.

Beim Stress mit den Kindern zeigt sich, dass der Mann weniger Stress hat mit den Kindern, wenn er mit der Rollenteilung unzufrieden ist, als wenn die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden ist. In Bezug auf den Stress mit den Kindern zeigt sich, dass die Frau weniger Stress hat mit den Kindern, wenn sie selber mit der Rollenteilung unzufrieden ist, als wenn der Mann mit der Rollenteilung unzufrieden ist.

Bezüglich des Stress in der Freizeit zeigt sich, dass die Frau weniger Stress hat, wenn der Partner mit der Rollenteilung unzufrieden ist, als wenn sie selber mit der Rollenteilung unzufrieden ist. Der Mann dagegen hat mehr Stress in der Freizeit, wenn er selber mit der Rollenteilung unzufrieden ist, als wenn die Partnerin mit der Rollenteilung unzufrieden ist.

Um diese Resultate interpretieren zu können, werden die beiden Gruppen, in denen entweder die Frau oder der Mann mit der Rollenteilung unzufrieden ist, untereinander innerhalb einer *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) verglichen. Die beiden Gruppen unterscheiden sich nicht signifikant in der *Hausarbeitsaufteilung* (in beiden Gruppen machen die Frauen den grössten Teil), ebensowenig in den

Erwerbsarbeitsprozenten (in beiden Gruppen arbeiten die Männer im Durchschnitt 95%, die Frauen 40%). Beide Gruppen unterscheiden sich nicht bezüglich *Kindern* (Anteil der Paare mit/ohne Kinder in der Gruppe) und auch nicht bezüglich der *Partnerschaftsqualität*.

Was schliesslich die Rollenzufriedenheit von Frauen und Männer ausmacht, wird deshalb nicht im Gruppenvergleich auf Paarebene gerechnet, sondern als Vergleich zwischen mit der Rollenteilung zufriedenen versus unzufriedenen Männern einerseits, zwischen mit der Rollenteilung zufriedenen versus unzufriedenen Frauen andererseits.

Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, übernehmen im Haushalt im Vergleich zu Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, signifikant häufiger, das *Geschirr abzuwaschen*, [F (1, 185) = 16.27, $p < .001$], die *Wäsche zu erledigen*, [F (1, 185) = 7.89, $p < .01$], die *Wohnung aufzuräumen*, [F (1, 185) = 23.69, $p < .001$], die *Wohnung zu putzen*, [F (1, 185) = 12.89, $p < .05$], *Lebensmittel einzukaufen*, [F (1, 185) = 3.95, $p < .05$], zu *kochen*, [F (1, 185) = 4.30, $p < .05$], und sie haben eine signifikant tiefere *Partnerschaftsqualität*, [F (1, 185) = 16.12, $p < .001$]. Wenn die Partnerschaftsqualität kontrolliert wird, unterscheiden sich Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, von denjenigen, die zufrieden sind, immer noch darin, dass sie häufiger das *Geschirr abwaschen*, [F (1, 184) = 10.93, $p < .001$], die *Wäsche erledigen*, [F (1, 184) = 4.71, $p < .01$], die *Wohnung aufräumen*, [F (1, 184) = 15.81, $p < .001$] und die *Wohnung putzen*, [F (1, 185) = 8.20, $p < .05$]. Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, unterscheiden sich im Vergleich zu Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, nicht bezüglich des Ausbildungsgrads, der Erwerbstätigkeit, nicht darin, ob sie häufiger Kinder haben oder nicht, noch, ob sie häufiger oder seltener Erwerbs- und Familienarbeit kombinieren.

Männer, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, unterscheiden sich im Vergleich mit Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, nur

darin, dass sie eine tiefere *Partnerschaftsqualität* aufweisen, [$F(1, 191) = 4.52, p < .05$] und tendenziell mehr *erwerbstätig* sind, [$F(1, 191) = 3.42, p < .1$]. Männer, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, unterscheiden sich im Vergleich zu Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, nicht bezüglich des Ausbildungsgrads, der Erwerbstätigkeit, nicht darin, ob sie häufiger Kinder haben oder nicht, noch, ob sie häufiger oder seltener Erwerbs- und Familienarbeit kombinieren.

Während für die Frau die Mitarbeit des Partners in der Hausarbeit und ihre Einschätzung der Partnerschaftsqualität massgeblich ihre Zufriedenheit mit der Rollenteilung bestimmt, beurteilen die Männer die Zufriedenheit mit der Rollenteilung hoch, wenn sie die Partnerschaftsqualität hoch einschätzen, und wenn sie im Vergleich zu Männern, die mit der Rollenteilung unzufriedenen sind, weniger erwerbstätig sind.

Wenn die effektive Zunahme an Hausarbeit, die Männer häufiger leisten, wenn die Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind, analysiert wird, zeigt sich, dass sich der Anteil an Hausarbeit, den Männer leisten, wenn die Partnerin zufrieden oder unzufrieden ist mit der Rollenteilung, nicht unterscheiden (weder besteht ein multivariater noch univariater Gruppeneffekt). Es zeigt sich aber in den deskriptiven Werten, dass die Hausarbeit des Partners bei den Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden ist, minim höher ist als in Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden ist (s. Tabelle 31).

Tabelle 31.
Vergleich zwischen Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung zufrieden ist mit Paaren, bei denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in Bezug auf die Aufteilung der Hausarbeiten

	Frauen zufr. mit Rollenteilung (N = 72)				Frauen unzufr. mit Rollenteilung (N = 123)				Gruppe x Geschlecht F
	Frauen		Männer		Frauen		Männer		
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD	
Geschirr abwaschen	4.80	1.79	3.56	1.65	5.72	1.33	2.66	1.50	18.14***
Wäsche erledigen	5.96	1.67	2.28	1.92	6.55	1.31	1.60	1.40	7.63**
Kleider bügeln	6.18	1.67	1.90	1.83	6.43	1.61	1.55	1.59	0.50
Wohnung aufräumen	5.35	1.64	3.12	1.70	6.37	0.88	2.52	1.26	19.49***
Wohnung putzen	5.56	1.70	2.90	1.84	6.28	1.02	2.09	1.23	14.44***
Lebensmittel einkaufen	5.19	1.78	3.44	1.84	5.74	1.54	2.73	1.75	5.67*
Kochen	5.33	1.86	2.88	1.79	5.90	1.44	2.35	1.50	4.29*

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Gruppe-Effekt: $F(7, 187) = 1.28$; ns.

7 = ich mache alles alleine; 6 = PartnerIn hilft mit, ich habe Hauptarbeit, 5 = PartnerIn hilft viel mit, ich habe Hauptarbeit; 4 = beide in gleichem Masse; 3 = ich helfe viel mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 2 = ich helfe mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 1 = vor allem PartnerIn

Es besteht ein *signifikanter multivariater Gruppe-Geschlecht-Interaktionseffekt* (MANOVA) bei den *Hausarbeiten*, [$F(7, 187) = 3.57$, $p < .001$] sowie signifikante *Gruppe-Geschlecht-Interaktionseffekte* auf Subskalenniveau (ANOVAs) bei fast allen Hausarbeiten. Ausser beim Kleider bügeln nimmt der Anteil durch die Partner der Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, zu, während der Anteil der Frauen abnimmt. Dagegen wird bei Paaren, in denen die Frau mit der Rollenteilung unzufrieden ist, die Hausarbeit zum grösstem Teil von der Frau übernommen (s. Tabelle 31).

Trotzdem übernehmen Frauen unabhängig von der Rollenzufriedenheit den grössten Anteil an der Hausarbeit, was sich im *multivariaten Geschlechts-Effekt* bei den *Hausarbeiten*, [$F(7, 187) = 127.23$, $p < .001$] und den signifikanten *Geschlechts-Effekten* auf Subskalenniveau (ANOVAs) beim *Geschirr abwaschen*, [$F(7, 193) = 131.38$, $p < .001$], beim *Erledigen der Wäsche*, [$F(7, 193) = 495.96$, $p < .001$], beim *Kleider*

bügeln, [F (7, 193) = 463.38, $p < .001$], beim *Aufräumen der Wohnung*, [F (7, 193) = 366.80, $p < .001$], beim *Einkauf der Lebensmittel*, [F (7, 193) = 138.57, $p < .001$] sowie beim *kochen*, [F (7, 193) = 212.74, $p < .001$] zeigt.

Frauen sind zufrieden mit der Rollenteilung, wenn die Partner ein wenig mithelfen und sie die Hauptarbeit haben. Frauen sind unzufrieden mit der Rollenteilung, wenn sie die Hausarbeit mehrheitlich alleine machen müssen. In diesem Ergebnis widerspiegelt sich eine sehr konservative Vorstellung der Aufteilung von Erwerbs- und Hausarbeit, die meiner Meinung nach weit von einer gleichberechtigten Verteilung der Hausarbeit und Erwerbsarbeit entfernt ist.

Der Vergleich zwischen Paaren, bei denen die Männer die mit der Rollenteilung zufrieden sind, und Paaren, bei denen die Männern mit der Rollenteilung unzufrieden sind, zeigt *signifikante Gruppe x Geschlecht-Effekte*, die darauf hindeuten, dass sich Frauen und Männer in den beiden Gruppen unterschiedlich zueinander verhalten. Das bedeutet, dass Männer, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, ihrer Partnerin ein wenig mehr mithelfen, während die Partnerin im Haushalt dagegen weniger machen muss: so beim *Geschirr abwaschen*, [F (1, 194) = 10.32, $p < 0.001$], beim *Aufräumen der Wohnung*, [F (1, 194) = 6.33, $p < 0.001$] sowie tendenziell beim *Putzen der Wohnung*, [F (1, 194) = 3.37, $p < 0.001$] und beim *Kochen*, [F (1, 194) = 10.32, $p < 0.001$]. In der Gruppe, in der die Männer mit der Rollenteilung unzufrieden sind, machen sie weniger in diesen Bereichen, während die Partnerin mehr übernimmt (s. Tabelle 32).

Tabelle 32.
Vergleich zwischen Paaren, bei denen der Mann mit der Rollenteilung zufrieden ist mit Paaren, bei denen der Mann mit der Rollenteilung unzufrieden sind, in Bezug auf die Aufteilung der Hausarbeiten

	Männer zufr. mit Rollenteilung (N = 119)				Männer unzufr. mit Rollenteilung (N = 77)				Gruppe x Geschlecht F
	Frauen		Männer		Frauen		Männer		
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD	
Geschirr abwaschen	5.13	1.71	3.16	1.58	5.77	1.28	2.81	1.70	10.32***
Wäsche erledigen	6.35	1.38	1.96	1.74	6.36	1.54	1.76	1.58	2.01
Kleider bügeln	6.30	1.60	1.83	1.77	6.41	1.68	1.54	1.64	1.38
Wohnung aufräumen	5.83	1.43	2.84	1.52	6.23	1.08	2.66	1.45	6.33**
Wohnung putzen	5.95	1.43	2.53	1.58	6.13	1.23	2.26	1.54	3.37+
Lebensmittel einkaufen	5.44	1.67	3.18	1.84	5.68	1.63	2.78	1.80	2.79
Kochen	5.56	1.71	2.70	1.73	5.92	1.46	2.37	1.53	3.46+

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Gruppe-Effekt: $F(7, 187) = 1.28$; ns.

7 = ich mache alles alleine; 6 = PartnerIn hilft mit, ich habe Hauptarbeit, 5 = PartnerIn hilft viel mit, ich habe Hauptarbeit; 4 = beide in gleichem Masse; 3 = ich helfe viel mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 2 = ich helfe mit, PartnerIn hat Hauptarbeit; 1 = vor allem PartnerIn

9.4 Diskussion der Ergebnisse zum Stressausmass

Der Vergleich zwischen den *unterschiedlichen Operationalisierungen des Geschlechts* zeigt, dass je nach Erfassung des Geschlechts das *Stressausmass* für Frauen *und* Männer unterschiedlich ausfällt.

9.4.1 Diskussion der Zusammenhänge zwischen biologischem Geschlecht und Stress

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *biologischem Geschlecht* und *subjektivem Stress* bestätigen die früheren Resultate von Bodenmann (2000a,) Gove (1978), Radloff (1975) sowie Widmer &

Bodenmann (2000). Frauen haben mehr Stress mit der Herkunftsfamilie, mit dem Partner, dem Haushalt, den Kindern, den täglichen Widrigkeiten, der Wohnsituation, der eigenen allgemeinen Lebenssituation, der allgemeinen Lebenssituation des Partners sowie mit dem psychischen und physischen Befinden. Ebenso bestätigt sich im höheren Stress der Frauen mit den Eigenheiten des Partners und dem höheren Stress der Männer das Ergebnis von Almeida und Kessler (1998), die berichten, dass Frauen aufgrund von Konflikten mehr Stress mit dem Partner, Männer dagegen mehr Stress im Beruf haben.

9.4.2 Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und Stress

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *Geschlechtsrollenorientierung (sozialem Geschlecht)* und *subjektivem Stress* ergeben, dass maskuline Frauen mehr Stress als feminine Frauen bezüglich des partnerbezogenen Stress, Stress im Haushalt, im Beruf und bezüglich der Kinder haben. Maskuline Frauen haben mehr Stress als androgyne Frauen bezüglich der Wohnsituation und täglichen Widrigkeiten. Bei den Männern haben vor allem feminine Männer mehr Stress als alle anderen Männer in der Partnerschaft, bezüglich Sozialkontakten, einer eigenen ausserehelichen Beziehung und der allgemeinen Lebenssituation der Partnerin. Androgyne Männer ihrerseits haben mehr Stress als die anderen Männer bezüglich der Abgrenzung von der Herkunftsfamilie.

Gesamthaft zeigt sich, dass für die Frauen vor allem die maskuline Rolle, für Männer vor allem die feminine Rolle stressend ist. Feminine Männer haben vor allem mehr Stress in sozialen Beziehungen, sei es in der Partnerschaft oder allgemein in Sozialkontakten. Für mich ist das Ergebnis Ausdruck davon, dass maskuline Frauen wie feminine Männer den für ihr biologisches Geschlecht auch heute implizit gültigen Geschlechtsrollen normen nicht entsprechen und dadurch mehr Stress in den Bereichen erleben, die für die traditionellen Frauen und Männer weniger belastend

sind. Feminine Männer sind Beziehungen gegenüber sozialer eingestellt als maskuline Männer, sie lassen sich mehr darauf ein, haben aber dadurch ähnlich wie Frauen mehr Stress. Die Korrelationsberechnungen zwischen Maskulinität und Stress ergaben, dass hohe Maskulinität im Gegenzug negativ mit Stress in der Partnerschaft, bezüglich Sozialkontakten und der allgemeinen Lebenssituation der Partnerin korreliert. Der Prototyp des coolen Marlboro-Mannes (Sieverding, 1997) lässt sich meiner Meinung nach wenig auf soziale Beziehungen ein und lässt Stress diesbezüglich gar nicht aufkommen.

Für maskuline Frauen zeichnet sich meiner Meinung nach ab, dass sie am meisten Stress mit den für die heutigen Frauen so häufigen Mehrfachrollen als Partnerin, Mutter und Berufsfrau haben. Ebenso haben sie mehr Stress als die anderen Frauen bezüglich der finanziellen Situation und den täglichen Widrigkeiten. Maskulinität zeichnet sich u.a. durch Unabhängigkeit und Ehrgeiz aus und ich kann mir vorstellen, dass maskuline Frauen schneller als die anderen Frauen durch einengende, für sie unbefriedigende Lebensbedingungen Stress erleben. Feminine und androgyne Frauen, die noch stärker die prototypischen weiblichen Eigenschaften von Bescheidenheit und Abhängigkeit in sich tragen, scheinen diese Lebensbedingungen als weniger stressend zu erleben, da ihre Erwartungen an das Leben weniger von ihnen selbst, denn vom Verhalten ihrer Lebenspartner bestimmt werden.

9.4.3 Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht auf selbsteingeschätzter Verhaltensebene und Stressvariablen

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen *zwischen einer mehr oder weniger partnerschaftlichen Aufteilung der Haushaltsarbeit* und *subjektivem Stress* zeigen, dass der Anteil der Hausarbeit der Männer bei jungen Paaren unter 35 Jahren, die zusammen wohnen, aber keine Kinder haben, nicht mit dem Stressausmass der Frauen zusammenhängt, obwohl sie gleich viel erwerbstätig sind wie ihre Partner und den Hauptteil der

Hausarbeit übernehmen. Die jungen Frauen übernehmen nach wie vor eine sehr traditionelle Rolle in der Partnerschaft und es ist die *Partnerschaftsqualität*, die mögliche negative Auswirkungen der nicht partnerschaftlichen Arbeitsteilung auf das Stressniveau der Frauen abfedert. Wenn Frauen Kinder unter 7 Jahren haben und eine traditionelle Rolle als Hausfrau und Mutter einnehmen, haben sie mehr Stress mit dieser Situation, wenn sie gut ausgebildet sind, als wenn sie schlecht ausgebildet sind. Je besser Frauen ausgebildet sind, desto mehr löst bei ihnen eine Traditionalisierung der Aufteilung durch Kinder Stress aus. In der traditionellen Rolle haben Frauen mehr Stress mit ihrem psychischen Befinden, wenn die Partnerschaftsqualität nicht kontrolliert wird. Auch hier zeigt sich der enorme Puffereffekt der Partnerschaftsqualität auf das Stressniveau der Frauen in einer traditionellen Partnerschaft. Wenn Frauen mit kleinen Kindern mindestens 40% erwerbstätig sind, nimmt ihr Stress im Vergleich zu den Hausfrauen bezüglich der Partnerschaft, mit dem Partner und dem Haushalt zu. Bei dieser Umverteilung der Familien- und Erwerbsarbeit innerhalb des Paares zeigt sich nun auch, dass die Partner der erwerbstätigen Mütter kleiner Kinder mehr Stress mit den Kindern und in der Abgrenzung gegenüber der Herkunftsfamilie haben, da sie meiner Meinung nach in diesen Bereichen mehr Mitverantwortung übernehmen müssen.

Bei Paaren mit Kindern zwischen 7 und 18 Jahren führt eine höhere Erwerbstätigkeit der Frauen (> 40%) im Vergleich zu einer niedrigen Erwerbstätigkeit (< 40%) erstaunlicherweise nicht zu mehr Stress für Frauen und ihren Partner. Es sind im Gegenzug die Frauen, die weniger als 40% erwerbstätig sind, die mehr Stress bezüglich der eigenen allgemeinen Lebenssituation haben. Interessant ist das Ergebnis, dass Männer, deren Partnerin mindestens 40% erwerbstätig ist, mehr Stress in der Partnerschaft haben, während sie weniger Stress in der Partnerschaft haben, wenn die Frau weniger als 40% erwerbstätig ist. Das gegenteilige Resultat ist bei den Frauen zu sehen: wenn sie mehr erwerbstätig sind, haben sie weniger Stress mit der Partnerschaft, wenn sie weniger erwerbstätig sind, mehr Stress in der Partnerschaft. Das bedeutet, dass für

den Mann die Partnerschaft stressender wird, wenn die Partnerin ihre Lebenswelt nicht ausschliesslich um ihn herum definiert und für ihn weniger disponibel ist. Im höheren Stress der Männer bezüglich der Partnerschaft könnte ein mächtiger Hinderungsgrund dafür liegen, dass Frauen deshalb häufig die Familie der Berufsarbeit vorziehen, weil sie sonst Konflikte mit dem Partner zu befürchten haben.

Bei Paaren mit Kindern über 18 Jahren zeigt sich, dass Paare, bei denen die Frau mindestens 50% erwerbstätig ist, nicht allgemein mehr Stress haben als Paare, die sich sehr traditionell aufteilen (Frau als Hausfrau zu Hause und der Mann voll erwerbstätig). Unabhängig davon, ob Frauen mehr oder weniger erwerbstätig sind, haben sie in diesem Lebensabschnitt aber mehr Stress bezüglich der Eigenheiten des Partners, des Haushalts und des psychischen Befindens. Die Dauer der Beziehung ist ein wesentlicher Faktor für eine Traditionalisierung der Arbeitsaufteilung im Paar (Künzler, 1994; Thiessen & Rohlinger, 1988), was sich darin widerspiegelt, dass Frauen unabhängig von der Erwerbstätigkeit mehr Stress im Haushalt und auch mit den Eigenheiten des Partners erleben. Erstmals werden die Geschlechtsunterschiede bezüglich des psychischen Befindens signifikant, was ich darauf zurückführe, dass sich die psychische Befindlichkeit der Frauen mit zunehmendem Alter stärker als bei Männern verschlechtert, wenn sich die Kinder ablösen.

Bei Paaren über 35 Jahren, die zusammen wohnen und keine Kinder haben, zeigt sich nun im Vergleich zu jungen Paaren, dass sich eine unpartnerschaftliche Verteilung der Hausarbeit zu Lasten der Frauen negativ auf ihr körperliches Befinden auswirkt. Wenn der Anteil des Mannes im Haushalt minimal grösser wird, berichtet auch er über mehr Stress bezüglich des körperlichen Befindens. Daraus wird ersichtlich, dass die Aufteilung entweder zu Lasten der Frau oder beider Lasten gehen. In Wirklichkeit geht aber die Aufteilung in der Mehrzahl der Fälle zu Lasten der Frau.

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen der *Zufriedenheit mit der Rollenteilung* und *subjektivem Stress* zeigen, dass die Zufriedenheit

mit der Rollenteilung der Frauen und Männer unterschiedlich mit dem Ausmass an Stress in verschiedenen Lebensbereichen zusammenhängt. Mit der Rollenteilung unzufriedene Frauen haben im Vergleich zu Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, mehr Stress mit dem Haushalt, den Kindern und ihrem psychischen Befinden. Mit der Rollenteilung unzufriedene Männer haben im Vergleich zu Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, mehr Stress bezüglich der Partnerin, der Freizeit der allgemeinen Lebenssituation der Partnerin, im Haushalt und bezüglich der täglichen Widrigkeiten. Das heisst, dass Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, weniger Stress in den für Frauen sonst üblichen Bereichen wie im Haushalt, mit den Kindern, und bezüglich des psychischen Befindens erleben. Auch steigt bei Unzufriedenheit mit der Rollenteilung für den Mann das Stressniveau in Bereichen, in denen er normalerweise weniger Stress als die Frau hat, so bezüglich der Eigenheiten der Partnerin, der Freizeit, im Haushalt und bezüglich der täglichen Widrigkeiten. *Die Dynamik innerhalb des Paares bezüglich der Aufteilung der Hausarbeit sowie die Zufriedenheit mit der Rollenteilung beeinflusst somit das Stressniveau beider Partner, wenn auch nicht auf dieselbe Weise. Es wird deutlich, dass der partnerschaftliche Kontext für das Stressausmass in verschiedenen Lebensbereichen neben persönlichen Faktoren eine wichtige Rolle spielt.*

10. Ergebnisse zu Geschlecht und individuellem Coping

10.1 Ergebnisse zu biologischem Geschlecht und individuellem Coping

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass das *biologische Geschlecht* dergestalt mit dem individuellen Coping zusammenhängt, dass Frauen häufiger dysfunktionales individuelles Coping anwenden. Männer dagegen wenden häufiger Evasion als Copingstrategie an und sind allgemein zufriedener mit ihrer individuellen Stressbewältigung als Frauen.

Die Ergebnisse zeigen, dass sich Paare im Geschlechtervergleich *im Gesamtwert des individuellen Copings* und in vielen Subskalen der *funktionalen* und *dysfunktionalen individuellen Copingstrategien* unterscheiden.

Innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) bestehen *multivariate Geschlechtseffekte* beim *funktionalen individuellen Coping*, [F (8, 220) = 14.37; $p < .001$] und beim *dysfunktionalen individuellen Coping*, [F (9, 218) = 15.25; $p < .001$]. In den *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) haben Frauen sowohl einen signifikant höheren *Gesamtwert des funktionalen individuellen Copings*, als auch einen signifikant höheren *Gesamtwert des dysfunktionalen individuellen Copings*. Männer dagegen weisen einen höheren *Gesamtwert des individuellen Copings* auf. Auf Subskalenniveau innerhalb des *funktionalen individuellen Copings* haben Frauen höhere Werte bei der *positiven Palliation*, der *sozialen Unterstützungssuche* und der *emotionalen Informationssuche*, Männer wenden dagegen mehr *Humor* als Copingstrategie als die Partnerin an (s. Tabelle 33).

Tabelle 33.
Geschlechtsunterschiede zu individuellem Coping

	Frauen (N = 240)		Männer (N = 240)		F
	M	SD	M	SD	
Funktionales individuelles Coping	3.00	0.52	2.90	0.49	5.72*
Positive Palliation	2.85	0.91	2.44	0.85	34.12***
Soziale Unterstützungssuche	2.87	0.82	2.50	0.79	28.79***
Humor	2.39	0.83	2.66	0.89	10.06***
Emotionale Informationssuche	3.43	1.01	2.83	1.05	44.60***
Sachliche Informationssuche	3.96	0.83	3.88	0.81	1.14
Positive Umbewertung	2.88	0.98	2.95	0.93	1.09
Positive Selbstverbalisation	3.39	0.74	3.33	0.70	1.25
Aktive Einflussnahme	3.56	0.88	3.63	0.86	1.35
Dysfunktionales individuelles Coping	2.73	0.51	2.43	0.46	56.72***
Informationsunterdrückung	2.38	1.06	2.90	1.07	31.16***
Sozialer Vergleich	2.69	0.99	2.42	1.01	8.22***
Rumination	3.84	0.99	3.20	1.01	55.48***
Selbstvorwürfe	3.00	0.86	2.51	0.87	40.14***
Vorwürfe an PartnerIn	2.54	0.92	2.01	0.77	58.61***
Fremdvorwürfe (im Stillen)	2.66	0.85	2.29	0.76	25.51***
Negativer emotionaler Ausdruck	2.72	0.92	2.24	0.84	33.31***
Evasion	2.51	0.90	2.71	0.96	6.09**
Negative Palliation	2.29	0.86	2.23	0.83	0.90
Einschätzung der Wirksamkeit des individuellen Copings	3.23	0.85	3.59	0.76	27.24***
Einschätzung der Zufriedenheit mit dem individuellen Coping	3.00	0.94	3.50	0.89	40.03***
Individuelles Coping insgesamt	3.12	0.40	3.26	0.29	24.71***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Multivariater Effekt des funktionalen individuellen Copings: $F(8, 220) = 14.37, p < .001$.

Multivariater Effekt des dysfunktionalen individuellen Copings: $F(9, 218) = 15.25, p < .001$.

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens

In Bezug auf das funktionale Coping können sich die Frauen in der vorliegenden Stichprobe besser beruhigen und sie suchen in Stresssituationen häufiger soziale Unterstützung als Männer. Männer dagegen wenden häufiger Humor in Stresssituationen an.

In Bezug auf das dysfunktionale Coping vergleichen sich Frauen häufiger mit anderen Personen, sie ruminieren häufiger, machen sich,

dem Partner und anderen mehr Vorwürfe und führen häufiger negative Selbstgespräche. Dagegen wenden Männer häufiger Evasion und Informationsunterdrückung an. Männer sind im Vergleich zu Frauen zufriedener mit der eigenen Stressbewältigung und schätzen ihre Stressbewältigung als wirksamer ein.

10.2 Ergebnisse zu sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und individuellem Coping

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass das *soziale Geschlecht* in der Weise mit dem individuellen Coping zusammenhängt, dass sich maskuline und androgyne Personen häufiger aktiv verhalten und ihre Stressbewältigung als wirksamer einschätzen als feminine Personen. Feminine Personen dagegen ruminieren am häufigsten und suchen, zusammen mit den androgynen Personen am häufigsten soziale Unterstützung in Stresssituationen.

Um zu überprüfen, wie die Geschlechtsrollenorientierung mit dem individuellen Coping zusammenhängt, wurden in einem ersten Schritt *Korrelationen* zwischen den beiden Skalen Finität und Maskulinität des *Bem Sex Role Inventory* und dem individuellen Coping in verschiedenen Bereichen gerechnet. In einem zweiten Schritt wurden *Partialkorrelationen* zu den Zusammenhängen zwischen Finität/Maskulinität und dem individuellen Coping gerechnet, um den Einfluss der Partnerschaftsqualität auf das individuelle Coping zu kontrollieren. In einem dritten Schritt wurde eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) (mit der Kovariate *Partnerschaftsqualität*) über die vier von Bem (1974) vorgeschlagenen Personengruppen mit femininem, maskulinem, androgynem und undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept gerechnet.

Die *Korrelationsberechnungen* zeigen bei *Frauen mit hoher Finität* die stärksten Zusammenhänge mit *häufigerem Humor* als Copingstrategie, *weniger Vorwürfen an den Partner*, bei *Frauen mit hohen Werten*

auf der Maskulinitätsskala bestehen hohe Zusammenhänge zur *aktiven Einflussnahme*, *weniger Selbstvorwürfen*, *weniger Fremdvorwürfen* und einer *hohen Einschätzung der Wirksamkeit* und *Zufriedenheit* mit dem eigenen individuellen Coping sowie mit dem *Gesamtwert des individuellen Copings*. Bei den Männern mit hohen *Feminitätswerten* zeigen sich positive Zusammenhänge zum *Gesamtwert des funktionalen individuellen Copings*, der *positiven Palliation*, der *sozialen Unterstützungssuche*, der *emotionalen Informationssuche* und *Selbstvorwürfen*. Ebenso werden die Zusammenhänge zu *positiver Umbewertung*, *positiver Selbstverbalisation*, *Informationsunterdrückung* und *negativer Palliation* signifikant, sind aber mit $r < .15$ nicht bedeutsam.

Bei Männern mit hohen *Maskulinitätswerten* bestehen positive Zusammenhänge zur *Einschätzung der Wirksamkeit des eigenen individuellen Copings* sowie zur *Zufriedenheit mit dem individuellen Coping*. Weitere signifikante Zusammenhänge bestehen auch zur *sachlichen Informationssuche*, der *aktiven Einflussnahme*, *weniger sozialem Vergleich*, *weniger Selbst- und Fremdvorwürfe* sowie *weniger Evasion* (s. Tabelle 34).

Um zu überprüfen, ob die Zusammenhänge bestehen bleiben, wenn die Partnerschaftsqualität der Frauen und Männer kontrolliert wird, zeigt sich in den *Partialkorrelationen* bei den Frauen, dass signifikante Zusammenhänge zwischen *Feminität* und häufigerem *Humor* sowie *weniger Vorwürfen an den Partner* bestehen bleiben.

Bei Frauen mit hohen *Maskulinitätswerten* bleiben die Zusammenhänge zur *aktiven Einflussnahme*, *weniger Selbstvorwürfen*, *weniger Fremdvorwürfen* und einer *höheren Einschätzung der Wirksamkeit* und *Zufriedenheit* mit dem eigenen individuellen Coping sowie mit dem *Gesamtwert des individuellen Copings* bestehen (s. Tabelle 34).

Tabelle 34.
Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen
Feminität/Maskulinität und individuellem Coping

	Frauen (N = 240)				Männer (N = 240)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Funktionales individuelles Coping	.17*	.15*	.18**	.17*	.28***	.26***	.13+	.12+
Positive Palliation	.04	.02	.00	-.02	.25***	.24***	-.12+	-.13+
Soziale Unterstützungssuche	.13*	.12+	.05	.05	.19**	.16+	-.02	.00
Humor	.23***	.22**	.24***	.23**	.21***	.19**	.11	.10
Emotionale Informationssuche	.06	.05	.02	.01	.20***	.20**	.06	.08
Sachliche Informationssuche	.16*	.15*	.27***	.28***	.07	.02	.27***	.22**
Positive Umbewertung	.07	.05	.10	.10	.14*	.12	.15*	.15*
Positive Selbstverbalisation	.08	.05	.14*	.13+	.14*	.16*	.15*	.14*
Aktive Einflussnahme	.13+	.12+	.27***	.26***	.06	.01	.29***	.29***
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Dysfunktionales individuelles Coping	-.04	-.02	-.14*	-.15*	.15*	.24***	-.19**	-.17*
Informationsunterdrückung	.09	.09	.16*	.16*	.18**	.18*	.17**	.16*
Sozialer Vergleich	.11	.13+	-.10	-.08	.09	.12	-.25***	-.23***
Rumination	.01	.04	-.04	-.07	.09	.10	-.04	-.04
Selbstvorwürfe	.08	.09	-.19**	-.19**	.20***	.19**	-.16*	-.19**
Vorwürfe an PartnerIn	-.22***	-.20**	-.12+	-.15*	-.10	.03	-.06	-.03
Fremdvorwürfe (im Stillen)	-.01	.00	-.25***	-.25***	-.06	.03	-.27***	-.25***
Negativer emotionaler Ausdruck	-.11	-.11	.03	.02	.05	.14+	.04	.02
Evasion	.00	.00	-.12+	-.09	.10	.17*	-.19***	-.17*
Negative Palliation	-.03	-.04	.03	.04	.14*	.16*	.02	.05
Einschätzung der Wirksamkeit des individuellen Copings	.14*	.12+	.34***	.35***	.08+	-.01	.36***	.39***
Einschätzung der Zufriedenheit mit dem individuellen Coping	0.02	.00	.28***	.27***	.00	-.03	.30***	.34***
Individuelles Coping insgesamt	.14*	.11	.22***	.22***	.09+	.01	.27***	.24***

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten
Korr = Korrelationen; PKorr = Partialkorrelationen (N = 105)

*** p < .001; ** p < .01; * p < .05.

Bei Männern mit hohen *Feminitätswerten* zeigt sich nach der Kontrolle ihrer Partnerschaftsqualität ein stärkerer Zusammenhang zum *dysfunktionalen individuellen Coping*, zu *Evasion* und zu *negativer Palliation*. Bei Männern mit hoher *Maskulinität* schliesslich zeigen sich die gleichen Ergebnisse wie bei den Korrelationsberechnungen ohne Kontrolle der Partnerschaftsqualität, was bedeutet, dass das individuelle Coping bei Männern mit hohen Maskulinitätswerten nicht von der Partnerschaftsqualität beeinflusst wird.

Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und individuellem Coping bei den Frauen

Um zu berechnen, ob sich die vier Gruppen bezüglich des Gesamtwerts des individuellen Copings, der Gesamtwerte des funktionalen und dysfunktionalen individuellen Copings sowie der einzelnen Subskalen unterscheiden, wurden mehrere *multivariate Kovarianzanalysen* (MANCOVAs) mit dem Between-Faktor *Geschlechtsrollenorientierung der Frauen* gerechnet. Um Konfundierungen auszuschliessen, wurde die *Partnerschaftsqualität* der Frauen als Kovariate kontrolliert.

Für das individuelle Coping der Frauen ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über alle Subskalen einen signifikanten *Gruppen-Effekt*, [$F(51, 570) = 1.49, p < .05$].

Eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die beiden zusammengefassten Subskalen *funktionales und dysfunktionales individuelles Coping* ergibt dagegen keinen signifikanten multivariaten *Gruppen-Effekt* über beide zusammengefassten Subskalen (s. Tabelle 35).

Bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVA) unterscheiden sich die Gruppen weder beim *funktionalen individuellen Coping* noch beim *dysfunktionalen individuellen Coping*. Die Kovariate *Partnerschaftsqualität der Frau* hat einen signifikanten *Effekt* auf die beiden Skalen, [$F(2, 208) = 6.10, p < .001$] und auch einen signifikanten Effekt in den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) auf das *dysfunktionale individuelle Coping*, [$F(9, 198) = 12.24, p < .001$]. Die *univariaten Ko-*

varianzanalysen (ANCOVAs) ergeben, dass sich die Gruppen auch nicht unterscheiden bezüglich des *Gesamtwerts des individuellen Copings*.

Tabelle 35.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und individuelles Coping

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 39)		Feminität/ Expressivität (N = 67)		Androgynität (N = 64)		undifferenziert (N = 70)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Funktionales individuelles Coping	2.94	0.62	3.04	0.56	3.15	0.47	2.92	0.45
Positive Palliation	2.73	1.03	2.93	1.07	2.87	0.76	2.86	0.70
Soziale Unterstützungssuche	2.86	0.69	3.00	0.78	2.89	0.82	2.79	0.79
Humor	2.17	0.75	2.27	0.86	2.75	0.79	2.29	0.78
Emotionale Informationssuche	3.18	0.94	3.71	0.98	3.42	0.98	3.27	0.99
Sachliche Informationssuche	3.83	1.01	3.98	0.75	4.29	0.71	3.79	0.81
Positive Umbewertung	2.97	1.15	2.92	0.93	3.05	1.09	2.81	0.88
Positive Selbstverbalisation	3.44	0.82	3.42	0.72	3.52	0.71	3.26	0.73
Aktive Einflussnahme	3.69	1.02	3.55	0.91	3.79	0.70	3.34	0.77
Dysfunktionales individuelles Coping	2.69	0.51	2.76	0.49	2.65	0.46	2.70	0.50
Informationsunterdrückung	2.40	1.14	2.33	0.93	2.66	1.15	2.29	1.01
Sozialer Vergleich	2.54	1.04	2.83	1.01	2.58	0.92	2.60	0.95
Rumination	3.63	1.00	3.85	1.09	3.82	1.00	3.87	0.95
Selbstvorwürfe	2.77	0.91	3.18	0.87	2.91	0.85	2.94	0.67
Vorwürfe an PartnerIn	2.69	0.90	2.48	0.89	2.30	0.84	2.61	0.98
Fremdvorwürfe (im Stillen)	2.60	0.88	2.92	0.88	2.39	0.82	2.65	0.79
Negativer emotionaler Ausdruck	3.11	0.90	2.62	1.01	2.70	0.94	2.60	0.80
Evasion	2.26	0.92	2.53	0.95	2.51	0.80	2.59	0.84
Negative Palliation	2.30	0.92	2.22	0.77	2.32	0.87	2.23	0.89
Einschätzung der Wirksamkeit des individuellen Copings	3.34	0.87	3.20	0.84	3.54	0.80	3.03	0.79
Einschätzung der Zufriedenheit mit dem individuellen Coping	3.14	1.03	2.80	0.87	3.32	0.95	2.87	0.86
Individuelles Coping insgesamt	3.12	0.45	3.10	0.42	3.24	0.34	3.09	0.36

Anmerkung: Multivariater Effekt: $F(51, 570) = 1.49, p < .05$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens

Unterschiede zwischen den vier Gruppen bestehen bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) bei den Subskalen *Humor*, [F (3, 206) = 5.30, $p < .01$], tendenziell bei der *emotionalen Informationssuche*, [F (3, 206) = 2.64, $p < .1$], bei der *sachlichen Informationssuche*, [F (3, 206) = 3.88, $p < .01$] und bei der *aktiven Einflussnahme*, [F (3, 206) = 2.71, $p < .05$]. Sie unterscheiden sich innerhalb der *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) ebenfalls beim *Fremdvorwurf*, [F (3, 206) = 4.88, $p < .001$] und beim *unkontrollierten emotionalen Ausdruck*, [F (3, 206) = 2.74, $p < .05$].

Univariate Kovarianzanalysen (ANCOVAs) zur *Wirksamkeit* und *Zufriedenheit mit dem individuellen Coping* ergeben Unterschiede zwischen den Gruppen bei der Einschätzung der *Wirksamkeit der eigenen Stressbewältigung*, [F (3, 213) = 4.17, $p < .01$], sowie in der *Zufriedenheit mit der eigenen Stressbewältigung*, [F (3, 212) = 4.13, $p < .01$].

Die anschließenden *Kontrastberechnungen* ergeben, dass *maskuline Frauen* tiefere Werte haben als *feminine Frauen* bei der *emotionalen Informationssuche* [Differenz = .52; $p < .05$] und beim *Fremdvorwurf*, [Differenz = .35; $p < .05$]. Feminine Frauen haben dagegen tiefere Werte beim *unkontrollierten emotionalen Ausdruck* [Differenz = -.46; $p < .05$] und tendenziell bei der *Zufriedenheit mit der eigenen Stressbewältigung* [Differenz = -.34; $p < .1$].

Die Kontrasteffekte zwischen Frauen mit *maskuliner* versus *androgynen Geschlechtsrollenorientierung* ergaben, dass maskuline Frauen höhere Werte bezüglich des *unkontrollierten emotionalen Ausdrucks* [Differenz = -.41; $p < .05$] angeben, während androgynen Frauen höhere Werte haben beim *Humor* [Differenz = .52; $p < .01$] und bei der *sachlichen Informationssuche*, [Differenz = .40; $p < .05$].

Der Vergleich zwischen *maskulinen Frauen* und *Frauen mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept* ergibt, dass maskuline Frauen höhere Werte bei der *aktiven Einflussnahme*, [Differenz = -.31; $p < .01$] und beim *unkontrollierten emotionalen Ausdruck*, [Differenz = -.49; $p < .05$] haben (s. Tabelle 36).

Tabelle 36.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des individuellen Copings

	Maskulinität/ Instrumentalität	Feminität/ Expressivität	Androgynität	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept
	1	2	3	4
Humor			3 > 1 3 > 2 3 > 4	
Emotionale Informationssuche		2 > 1 2 > 4		
Sachliche Informationssuche			3 > 1 3 > 2 3 > 4	
Aktive Einflussnahme	1 > 4		3 > 4	
Fremdvorwürfe (im Stillen)		2 > 1 2 > 3		
Negativer emotionaler Ausdruck	1 > 2 1 > 3 1 > 4			
Einschätzung der Wirksamkeit des individuellen Copings			3 > 2 3 > 4	
Einschätzung der Zufriedenheit mit dem individuellen Coping	1 > 2		3 > 2 3 > 4	

Die Kontrasteffekte zwischen Frauen mit *androgynen* versus *femininen* Geschlechtsrollenorientierung ergaben, dass Frauen mit einer androgynen Geschlechtsrollenorientierung in Stresssituationen mehr *Humor* [Differenz = .45; $p < .01$] anwenden sowie höhere Werte bezüglich der *sachlichen Informationssuche*, [Differenz = .30; $p < .01$], bezüglich der *Wirksamkeit der eigenen Stressbewältigung*, [Differenz = .37; $p < .05$] sowie der *Zufriedenheit mit der eigenen Stressbewältigung* [Differenz = .51; $p < .01$] haben. Feminine Frauen dagegen wenden häufiger als androgynen Frauen *Fremdvorwürfe* an [Differenz = -.54; $p < .01$] (s. Tabelle 36).

Der Vergleich zwischen Frauen mit einem *femininen* versus *undifferenzierten* Geschlechtsrollenkonzept ergibt, dass feminine Frauen höhe-

re Werte bei der *emotionalen Informationssuche* [Differenz = -.43; $p < .05$] angeben.

Ein letzter Vergleich zwischen *androgynen Frauen* und *Frauen mit einem undifferenzierten Geschlechstrollenkonzept* ergibt, dass androgyne Frauen höhere Werte angeben bezüglich *Humor* [Differenz = -.46; $p < .01$], *sachlicher Informationssuche*, [Differenz = -.49; $p < .01$], *aktiver Einflussnahme*, [Differenz = -.43; $p < .01$], *Wirksamkeit der eigenen Stressbewältigung*, [Differenz = -.51; $p < .01$] sowie bezüglich der *Zufriedenheit mit der eigenen Stressbewältigung* [Differenz = -.44; $p < .01$].

Zusammenhänge zwischen Geschlechtsrollenorientierung (soziales Geschlecht) und dem individuellen Coping bei den Männern

Für das *individuelle Coping der Männer* ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über alle Subskalen keinen signifikanten *multivariaten Gruppen-Effekt*. Die *Partnerschaftsqualität des Mannes* hat einen signifikanten *multivariaten Effekt* auf den *Gesamtwert aller Subskalen des individuellen Copings*, [F (17, 180) = 2.87, $p < .001$] (s. Tabelle 37).

Eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die beiden zusammengefassten Subskalen *funktionales und dysfunktionales individuelles Coping* ergibt einen *multivariaten Gruppen-Effekt*, [F (6, 416) = 3.10, $p < .01$]. Die *Partnerschaftsqualität des Mannes* hat einen signifikanten *multivariaten Effekt* auf den *Gesamtwert des dysfunktionalen individuellen Copings*, [F (1, 213) = 13.17, $p < .001$].

Die *univariaten Koarianzanalysen* (ANCOVAs) ergeben, dass sich die Gruppen signifikant unterscheiden bezüglich des *Gesamtwerts des individuellen Copings*, [F (3, 208) = 4.46, $p < .01$] und bezüglich des *dysfunktionalen individuellen Copings* [F (3, 208) = 3.77, $p < .05$]. Tendenzielle Gruppenunterschiede bestehen ebenso beim *funktionalen individuellen Coping*, [F (3, 208) = 14.87, $p < .10$].

Tabelle 37.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und individuelles Coping

	Maskulinität/ Instrumenta- lität (N = 78)		Feminität/ Expressivität (N = 32)		Androgynität (N = 68)		undifferenziert (N 62)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Funktionales individuelles Coping	2.89	0.47	2.98	0.52	3.03	0.55	2.75	0.38
Positive Palliation	2.34	0.89	2.83	0.74	2.50	0.93	2.31	0.75
Soziale Unterstützungssuche	2.44	0.79	2.66	0.81	2.54	0.86	2.42	0.77
Humor	2.49	0.93	2.66	0.90	2.90	0.92	2.60	0.66
Emotionale Informationssuche	2.81	1.00	3.17	1.00	2.90	1.14	2.70	1.02
Sachliche Informationssuche	4.04	0.81	3.79	0.69	4.08	0.81	3.59	0.77
Positive Umbewertung	2.99	0.96	3.00	0.96	3.07	1.00	2.70	0.84
Positive Selbstverbalisation	3.36	0.80	3.29	0.82	3.44	0.66	3.20	0.55
Aktive Einflussnahme	3.83	0.78	3.41	0.87	3.82	0.75	3.39	0.90
Dysfunktionales individuelles Coping	2.31	0.48	2.59	0.40	2.39	0.40	2.47	0.52
Informationsunterdrückung	2.88	1.14	2.79	1.05	3.15	1.04	2.59	0.94
Sozialer Vergleich	2.21	0.97	2.83	1.10	2.37	0.97	2.59	1.00
Rumination	3.16	1.09	3.45	1.06	3.17	0.92	3.13	1.01
Selbstvorwürfe	2.36	0.85	2.79	0.86	2.56	0.84	2.58	0.95
Vorwürfe an PartnerIn	2.07	0.79	2.14	0.74	1.79	0.69	2.02	0.79
Fremdvorwürfe (im Stillen)	2.14	0.80	2.55	0.63	2.12	0.72	2.43	0.75
Negativer emotionaler Ausdruck	2.11	0.86	2.28	0.84	2.25	0.78	2.33	0.82
Evasion	2.59	0.99	3.00	0.96	2.51	0.86	2.67	0.85
Negative Palliation	2.09	0.89	2.16	0.89	2.30	0.73	2.21	0.81
Einschätzung der Wirksamkeit des individuellen Copings	3.76	0.77	3.38	0.68	3.76	0.84	3.31	0.61
Einschätzung der Zufriedenheit mit dem individuellen Coping	3.73	0.85	3.07	0.88	3.65	0.90	3.26	0.76
Individuelles Coping insgesamt	3.31	0.32	3.19	0.31	3.35	0.26	3.16	0.26

Anmerkung: Multivariater Effekt: $F(17, 180) = 2.87, p < .001$.

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens

Die *univariaten Koarianzanalysen* (ANCOVAs) auf Subskalenniveau zeigen einen tendenziellen *Gruppen-Effekt* bei der *positiven Palliation* [$F(3, 196) = 2.39, p < .10$] und signifikante *Gruppen-Effekte* bei der *aktiven Einflussnahme*, [$F(3, 196) = 4.42, p < .001$], der *Informations-*

unterdrückung, [F (3, 196) = 2.24, $p < .1$], dem *sozialen Vergleich* [F (3, 196) = 2.68, $p < .005$], *Selbstvorwürfen*, [F (3, 196) = 2.16, $p < .05$] und *Fremdvorwürfen*, [F (3, 196) = 3.20, $p < .05$].

Die anschliessenden *Kontrastberechnungen* ergeben, dass *maskuline Männer* höhere Werte als *feminine Männer* bei der *aktiven Einflussnahme* [Differenz = .46; $p < .05$] haben, dagegen tiefere Werte bei der *positiven Palliation* [Differenz = -.45; $p < .05$], dem *sozialen Vergleich* [Differenz = -.59; $p < .01$], *Selbstvorwürfen* [Differenz = -.48; $p < .05$], *Fremdvorwürfen* [Differenz = -.47; $p < .01$] und *Evasion* [Differenz = -.44; $p < .01$].

Die Kontrasteffekte zwischen *Männern* mit *maskuliner* versus *androgynen Geschlechtsrollenorientierung* ergaben keine signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Gruppen (s. Tabelle 38).

Tabelle 38.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des individuellen Copings

	Maskulinität/ Instrumentalität	Feminität/ Expressivität	Androgynität	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept
	1	2	3	4
Positive Palliation		2 > 1 2 > 4		
Sachliche Informationssuche	1 > 4		3 > 4	
Aktive Einflussnahme	1 > 2 1 > 4		3 > 2 3 > 4	
Informationsunter- drückung			3 > 4	
Sozialer Vergleich		2 > 1		
Selbstvorwürfe		2 > 1		
Fremdvorwürfe (im Stillen)		2 > 1 2 > 3		
Evasion		2 > 1 2 > 3 2 > 4		

Die Kontrasteffekte zwischen *Männern* mit *maskuliner* versus *undifferenzierter Geschlechtsrollenorientierung* ergaben, dass maskuline Männer höhere Werte bei der *sachlichen Informationssuche* [Differenz = $-.39$; $p < .01$] und der *aktiven Einflussnahme* [Differenz = $-.43$; $p < .01$] angeben als Männer mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept.

Die Kontrasteffekte zwischen *Männern* mit *androgynen* versus *femininen Geschlechtsrollenorientierung* ergaben, dass androgyne Männer höhere Werte haben bezüglich der *aktiven Einflussnahme* [Differenz = $-.41$; $p < .01$], aber tiefere Werte bezüglich *Fremdvorwürfe* [Differenz = $-.39$; $p < .05$] und *Evasion* [Differenz = $-.45$; $p < .05$].

Der Vergleich schliesslich zwischen *Männern* mit einem *femininen* versus *undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept* ergibt, dass feminine Männer höhere Werte bei der *positiven Palliation* [Differenz = $-.52$; $p < .05$] und *Evasion* [Differenz = $-.45$; $p < .05$] angeben.

Ein letzter Vergleich zwischen *androgynen Männern* und *Männern mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept* ergibt, dass androgyne Männer höhere Werte angeben bezüglich der *sachlichen Informationssuche* [Differenz = $-.40$; $p < .05$], der *aktiven Einflussnahme* [Differenz = $-.38$; $p < .05$] und *Informationsunterdrückung* [Differenz = $-.54$; $p < .05$].

10.3 Ergebnisse zu sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und individuellem Coping

10.3.1 Ergebnisse zur Arbeitsteilung im Paar und individuellem Coping

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass die Arbeitsteilung in der Weise mit dem individuellen Coping zusammenhängt, dass spezifisch diejenigen Frauen, die keine klare Identität entweder als Hausfrau oder Berufsfrau aufweisen, am häufigsten dysfunktionales individuelles Coping

anwenden und am wenigsten mit ihrer Stressbewältigung zufrieden sind.

Ich nehme an, dass sich Frauen mit einer geringen Erwerbstätigkeit häufiger in einem Konflikt befinden, weder den traditionellen Anforderungen an eine Frau in der Partnerschaft und Familie (der typischen Hausfrauen- und Mutterrolle) noch den Anforderungen im Beruf (als Berufsfrau) zu genügen. Aus diesem Grund erwarte ich, dass diese Frauen im Vergleich zu Frauen, die Hausfrauen sind und zu Frauen, die über 40% erwerbstätig sind, häufiger dysfunktionales individuelles Coping anwenden, da sie die grösste Unzufriedenheit mit der eigenen allgemeinen Lebenssituation erleben. Ich wähle bewusst als exploratives Unterscheidungskriterium 40% Erwerbstätigkeit bei den Frauen als Cut-off-Wert zwischen den Gruppen, um mit der bestehenden Stichprobe drei vergleichbare Gruppen bilden zu können.

Zur Ueberprüfung der Annahme wurden drei Gruppen von Frauen gebildet, die unterschiedlich erwerbstätig sind, und bezüglich des individuellen Copings verglichen. Partnerschaftsqualität und Kinder werden als Kovariaten kontrolliert. In einem ersten Schritt wurden die Erwerbstätigkeit der Partner in den drei Gruppen und die Aufteilung der Hausarbeit in den drei Gruppen verglichen. Die Partner unterscheiden sich in den drei Gruppen nicht signifikant in ihrer *Erwerbstätigkeit*, [$F(2, 224) = .76; ns.$]. Die Männer der Gruppe, bei der die Frau mehr als 40% erwerbstätig ist, helfen signifikant mehr mit in der *Hausarbeit* als in den andern beiden Gruppen [$F(2, 224) = 16.02; p < .001$].

Wenn die *Partnerschaftsqualität beider Partner* und ebenso der *Einfluss von Kindern* auf das individuelle Coping kontrolliert wird, zeigt sich in der *multivariaten Kovarianzanalyse (MANCOVA)* kein *multivariater Gruppe-Effekt* auf das *funktionale individuelle Coping*, aber auf das *dysfunktionale individuelle Coping*, [$F(18, 444) = 1.87; p < .05$].

Innerhalb den *univariaten Kovarianzanalysen (ANCOVAs)* zeigen sich mehrere *signifikante univariate Gruppe-Effekte*: so beim *Gesamtwert des individuellen Copings*, [F (2, 230) = 4.70; $p < .01$], dem *Gesamtwert des dysfunktionalen individuellen Copings*, [F (2, 230) = 4.22; $p < .05$]. Auf Subskalenniveau zeigen sich *univariate Gruppe-Effekte* beim *Humor*, [F (2, 227) = 4.41; $p < .05$], der *Informationsunterdrückung*, [F (2, 227) = 5.06; $p < .01$], dem *sozialen Vergleich*, [F (2, 227) = 3.51; $p < .05$], *Vorwürfen an den Partner*, [F (2, 227) = 4.30; $p < .05$] und tendenziell bezüglich *Rumination*, [F (2, 227) = 2.98; $p < .05$].

Tabelle 39.
**Individuelles Coping bei Frauen in Abhängigkeit ihrer
 Erwerbstätigkeit und Mithilfe des Partners im Haushalt**

	Hausfrauen		Frauen bis 40% erwerbstätig		Frauen über 40% erwerbstätig		$F^{1)}$	$F^{2)}$
	$(N = 46)$		$(N = 85)$		$(N = 104)$			
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>		
Funktionales individuelles Coping (univariater Effekt)	3.03	0.58	2.90	0.47	3.03	0.51	2.59+	1.90
Positive Palliation	2.93	0.95	2.76	0.89	2.81	0.88	1.13	0.50
Soziale Unterstützungssuche	2.89	0.80	2.84	0.80	2.84	0.85	0.34	0.40
Humor	2.43	0.98	2.21	0.71	2.53	0.81	4.19*	4.18*
Emotionale Informationssuche	3.37	1.18	3.33	1.02	3.44	0.98	0.44	0.28
Sachliche Informationssuche	4.04	0.82	3.80	0.84	4.02	0.80	2.55+	1.76
Positive Umbewertung	2.89	1.06	2.82	0.98	2.87	1.00	0.37	0.05
Positive Selbstverbalisation	3.38	0.85	3.24	0.73	3.45	0.68	2.50+	1.56
Aktive Einflussnahme	3.63	0.85	3.42	0.81	3.62	0.93	1.66	0.99

	Hausfrauen		Frauen bis 40% erwerbstätig		Frauen über 40% erwerbstätig		$F^{1)}$	$F^{2)}$
	M	SD	M	SD	M	SD		
Dysfunktionales individ. Coping (uniivariater Effekt)	2.70	0.52	2.87	0.48	2.65	0.50	4.93**	4.22*
Informationsunterdrückung	2.35	0.90	2.08	0.94	2.59	1.16	5.94**	5.03**
Sozialer Vergleich	2.87	1.05	2.88	0.91	2.51	1.00	3.35*	4.60**
Rumination	3.74	0.98	4.04	0.94	3.75	1.02	3.09*	3.03*
Selbstvorwürfe	2.96	0.92	3.16	0.90	2.90	0.81	2.52+	2.50+
Vorwürfe an PartnerIn	2.33	0.87	2.80	0.88	2.38	0.94	7.63***	4.24*
Fremdvorwürfe (im Stillen)	2.61	1.00	2.80	0.79	2.56	0.83	2.28	0.85
Negativer emotionaler Ausdruck	2.83	0.88	2.80	0.94	2.64	0.86	0.91	0.31
Evasion	2.58	0.97	2.61	0.89	2.48	0.96	0.53	0.57
Negative Palliation	2.17	0.83	2.38	0.91	2.30	0.83	1.02	1.50
Einschätzung der Wirksamkeit des individuellen Copings	3.33	0.82	3.04	0.84	3.33	0.85	3.45*	1.21
Einschätzung der Zufriedenheit mit dem individuellen Coping	3.04	0.79	2.76	0.84	3.13	1.05	3.66*	1.69
Individuelles Coping insgesamt (univariater Effekt)	3.15	0.42	2.99	0.36	3.18	0.39	6.20**	4.70*

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

$F^{1)}$ F -Werte ohne Kontrolle der Partnerschaftsqualität und Kinder

$F^{2)}$ F -Werte bei Kontrolle der Partnerschaftsqualität und Kinder (Kovariaten)

Die *Partnerschaftsqualität der Frau* hat einen Effekt in der *multivariaten Kovarianzanalyse (MANCOVAs)* auf das *dysfunktionale individuelle Coping*, [$F(9, 219) = 4.11$; $p < .001$], und bei den *univariaten Kovarianzanalysen (ANCOVAs)* auf den *Gesamtwert des individuellen Copings*, [$F(1, 230) = 4.27$; $p < .05$], den *Gesamtwert des dysfunktionalen individuellen Copings*, [$F(1, 227) = 9.02$; $p < .05$], und auf Subskalenniveau auf *Selbstvorwürfe*, [$F(1, 227) = 4.99$; $p < 0.05$], *Partnervorwürfe*, [$F(1, 227) = 28.51$; $p < .001$], *Fremdvorwürfe*, [$F(1, 227) = 4.33$; $p < .05$] und tendenziell auf die *sachliche Informationssuche*, [$F(1, 227) = 3.56$; $p < .1$]. Der Umstand, ob Frauen Kinder haben oder nicht (Kovariate), hat nur in den *univariaten Kovarianzanalysen (ANCOVAs)* einen Effekt auf

die Suche nach *sozialer Unterstützung*, [$F(1, 227) = 3.85; p < .05$] und die *negative Palliation*, [$F(1, 227) = 5.02; p < .05$].

Die anschliessenden Kontrasteffekte zeigen auf, dass Hausfrauen im Vergleich zu Frauen, die bis 40% erwerbstätig sind, *Informationen* tendenziell mehr *unterdrücken* [Differenz = $-.35; p < .10$], tendenziell weniger *ruminieren*, [Differenz = $.35; p < .10$] und *dem Partner* weniger *Vorwürfe* machen, [Differenz = $.36; p < .10$].

Keine Unterschiede im individuellen Coping bestehen zwischen Hausfrauen und Frauen, die über 40% erwerbstätig sind. Frauen mit einer Erwerbstätigkeit unter 40%, die die Hausarbeit fast vollständig alleine übernehmen, haben im Vergleich zu Frauen, die über 40% erwerbstätig sind und deren Partner sich mehr an der Hausarbeit beteiligt, weniger *Humor* in Stresssituationen, [Differenz = $.38; p < .01$], sie *unterdrücken Informationen* weniger, [Differenz = $.53; p < .01$], *vergleichen sich stärker mit anderen*, [Differenz = $-.44; p < .01$], *ruminieren* mehr, [Differenz = $-.35; p < .05$], machen sich mehr *Selbstvorwürfe*, [Differenz = $-.31; p < .05$], und machen *dem Partner mehr Vorwürfe*, [Differenz = $-.33; p < .05$].

10.3.2 Ergebnisse zur Rollenzufriedenheit im Paar und individuellem Coping

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass die Zufriedenheit mit der Rollenteilung mit dem dysfunktionalen Coping zusammenhängt. Da Frauen häufiger mit der Rollenteilung unzufrieden sind als ihr Partner, könnte die Rollenzufriedenheit mit dem erhöhten dysfunktionalen individuellen Coping der Frauen zusammenhängen.

Die Ergebnisse zeigen einen schwachen Zusammenhang zwischen der *Zufriedenheit mit der Rollenteilung* und dem eigenen *individuellen Coping*. Es zeigt sich in der univariaten Kovarianzanalyse (ANCOVA) ein *univariater Gruppe-Effekt* der Zufriedenheit mit der Rollenteilung auf

den *Gesamtwert des individuellen Copings* [$F(1, 234) = 3.91; p < .05$] sowie ein *univariater Gruppe-Effekt* der Zufriedenheit mit der Rollenteilung auf den *Gesamtwert des dysfunktionalen individuellen Copings*, [$F(1, 234) = 4.11; p < .05$]. Auf Subskalenniveau zeigen Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, tendenziell höhere Werte bei der *positiven Selbstverbalisation*, [$F(1, 231) = 3.24; p < .10$] und der *Evasion*, [$F(1, 231) = 3.30; p < .1$] sowie tendenziell tiefere Werte beim *Partnervorwurf*, [$F(1, 231) = 3.24; p < .10$].

Die *Partnerschaftsqualität der Frau* hat in der *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) einen signifikanten Einfluss auf ihr *dysfunktionales individuelles Coping*, [$F(1, 234) = 6.17; p < .05$]. Auf Subskalenniveau hat die *Partnerschaftsqualität der Frau* in den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) einen signifikanten Einfluss auf die *sachliche Informationssuche*, [$F(1, 231) = 4.46; p < .05$], die *Vorwürfe gegenüber dem Partner*, [$F(1, 231) = 25.85; p < .001$], *Fremdvorwürfe*, [$F(1, 231) = 4.75; p < .05$], sowie tendenziell auf die *Selbstvorwürfe*, [$F(1, 231) = 2.76; p < .10$].

10.4 Diskussion der Ergebnisse zu individuellem Coping

Der Vergleich zwischen den *unterschiedlichen Operationalisierungen des Geschlechts* zeigt, dass je nach Erfassung des Geschlechts das *individuelle Coping* für Frauen und Männer unterschiedlich ausfällt.

10.4.1 Diskussion der Zusammenhänge zwischen biologischem Geschlecht und individuellem Coping

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen dem *biologischen Geschlecht* und dem *individuellen Coping* bestätigen die bestehenden Forschungsergebnisse. Die Frauen in der vorliegenden Stichprobe suchen in Stresssituationen häufiger soziale Unterstützung als Männer, ein Ergebnis, das bereits Defares, Brandes, Nass und van der Ploeg (1985), Doyle (1985), Vingerhoets und van Heck (1990), Renzetti und Curran (1989), Shek (1992), Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro und Becker (1985) und Widmer und Bodenmann (2000) berichtet haben.

Frauen ruminieren im Vergleich zu Männern häufiger, machen sich, dem Partner und anderen mehr Vorwürfe und führen häufiger negative Selbstgespräche. Damit bestätigen sich die Ergebnisse von Bodenmann (1996a), Brems und Johnson (1989), Nolen-Hoeksema (1987), Stone und Neal (1984), Vingerhoets und van Heck (1990), Vitaliano, Russo, Carr, Maiuro und Becker (1985), Watkins, Weaver und Odegaard (1986) sowie Widmer und Bodenmann (2000).

Männer wenden häufiger als Frauen Evasion an. Damit werden die Ergebnisse von Krohne, Schumacher und Egloff (1992), McCall und Struthers (1994), Miller und Kirsch (1987), Nolen-Hoeksema (1987), Stone und Neale (1984), Watkins, Weaver und Odegaard (1986), Weidner und Collins (1993) sowie Widmer und Bodenmann (2000) bestätigt.

Auch sind Männer im Vergleich zu Frauen zufriedener mit der eigenen Stressbewältigung und sie schätzen ihre Stressbewältigung als wirksamer ein, womit das Resultat von Widmer und Bodenmann (2000) repliziert werden konnte.

Es stellt sich für mich die Frage, worauf die positivere Beurteilung der eigenen individuellen Stressbewältigung zurückgeführt werden kann. So ist denkbar, dass vor allem tiefere Werte im dysfunktionalen Coping der Männer die eigene Beurteilung positiv beeinflussen. Es ist auch denkbar,

dass sich Männer aufgrund der häufig selbstwertförderlicheren Sozialisation und aufgrund des erfolgreichen männlichen Stereotyps, welcher impliziert, „dass Männer Stress souverän zu meistern haben“, positiver beurteilen.

10.4.2 Diskussion der Zusammenhänge zwischen Geschlechtsrollenorientierung (soziales Geschlecht) und individuellem Coping

Die Zusammenhänge zwischen der *Geschlechtsrollenorientierung (soziales Geschlecht)* und dem *individuellen Coping* fallen bei Frauen und Männern unterschiedlich aus. Während zwar hohe Maskulinität bei den Männern mit aktiver Einflussnahme korreliert, bewältigen maskuline Frauen Stress nicht häufiger mit aktiver Einflussnahme als feminine Frauen. Maskuline Männer dagegen bewältigen Stress aktiver als feminine Männer. Damit widerlegen sich die Ergebnisse von Brooks, Morgan und Scherrer (1990), dass traditionelle Frauen am seltensten konfrontatives Coping anwenden. Das Ergebnis von Nezu und Nezu (1987), dass sich maskuline Personen in Stresssituationen aktiver verhalten, trifft für maskuline Frauen nur im Vergleich mit Frauen mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept, nicht aber im Vergleich mit femininen Frauen zu. Das Ergebnis von Nezu und Nezu (1987) trifft aber für maskuline/androgynen Männer im Vergleich zu femininen Männern und Männern mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept zu.

Das Geschlechtsrollenkonzept hat weiter weder bei den Frauen noch bei den Männern einen Zusammenhang zur sozialen Unterstützungssuche. Damit widerlegt sich das Ergebnis von Brooks, Morgan und Scherrer (1990), dass traditionelle Frauen häufiger als nicht-traditionelle Frauen soziale Unterstützung suchen. Bestätigt wird dagegen das Ergebnis von Hobfoll, Dunahoo, Ben-Porath und Monnier (1994), dass keine Unterschiede bezüglich der sozialen Unterstützungssuche zwischen traditionellen und nicht-traditionellen Frauen bestehen.

Weder bei den Frauen noch bei den Männern hängt Feminität mit häufiger Rumination zusammen. Damit widerlegt sich das Resultat von Conway, Giannopoulos und Stiefenhofer (1990), dass hohe Feminität unabhängig vom biologischen Geschlecht mit höherer Rumination zusammenhängt. Das soziale Geschlecht bringt somit in der vorliegenden Stichprobe keinen Erklärungsbeitrag zur höheren Rumination der Frauen. Vielmehr bleibt das Resultat von Nolen-Hoeksema (1987) bestehen, dass das biologische Geschlecht bestimmt, dass Frauen stärker als Männer in Stresssituationen Rumination anwenden. Auch schätzen nur feminine Frauen, nicht aber feminine Männer, die Wirksamkeit ihres individuellen Copings tiefer ein als Frauen und Männer mit den anderen Geschlechtsrollenorientierungen.

Maskuline und androgyne Männer wenden insgesamt am häufigsten, feminine und im Geschlechtsrollenkonzept undifferenzierte Männer am seltensten Copingstrategien an, die nach Bodenmann (2000a) zum funktionalen individuellen Coping gerechnet werden. Dagegen wenden feminine Männer häufiger als Männer mit anderen Geschlechtsrollenkonzepten Copingstrategien an, die dem dysfunktionalen individuellen Coping zuzurechnen sind (Bodenmann, 2000a).

10.4.3 Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht selbsteingeschätzter Verhaltensebene und individuellem Coping

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *einer mehr oder weniger partnerschaftlichen Aufteilung der Haushalts- und Erwerbsarbeit* und *individuellem Coping* zeigen auf, dass Frauen, die sich in einer "weder noch"-Situation befinden, Stress weniger mit Humor bewältigen als Hausfrauen oder Berufsfrauen und sie auch im Vergleich zu diesen beiden Frauengruppen die üblicherweise im Geschlechtsvergleich gefundenen, häufigeren dysfunktionalen individuellen Copingstrategien anwenden. Die Ergebnisse in den drei Frauengruppen deuten auf die Bedeutung der Arbeitsteilung im Paar, der Erwerbstätigkeit, aber auch

der Partnerschaftsqualität für das individuelle Coping der Frauen hin. Es scheint so zu sein, dass Frauen, die sich entweder mit der Hausfrauenrolle oder eindeutig für eine Kombination von Hausfrau und Berufsfrau identifizieren, weniger häufig dysfunktionale individuelle Copingstrategien anwenden. Frauen, die nur wenig erwerbstätig sind und daneben den ganzen Haushalt verrichten, scheinen die höchste Unzufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation zu erleben, was sich in dem höheren dysfunktionalen individuellen Coping manifestiert. Insofern könnte man schlussfolgern, dass entweder eine von der Frau gewünschte Entscheidung für die traditionelle Hausfrauenrolle oder aber die Berufstätigkeit sowohl für Frauen wie Männer einen Schutzfaktor gegen dysfunktionales individuelles Coping darstellt.

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *der Zufriedenheit mit der Rollenteilung* und *individuellem Coping* zeigen auf, dass Frauen, die mit der Rollenteilung in ihrer Partnerschaft unzufrieden sind, nicht häufiger ruminieren und nicht häufiger negative Selbstgespräche führen als Frauen, die mit der Rollenteilung in ihrer Partnerschaft zufrieden sind. Hingegen zeigt sich ein Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Rollenteilung und dem Gesamtwert des individuellen Copings. Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, haben einen tieferen Gesamtwert beim individuellen Coping, machen dem Partner tendenziell mehr Vorwürfe, zeigen häufiger Vermeidung in Stresssituationen und haben tendenziell tiefere Werte in der positiven Selbstverbalisation.

11 Ergebnisse zu Geschlechtsvariablen und dyadischem Coping

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass das *biologische Geschlecht* dergestalt mit dem dyadischen Coping zusammenhängt, dass Frauen in den Selbstberichtsdaten ausführlicher als ihr Partner über ihren Stress berichten, weniger Unterstützung vom Partner erhalten, unzufriedener sind mit der Unterstützung des Partners und sie als weniger wirksam einschätzen als Männer. In den Verhaltensbeobachtungsdaten erwarte ich ebenfalls, dass Frauen in mehreren Formen der Stressäußerung höhere Werte haben als ihr Partner, ihrem Partner mehr Interesse zeigen und ihm mehr emotionale Unterstützung zukommen lassen, während die Männer ihrer Partnerin mehr sachliche Unterstützung geben.

11.1 Ergebnisse zu biologischem Geschlecht und dyadischem Coping

11.1.1 Selbstberichtsdaten

In Bezug auf die Stressäußerung zeigt sich, dass Frauen ihrem Partner signifikant ausführlicher über ihren Alltagsstress erzählen, als Männer es gegenüber ihrer Partnerin tun (s. Tabelle 40).

Tabelle 40.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der Stresskommunikation

	Frauen (N = 240)		Männer (N = 240)		F
	M	SD	M	SD	
Emotionale Stresskommunikation	3.99	0.93	3.23	0.81	110.09***
Sachliche Stresskommunikation	4.07	1.12	3.42	1.17	46.14***
Anfrage um delegiertes dyadisches Coping	3.51	1.07	2.82	0.95	62.48***
Stresssignalisation insgesamt (univariater Effekt)	4.12	0.77	3.43	0.72	127.33***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: $F(3, 237) = 40.29$; $p < .001$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Am stärksten ist der Unterschied bezüglich der *emotionalen Stresskommunikation*, [F (1, 239) = 110.09, $p < .001$], aber ebenso beachtlich ist er bei der *sachlichen Stresskommunikation*, [F (1, 239) = 46.14, $p < .001$] und bei der *Anfrage um delegiertes dyadisches Coping*, [F (1, 239) = 62.48, $p < .001$]. Frauen sprechen sowohl emotional wie auch sachlich häufiger über ihren Stress, und sie fragen ihren Partner um mehr Delegation an als Männer ihre Partnerin (s. Tabelle 40).

Unterstützung geben und erhalten

In der Einschätzung, was man dem Partner/der Partnerin selber an Unterstützung in Stresssituationen gibt, unterscheiden sich die Paare, ausser beim eigenen ambivalenten dyadischen Coping, nicht.

Tabelle 41.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der gegebenen Unterstützung

	Frauen (N = 240)		Männer (N = 240)		F
	M	SD	M	SD	
Eigenes emotionales supportives dyadisches Coping	3.71	0.68	3.67	0.68	0.80
Eigenes positives sachliches supportives dyadisches Coping	3.98	1.09	3.97	0.98	0.11
Eigenes negatives supportives dyadisches Coping	1.70	0.51	1.76	0.58	0.71
Eigenes ambivalentes supportives dyadisches Coping	2.12	0.75	2.33	0.75	10.81***
Eigenes delegiertes supportives dyadisches Coping	3.49	0.92	3.60	0.79	2.57
Eigener Rückzug	2.44	0.78	2.33	0.83	2.89+
Eigenes supportives dyadisches Coping (pos. - neg. Kategorien) gesamt (univariater Effekt)	4.32	0.50	4.30	0.46	.28

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: F (6, 228) = 3.70; $p < .01$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Männer geben dagegen von sich an, die Partnerin häufiger *ambivalent zu unterstützen* (*eigenes ambivalentes supportives dyadisches Coping*) [F (1, 233) = 10.81, $p < .001$] und *sich tendenziell häufiger zurückzuziehen*, [F (1, 239) = 2.89, $p < .10$] (s. Tabelle 41).

Frauen und Männer unterscheiden sich nicht im supportiven emotionalen dyadischen Coping (s. Tabelle 42). Aber Männer geben an, häufiger *positives sachliches supportives dyadisches Coping von der Partnerin zu erhalten*, [F (1, 239) = 7.65, $p < .01$]. Ferner unterscheiden sie sich darin, dass Frauen angeben, von ihrem Partner häufiger *negatives sachliches supportives dyadisches Coping* [F (1, 239) = 14.10, $p < .001$] oder *ambivalentes supportives dyadisches Coping zu erhalten* [F (1, 239) = 70.48, $p < .001$] (s. Tabelle 42).

Tabelle 42.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der erhaltenen Unterstützung

	Frauen (N = 240)		Männer (N = 240)		F
	M	SD	M	SD	
Emotionales supportives dyadisches Coping des Partners	3.46	0.88	3.53	0.79	2.03
Positives sachliches supportives dyadisches Coping des Partners	3.20	1.41	3.48	0.96	7.65**
Negatives supportives dyadisches Coping des Partners	1.89	0.77	1.69	0.57	14.10***
Ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners	2.70	1.12	1.99	0.89	70.48***
Delegiertes dyadisches Coping des Partners	3.37	1.07	3.27	0.94	1.44
Supportives dyadisches Coping des Partners (pos. - neg. Kategorien)	3.89	0.76	4.12	0.61	22.96***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: F (5, 235) = 17.62; $p < .001$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Tabelle 43.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der Zufriedenheit mit der
Partner-Unterstützung und deren Wirksamkeit

	Frauen (N = 240)		Männer (N = 240)		F
	M	SD	M	SD	
Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners/der Partnerin	3.69	1.17	4.19	1.05	40.84***
Wirksamkeit der Unterstützung des Partners/der Partnerin	3.92	1.20	4.19	1.04	10.18**

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Frauen sind aber deutlich *weniger zufrieden mit der Unterstützung des Partners*, [F (1, 237) = 40.84, $p < .001$] und schätzen auch die Unterstützung des Partners als *weniger wirksam* ein, [F (1, 239) = 10.18, $p < .001$] als Männer die Unterstützung von Seiten ihrer Partnerin beurteilen (s. Tabelle 43).

11.1.2 Verhaltensbeobachtungsdaten

Stressäußerung in den Verhaltensbeobachtungsdaten

Es besteht innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) zur *relativen Dauer der Stressäußerung* ein *multivariater Geschlechts-Effekt*, [F (6, 55) = 9.78, $p < .001$]. Innerhalb der *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) haben Frauen signifikant höhere Werte der *relativen Dauer* bei der *latenten Stressäußerung*, [F (1, 60) = 31.33, $p < .001$], Männer dagegen haben höhere Werte der *relativen Dauer* bei der *sachlich neutralen Stressbeschreibung*, [F (1, 60) = 43.95, $p < .001$] (s. Tabelle 44).

Tabelle 44.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Dauer der Stressäusserungsformen

	Frauen (N = 61)		Männer (N = 61)		F
	M	SD	M	SD	
Problembezogene Stressäusserung	0.28	0.77	0.17	0.65	1.05
Sachliche neutrale Stress- beschreibung	12.23	11.20	29.50	19.52	43.95***
Latente verbale emotionsbezogene Stressäusserung	27.67	15.63	15.58	15.64	31.33***
Implizite verbale emotionsbezogene Stressäusserung	3.77	3.94	3.83	3.40	0.74
Explizite verbale emotionsbezogene Stressäusserung	0.50	1.30	0.70	1.31	2.34
Nonverbale emotionsbezogene Stressäusserung	10.15	10.53	9.69	9.01	0.00

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: $F(6, 55) = 9.78$; $p < .001$

Tabelle 45.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Frequenz der Stressäusserungsformen

	Frauen (N = 61)		Männer (N = 61)		F
	M	SD	M	SD	
Problembezogene Stressäusserung	0.05	0.12	0.02	0.06	2.26
Sachliche neutrale Stress- beschreibung	0.66	0.56	1.31	1.08	19.92***
Latente verbale emotionsbezogene Stressäusserung	1.66	0.89	0.85	0.83	36.21***
Implizite verbale emotionsbezogene Stressäusserung	0.58	0.37	0.52	0.33	0.46
Explizite verbale emotionsbezogene Stressäusserung	0.07	0.14	0.09	0.14	1.09
Nonverbale emotionsbezogene Stressäusserung	5.17	3.77	4.05	2.45	8.05**

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: $F(6, 55) = 10.09$; $p < .001$

In Bezug auf die *relative Frequenz der Stressäusserung* zeigt sich innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse (MANOVA)* ein *multivariater Ge-*

schlechts-Effekt, [F (6, 55) = 10.09, $p < .001$]. Auf Subskalenniveau zeigt sich innerhalb der *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs), dass Männer höhere Werte in der Häufigkeit der *sachlich neutralen Stressbeschreibung*, [F (1, 60) = 19.92, $p < .001$] aufweisen. Frauen dagegen haben höhere Werte in der Häufigkeit der *latenten verbalen emotionsbezogenen Stressäusserung*, [F (1, 60) = 36.21, $p < .001$] und der *nonverbalen emotionsbezogenen Stressäusserung*, [F (1, 60) = 8.05, $p < .01$] (s. Tabelle 45).

Dyadisches Coping in der Verhaltensbeobachtung

Innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) zur *relativen Dauer des dyadischen Copings* besteht kein *multivariater Geschlechts-Effekt*, [F (10, 51) = 1.59; ns.] (s. Tabelle 46).

Tabelle 46.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Dauer des dyadischen Copings

	Frauen (<i>N</i> = 61)		Männer (<i>N</i> = 61)		<i>F</i>
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	
Sachbezogenes supportives dyadisches Coping	4.77	7.27	7.06	8.58	4.68*
Gemeinsames sachbezogenes dyadisches Coping	0.68	3.52	0.55	2.53	0.05
Zuhören / Interesse	58.01	18.07	49.49	21.52	6.39**
Verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	2.75	3.39	3.56	4.66	0.71
Nonverbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	1.01	2.03	0.78	1.85	0.53
Verbal hostiles dyadisches Coping	0.68	2.35	0.63	1.84	0.01
Gemeinsames emotionsbezogenes dyadisches Coping	-	-	-	-	-
Nonverbal hostiles dyadisches Coping	0.10	0.44	0.47	2.23	1.67
Ambivalentes dyadisches Coping	0.39	1.92	0.24	1.10	0.56
Floskelhaftes dyadisches Coping	0.08	0.54	0.30	0.82	5.02*
Nachfragen	2.45	3.50	1.55	1.71	3.19+

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt: F (10, 51) = 1.59: ns.

Auf Subskalenniveau geben Männer in den *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) ihrer Partnerin länger *sachbezogenes supportives dyadisches Coping*, [F (1, 60) = 4.68, $p < .05$] und sie *unterstützen ihre Partnerin länger floskelhaft* (floskelhaftes dyadisches Coping), [F (1, 60) = 5.02, $p < .05$]. Die Frauen ihrerseits zeigen in längerer Dauer als ihr Partner *Interesse* an den Äusserungen des Partners, *hören längere Zeit aufmerksam zu*, [F (1, 60) = 6.39, $p < .05$] und *fragen* im Vergleich zu ihrem Partner tendenziell längere Zeit *nach*, [F (1, 60) = 3.19, $p < .10$] (s. Tabelle 46). In Bezug auf die *relative Frequenz* des dyadischen Copings zeigt sich innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) ein *multivariater Geschlechts-Effekt*, [F (10, 55) = 10.09, $p < .001$] (s. Tabelle 47).

Tabelle 47.
Geschlechtsunterschiede bezüglich der relativen Frequenz des dyadischen Copings

	Frauen (N = 61)		Männer (N = 61)		F
	M	SD	M	SD	
Sachbezogenes supportives dyadisches Coping	0.39	0.48	0.41	0.47	0.23
Gemeinsames sachbezogenes dyadisches Coping	0.05	0.23	0.06	0.28	0.09
Zuhören / Interesse	3.21	1.22	2.81	1.07	3.79+
Verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	0.50	0.46	0.35	0.37	5.87*
Nonverbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	0.49	1.26	0.32	0.87	2.27
Gemeinsames emotionsbezogenes dyadisches Coping	-	-	-	-	-
Verbal hostiles dyadisches Coping	0.06	0.20	0.12	0.36	1.84
Nonverbal hostiles dyadisches Coping	0.02	0.11	0.10	0.38	2.53
Ambivalentes dyadisches Coping	0.04	0.15	0.02	0.07	1.44
Floskelhaftes dyadisches Coping	0.01	0.03	0.03	0.08	5.93*
Nachfragen	0.42	0.46	0.29	0.31	3.39+

Multivariater Effekt: F (16, 45) = 142.14: $p < .001$

Auf Subskalenniveau zeigt sich bezüglich der *relativen Frequenz* der dyadischen Copingkategorien innerhalb der *univariaten Varianzanalysen*

(ANOVAs), dass Männer ihre Partnerin häufiger *floskelhaft unterstützen* (*floskelhaftes dyadisches Coping*), [F (1, 60) = 5.93, $p < .10$]. Frauen dagegen zeigen ihrem Partner tendenziell häufiger *Interesse und hören aufmerksam* zu, [F (1, 60) = 5.93, $p < .10$], sie *fragen* tendenziell häufiger *nach*, [F (1, 60) = 3.39, $p < .10$], und sie geben ihrem Partner häufiger *verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping*, [F (1, 60) = 5.87, $p < .05$] (s. Tabelle 47).

11.2 Ergebnisse zu sozialem Geschlecht (Geschlechtsrollenorientierung) und dyadischem Coping

Selbstberichtsdaten

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass das *soziale Geschlecht* (Geschlechtsrollenorientierung) in der Weise mit dem dyadischen Coping zusammenhängt, dass sowohl in den Selbstbericht- als auch in den Verhaltensbeobachtungsdaten feminine und androgyne Personen Stress ausführlicher äussern, feminine Personen ihrem Partner mehr emotionale Unterstützung geben als maskuline Personen und feminine Personen über ein höheres gemeinsames emotionales dyadisches Coping verfügen als maskuline Personen.

Um zu überprüfen, wie das *soziale Geschlecht* (Geschlechtsrollenorientierung) mit dem dyadischen Coping zusammenhängt, wurden in einem ersten Schritt *Korrelationen* zwischen den beiden Skalen Feminität und Maskulinität des Bem Sex Role Inventory und dem dyadischen Coping in verschiedenen Bereichen gerechnet. In einem zweiten Schritt wurden *Partialkorrelationen* zu den Zusammenhängen zwischen Feminität/ Maskulinität und dem dyadischen Coping gerechnet, um den Einfluss der Kovariaten auf das dyadische Coping zu kontrollieren. In einem dritten Schritt wurde eine *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) (mit der Kovariate Partnerschaftsqualität) über die vier von Bem (1974) vorge-

schlagenen Personengruppen mit femininem, maskulinem, androgynem und undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept gerechnet.

Stressäußerung

Die *Korrelationsberechnungen* für die Stressäußerung zeigen bei *Frauen* mit hoher *Feminität* oder hoher *Maskulinität* keine signifikanten Korrelationen zu *emotionaler Stresskommunikation*, *sachlicher Kommunikation* und *Anfrage um delegiertes dyadisches Coping*. Signifikante positive Zusammenhänge bestehen zwischen *Feminität* bei den *Männern* und *emotionaler Stresskommunikation*, *sachlicher Stresskommunikation* und der *Stresssignalisation insgesamt* (s. Tabelle 48).

Tabelle 48.
Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen
Feminität/Maskulinität und Stressäußerung

	Frauen (N = 240)				Männer (N = 240)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Emotionale Stresskommunikation	.10	.07	.09	.09	.38**	.31**	.13+	.11
Sachliche Stresskommunikation	.11	.08	.11	.12+	.25**	.15**	.12+	.09
Anfrage um delegiertes dyadisches Coping	.001	-.01	.12	.12+	.15*	.05	.06	.03
Stresssignalisation insgesamt	.07	.03	.11	.12+	.28**	.18**	.14*	.12+

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten
Korr = Korrelationen; PKorr = Partialkorrelationen (N = 210)

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Eigenes dyadisches Coping

In Bezug auf das *eigene supportive dyadische Coping* zeigen sich signifikante positive Zusammenhänge bei *Frauen* und *Männern* mit hoher *Feminität* zum *eigenen emotionalen supportiven dyadischen Coping* (s. Tabelle 49).

Interessanterweise korreliert auch *Maskulinität* bei den *Frauen* positiv mit dem *eigenen emotionalen* und *sachlichen supportiven dyadischen Coping*. *Frauen* und *Männer* mit hoher *Feminität* delegieren häufiger Aufgaben an die Partnerin/den Partner als *maskuline* Personen. *Feminine Frauen* ziehen sich ausserdem in Stresssituationen weniger häufig *zurück* (s. Tabelle 49).

Tabelle 49.
Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/Maskulinität und eigenem supportivem dyadischem Coping

	Frauen (N = 240)				Männer (N = 240)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Eigenes emotionales supportives dyadisches Coping	.35**	.35**	.21**	.24**	.49**	.42**	.01	.03
Eigenes positives sachliches supportives dyadisches Coping	.18**	.15*	.17**	.18**	.20**	.10	.10	.07
Eigenes negatives supportives dyadisches Coping	-.15*	-.13*	.05	.05	-.13+	-.06	-.01	.00
Eigenes ambivalentes supportives dyadisches Coping	.13+	.15*	.01	.01	-.01	.07	-.01	-.10
Eigenes delegiertes dyadisches Coping	.18**	.17*	.11	.11	.29**	.25**	.02	-.01
Eigener Rückzug	-.20**	-.17*	-.01	-.07	-.01	.11	-.12	-.09

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten

Korr = Korrelationen; *PKorr* = Partialkorrelationen (N = 210)

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Dyadisches Coping des Partners

Feminine Frauen und Männer schätzen das emotionale supportive dyadische Coping des Partners höher ein, während Maskulinität nicht mit dem emotionalen supportiven dyadischen Coping des Partners korreliert. Ebenso geben feminine Frauen und Männer an, dass ihr Partner in Stresssituationen häufiger ihre Delegationswünsche annimmt (s. Tabelle 50).

Tabelle 50.
Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen
Feminität/Maskulinität und dem supportiven dyadischen Coping des
Partners

	Frauen (N = 240)				Männer (N = 240)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Emotionales supportives dyadisches Coping des Partners	.21**	.21**	.04	.08	.40**	.29**	.06	-.01
Positives sachliches supportives dyadisches Coping des Partners	.15*	.11	.01	.01	.31**	.21**	..02	-.03
Negatives supportives dyadisches Coping des Partners	-.01	-.04	.02	.02	-.02	.11	-.02	.02
Ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners	-.03	.02	.04	.04	-.07	.03	.01	.04
Delegiertes dyadisches Coping des Partners	.21**	.18**	.01	.09	.30**	.19**	.14*	.11

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten
Korr = Korrelationen; PKorr = Partialkorrelationen (N = 210)

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners

Vor allem die *Feminität* der Männer hängt positiv mit der *Zufriedenheit mit der Unterstützung durch die Partnerin* und auch mit der *Wirksamkeit der Unterstützung durch die Partnerin* zusammen. Wenn bei femininen

Frauen die Partnerschaftsqualität kontrolliert wird, wird der Zusammenhang zwischen der Feminität und den beiden Items nicht mehr signifikant. Die Bewertung der Unterstützung durch die Partnerin hängt somit mit der Selbstwahrnehmung der Männer, nicht aber derjenigen der Frauen zusammen (s. Tabelle 51).

Tabelle 51.
**Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen Feminität/
 Maskulinität und der Zufriedenheit mit der Unterstützung des
 Partners**

	Frauen (N = 240)				Männer (N = 240)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners/der Partnerin	.16*	.13+	.01	.03	.29**	.14*	.14*	.10
Wirksamkeit der Unterstützung des Partners/der Partnerin	.16*	.12	.03	.04	.30**	.17*	.04	-.01

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten
 Korr = Korrelationen; PKorr = Partialkorrelationen (N = 208)

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Gemeinsames dyadisches Coping

Ebenso korreliert *Feminität* bei *Frauen* und *Männern* positiv mit dem *gemeinsamen emotionalen dyadischen Coping*, dem *gemeinsamen sachlichen dyadischen Coping* und dem *Gesamtwert des dyadischen Copings* (s. Tabelle 52).

Tabelle 52.
Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen
Feminität/Maskulinität und gemeinsamen dyadischen Coping

	Frauen (N = 240)				Männer (N = 240)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumentalität	
	Korr	PKorr	Korr	PKorr	Korr	PKorr	Korr	PKorr
Gemeinsames emotionales dyadisches Coping	.29**	.27**	.08	.10	.33**	.23*	-.02	-.08
Gemeinsames sachliches dyadisches Coping	.18**	.14*	.05	.08	.31**	.16*	-.03	-.04
Gemeinsamer Rückzug	-.08	-.03	.01	.00	-.04	.11	-.02	.03
Gesamtwert des dyadischen Copings	.18**	.15*	.09	.13*	.36**	.24**	.13+	.09

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten
Korr = Korrelationen; PKorr = Partialkorrelationen (N = 214)
*** p < .001; ** p < .01; * p < .05.

Ergebnisse zu Geschlechtsrollenorientierung (soziales Geschlecht) und dyadischem Coping in den Selbstberichtsdaten bei den Frauen

Um zu berechnen, ob sich die vier Gruppen bezüglich des Gesamtwerts des dyadischen Copings sowie den einzelnen Subskalen unterscheiden, wurden mehrere *multivariate Kovarianzanalysen* (MANCOVA) mit dem Between-Faktor *Geschlechtsrollenorientierung der Frauen* gerechnet. Um Konfundierungen auszuschliessen, wurde die *Partnerschaftsqualität* der Frau als Kovariate kontrolliert.

Für die Stressäusserung ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die drei Subskalen keinen signifikanten *Gruppen-Effekt*, [F (9, 627) = 1.36, ns.] (s. Tabelle 53).

Tabelle 53.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und Stressäußerung

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 39)		Feminität/ Expressivität (N = 67)		Androgynität (N = 64)		undifferenziert (N = 70)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Emotionale Stresskommunikation	4.06	0.91	4.13	1.02	3.99	0.96	3.74	0.79
Sachliche Stresskommunikation	4.03	1.22	4.25	1.22	4.23	1.15	3.89	0.89
Anfrage um delegiertes dyadisches Coping	3.57	1.04	3.57	1.14	3.32	1.10	3.45	0.94
Stresssignalisation insgesamt	4.19	0.76	4.20	0.90	4.08	0.75	3.97	0.65

Multivariater Effekt: $F(9, 627) = 1.36, ns$.

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Die *Kovariate Partnerschaftqualität der Frau* hat einen signifikanten *Effekt* auf die Subskalen der *Stressäußerung*, [$F(3, 207) = 11.50, p < .001$]. Bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) unterscheiden sich die vier Gruppen nicht bezüglich der *Stressäußerung*.

Für das *eigene supportive dyadische Coping* ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die sechs Subskalen einen signifikanten *Gruppen-Effekt*, [$F(18, 615) = 2.27, p < .01$] (s. Tabelle 54).

Die *Kovariate Partnerschaftqualität der Frau* hat einen signifikanten *Effekt* auf die Subskalen des *eigenen supportiven dyadischen Copings*, [$F(6, 203) = 13.68, p < .001$]. Bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) unterscheiden sich die vier Gruppen bezüglich des *eigenen emotionalen supportiven dyadischen Copings*, [$F(3, 208) = 8.67, p < .001$] sowie tendenziell beim *eigenen positiven sachlichen supportiven dyadischen Coping*, [$F(3, 208) = 2.23, p < .10$] und beim *eigenen negativen sachlichen supportiven dyadischen Coping*, [$F(3, 208) = 2.23, p < .10$].

Tabelle 54.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und
eigenes supportives dyadisches Coping

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 39)		Feminität/ Expressivität (N = 67)		Androgynität (N = 64)		undifferenziert (N = 70)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Eigenes emotionales supportives dyadisches Coping	3.61	0.73	3.89	0.66	4.00	0.59	3.46	0.63
Eigenes positives sachliches supportives dyadisches Coping	3.86	1.03	4.17	1.15	4.32	1.06	3.81	1.07
Eigenes negatives supportives dyadisches Coping	1.88	0.59	1.59	0.44	1.63	0.42	1.76	0.56
Eigenes ambivalentes supportives dyadisches Coping	1.97	0.80	2.08	0.68	2.21	0.76	2.06	0.77
Eigenes delegiertes dyadisches Coping	3.44	1.00	3.63	0.96	3.43	0.93	3.37	0.85
Eigener Rückzug	2.56	0.85	2.32	0.68	2.27	0.79	2.56	0.75

Multivariater Effekt: $F(18, 615) = 2.27, p < .01$.

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Die anschliessenden *Kontrastberechnungen* zeigen, dass *maskuline Frauen* ein höheres eigenes negatives supportives Coping als *feminine Frauen*, [Differenz = $-.24; p < .05$] und *androgyne Frauen* aufweisen, [Differenz = $-.21; p < .05$]. *Feminine Frauen* haben ein höheres *emotionales supportives dyadisches Coping* als *Frauen mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept*, [Differenz = $-.37; p < .001$]. *Androgyne Frauen* haben ein höheres *emotionales supportives dyadisches Coping* als *maskuline Frauen*, [Differenz = $.29; p < .05$] (s. Tabelle 55).

Tabelle 55.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des eigenen supportiven dyadischen Copings

	Maskulinität/ Instrumentalität	Feminität/ Expressivität	Androgynität	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept
	1	2	3	4
Eigenes emotionales supportives dyadisches Coping		2 > 4	3 > 1	
Eigenes negatives supportives dyadisches Coping	1 > 2 1 > 3			

Für das *gemeinsame dyadische Coping* ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die drei Subskalen nur einen tendenziell signifikanten *Gruppen-Effekt*, [$F(9, 627) = 1.70, p < .10$] (s. Tabelle 56).

Tabelle 56.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und gemeinsames dyadisches Coping

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 39)		Feminität/ Expressivität (N = 67)		Androgynität (N = 64)		undifferenziert (N = 70)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Gemeinsames emotionales dyadisches Coping	2.13	0.68	2.60	0.93	2.44	0.89	2.10	0.62
Gemeinsames sachliches dyadisches Coping	3.43	0.89	3.91	0.82	3.82	0.97	3.60	0.79
Gemeinsamer Rückzug	2.86	1.17	2.63	0.99	2.81	1.01	2.79	1.07

Multivariater Effekt: $F(9, 627) = 1.70, n.s.$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Die *Kovariate Partnerschaftqualität der Frau* hat einen signifikanten *multivariaten Effekt* auf die Subskalen des *gemeinsamen dyadischen Copings*, [F (3, 207) = 72.00, $p < .001$]. Bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) unterscheiden sich die vier Gruppen auf Subskalenniveau bezüglich des *gemeinsamen emotionalen dyadischen Copings*, [F (3, 209) = 4.08, $p < .01$].

Die anschließenden *Kontrastberechnungen* zeigen, dass *feminine Frauen* ein höheres *gemeinsames emotionales dyadisches Coping* haben als *maskuline Frauen*, [Differenz = -.29; $p < .05$]. *Feminine Frauen* haben auch ein höheres *gemeinsames emotionales dyadisches Coping* als *Frauen mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept*, [Differenz = -.41; $p < .01$] (s. Tabelle 57).

Tabelle 57.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Frauen bezüglich des gemeinsamen dyadischen Copings

	Maskulinität/ Instrumentalität	Feminität/ Expressivität	Androgynität	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept
	1	2	3	4
Gemeinsames emotionales dyadisches Coping		2 > 1 2 > 4	3 > 4	

Maskuline Frauen unterscheiden sich beim *gemeinsamen dyadischen Coping* nicht von den *androgynen Frauen* und den *Frauen mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept*. *Androgyne Frauen* haben im Vergleich zu *Frauen mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept* ein höheres *gemeinsames emotionales dyadisches Coping*, [Differenz = -.29; $p < .05$] (s. Tabelle 57).

Ergebnisse zu Geschlechtsrollenorientierung (soziales Geschlecht) und dyadischem Coping in den Selbstberichtsdaten bei den Männern

Um zu berechnen, ob sich die vier Gruppen bezüglich des Gesamtwerts des dyadischen Copings sowie den einzelnen Subskalen unterscheiden, wurden mehrere *multivariate Kovarianzanalysen* (MANCOVAs) mit dem Between-Faktor *Geschlechtsrollenorientierung der Männer* gerechnet. Um Konfundierungen auszuschließen, wurde die *Partnerschaftsqualität* des Mannes als Kovariate kontrolliert.

Für Stressäußerung ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die drei Subskalen einen tendenziell signifikanten *Gruppen-Effekt*, [F (9, 624) = 1.84, $p < 0.1$] (s. Tabelle 58).

Tabelle 58.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und Stressäußerung

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 78)		Feminität/ Expressivität (N = 32)		Androgynität (N = 68)		undifferenziert (N 62)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Emotionale Stresskommunikation	3.16	0.76	3.52	0.81	3.57	0.83	2.94	0.77
Sachliche Stresskommunikation	3.41	1.16	3.72	1.36	3.65	1.13	3.19	1.12
Anfrage um delegiertes dyadisches Coping	2.86	1.00	2.97	1.02	2.92	1.01	2.67	0.89
Stresssignalisation insgesamt	3.42	0.75	3.63	0.76	3.63	0.68	3.24	0.70

Multivariater Effekt: F (9, 627) = 1.70, $p < .1$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Die *Kovariate Partnerschaftqualität des Mannes* hat einen signifikanten *Effekt* auf die Subskalen der *Stressäußerung*, [F (3, 206) = 13.72, $p < .001$]. Bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) unterscheiden sich die vier Gruppen bezüglich der *emotionalen Stresskommunikation*, [F (3, 208) = 4.15, $p < .01$].

Die anschliessenden *Kontrastberechnungen* ergeben, dass sich *maskuline* nicht von *femininen Männern* bezüglich der *Stressäusserung* unterscheiden. Aber *feminine Männer* haben einen höheren Wert bei der emotionalen Stresskommunikation als *Männer mit undifferenziertem Geschlechterrollenkonzept*, [Differenz = $-.47$; $p < .05$]. Ebenso haben *androgynen Männer* einen höheren Wert bei der *emotionalen Stresskommunikation* als *maskuline Männer*, [Differenz = $.26$; $p < .05$] (s. Tabelle 59).

Tabelle 59.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechterrollenorientierungen der Männer bezüglich des Stressäusserung

	Maskulinität/ Instrumentalität	Feminität/ Expressivität	Androgynität	Undifferenziertes Geschlechter- rollenkonzept
	1	2	3	4
Emotionale Stress- kommunikation		2 > 4	3 > 1	

Für das *eigene supportive dyadische Coping* ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die sechs Subskalen einen signifikanten *Gruppen-Effekt*, [F (18, 606) = 2.63, $p < .001$] (s. Tabelle 60).

Die *Kovariate Partnerschaftqualität des Mannes* hat einen signifikanten *Effekt* auf die Subskalen des *eigenen supportiven dyadischen Copings*, [F (6, 200) = 13.42, $p < .001$]. Bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) unterscheiden sich die vier Gruppen bezüglich des *eigenen emotionalen supportiven dyadischen Copings*, [F (3, 205) = 8.99, $p < .001$], des *eigenen delegierten dyadischen Copings*, [F (3, 205) = 3.99, $p < .01$] sowie tendenziell beim *eigenen Rückzug*, [F (3, 205) = 2.46, $p < .10$].

Tabelle 60.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und
eigenes supportives dyadisches Coping

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 78)		Feminität/ Expressivität (N = 32)		Androgynität (N = 68)		undifferenziert (N = 62)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Eigenes emotionales supportives dyadisches Coping	3.47	0.53	3.98	0.71	4.09	0.68	3.47	0.63
Eigenes positives sachliches supportives dyadisches Coping	3.91	0.97	4.14	1.03	4.22	0.99	3.87	0.96
Eigenes negatives supportives dyadisches Coping	1.88	0.64	1.70	0.54	1.58	0.49	1.73	0.60
Eigenes ambivalentes supportives dyadisches Coping	2.37	0.82	2.48	0.71	2.15	0.59	2.37	0.77
Eigenes delegiertes dyadisches Coping	3.44	0.75	3.88	0.61	3.86	0.81	3.42	0.82
Eigener Rückzug	2.34	0.85	2.57	0.91	2.12	0.70	2.26	0.80

Multivariater Effekt: $F(18, 606) = 2.63, p < .001$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Die anschliessenden *Kontrastberechnungen* zeigen, dass *feminine Männer* im Vergleich zu *maskulinen Männern* ein höheres eigenes emotionales supportives Coping, [Differenz = .42; $p < .05$], ein höheres *eigenes delegiertes dyadisches Coping*, [Differenz = .41; $p < .05$] sowie häufigeren *eigenen Rückzug* aufweisen, [Differenz = .36; $p < .05$] (s. Tabelle 61).

Androgyne Männer haben im Vergleich zu *maskulinen Männern* ein höheres *eigenes emotionales supportives Coping*, [Differenz = .47; $p < .001$], ein tieferes *eigenes negatives supportives dyadisches Coping*, [Differenz = -.24; $p < .05$] und ein höheres *eigenes delegiertes dyadisches Coping*, [Differenz = .38; $p < .01$]. *Feminine Männer* ziehen sich im Vergleich zu *androgynen Männern* mehr zurück, [Differenz = -.34; $p < .05$].

Tabelle 61.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des eigenen supportiven dyadischen Copings

	Maskulinität/ Instrumentalität	Feminität/ Expressivität	Androgynität	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept
	1	2	3	4
Eigenes emotionales supportives dyadisches Coping		2 > 1 2 > 4	3 > 1	
Eigenes negatives supportives dyadisches Coping	1 > 3			
Eigenes delegiertes supportives dyadisches Coping		2 > 1 2 > 4	3 > 1	
Eigener Rückzug		2 > 1 2 > 3 2 > 4		

Feminine Männer weisen im Vergleich mit *Männern mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept* ein höheres *eigenes emotionales supportives Coping*, [Differenz = $-.38$; $p < .01$], ein höheres *eigenes delegiertes dyadisches Coping*, [Differenz = $-.39$; $p < .05$] sowie häufigeren *Rückzug* auf, [Differenz = $-.46$; $p < .05$] (s. Tabelle 61).

Für das *gemeinsame dyadische Coping* ergibt die *multivariate Kovarianzanalyse* (MANCOVA) über die drei Subskalen nur einen signifikanten *Gruppen-Effekt*, [F (9, 624) = 2.73, $p < .01$] (s. Tabelle 62).

Die *Kovariate Partnerschaftqualität des Mannes* hat einen signifikanten *Effekt* auf die Subskalen des *gemeinsamen dyadischen Copings*, [F (3, 206) = 57.30, $p < .001$]. Bei den *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) unterscheiden sich die vier Gruppen bezüglich des *gemeinsamen emotionalen dyadischen Copings*, [F (3, 208) = 2.60, $p < .05$] und bezüglich des *gemeinsamen sachlichen dyadischen Copings*, [F (3, 208) = 4.31, $p < .01$].

Tabelle 62.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und gemeinsames dyadisches Coping

	Maskulinität/ Instrumentalität (N = 78)		Feminität/ Expressivität (N = 32)		Androgynität (N = 68)		undifferenziert (N 62)	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Gemeinsames emotionales dyadisches Coping	2.18	0.61	2.58	0.84	2.73	0.89	2.33	0.75
Gemeinsames sachliches dyadisches Coping	3.63	0.62	4.19	0.63	3.95	0.77	3.57	0.72
Gemeinsamer Rückzug	2.51	1.02	2.34	0.97	2.30	0.89	2.33	0.91

Multivariater Effekt: $9, 624) = 2.73, p < .01$

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Die anschliessenden *Kontrastberechnungen* zeigen, dass *feminine Männer* ein höheres *gemeinsames sachliches dyadisches Coping* als *maskuline Männer* haben, [Differenz = .40; $p < .05$] (s. Tabelle 63).

Tabelle 63.
Unterschiede zwischen den 4 Geschlechtsrollenorientierungen der Männer bezüglich des gemeinsamen dyadischen Copings

	Maskulinität/ Instrumentalität 1	Feminität/ Expressivität 2	Androgynität 3	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept 4
Gemeinsames emotionales dyadisches Coping			3 > 1	
Gemeinsames sachliches dyadisches Coping		2 > 1 2 > 3 2 > 4		

Androgyne Männer haben ein höheres *gemeinsames emotionales dyadisches Coping* als *maskuline Männer*, [Differenz = .33; $p < .01$]. *Feminine Männer* haben im Vergleich zu *androgynen Männer* höhere Werte beim

gemeinsamen sachlichen dyadischen Coping, [Differenz = $-.33$; $p < .01$] und ebenfalls im Vergleich zu *Männern mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept*, [Differenz = $-.43$; $p < .001$] (s. Tabelle 63).

Verhaltensbeobachtungsdaten

Um zu überprüfen, wie die Geschlechtsrollenorientierung mit dem dyadischen Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten zusammenhängt, wurden in einem ersten Schritt *Korrelationen* zwischen den beiden Skalen Feminität und Maskulinität des *Bem Sex Role Inventory* und dem dyadischen Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten gerechnet. In einem zweiten Schritt wurden *Partialkorrelationen* zu den Zusammenhängen zwischen Feminität/ Maskulinität und dem dyadischen Coping gerechnet, um den Einfluss der Kovariaten auf das dyadische Coping zu kontrollieren. In einem dritten Schritt wurden aufgrund der kleinen Stichprobengrößen in den vier Gruppen *univariate Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) (mit der Kovariate Partnerschaftsqualität) über die vier von Bem (1974) vorgeschlagenen Personengruppen mit femininem, maskulinem, androgynem und undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept gerechnet.

Die *Korrelationen* und *Partialkorrelationen* ergeben, dass *feminine Frauen* tendenziell häufiger als Frauen mit einer anderen Geschlechtsrollenorientierung Stress *verbal explizit äussern*, seltener *nonverbal hostiles dyadisches Coping*, aber häufiger *floskelhaftes dyadisches Coping* anwenden (s. Tabelle 64).

Tabelle 64.
Korrelationen und Partialkorrelationen zwischen
Feminität/Maskulinität und dem dyadischen Coping in den
Verhaltensbeobachtungsdaten

	Frauen (N = 62)				Männer (N = 62)			
	Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumenta- lität		Feminität/ Expressivität		Maskulinität/ Instrumenta- lität	
	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>	<i>Korr</i>	<i>PKorr</i>
Problembezogene Stressäußerung	-.11	-.10	.15	.15	.06	.06	-.11	-.11
Sachliche neutrale Stressbeschreibung	-.16	-.18	.21	.21	-.08	-.03	-.16	-.15
Latente verbale emotionsbezogene Stressäußerung	.11	.13	.08	.09	-.03	-.08	.15	.14
Implizite verbale emotionsbezogene Stressäußerung	.04	.00	.01	.03	.00	.14	-.15	-.13
Explizite verbale emotionsbezogene Stressäußerung	-.10	-.23+	.14	.21	.06	.14	.03	.05
Nonverbale emotionsbezogene Stressäußerung	.17	.17	.15	.17	-.11	-.15	.07	.06
Sachbezogenes supportives dyadisches Coping	.09	.10	.04	.04	-.02	-.03	-.02	-.05
Gemeinsames sachbezogenes dyadisches Coping	-.08	-.08	-.09	-.09	.06	.07	-.05	-.06
Zuhören / Interesse	-.14	-.15	-.06	-.06	.13	.10	.01	.03
Verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	.08	.07	.17	.17	.16	.04	-.12	-.09
Nonverbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	.02	-.03	.13	.13	.04	.06	.16	.15
Gemeinsames emotionsbezogenes dyadisches Coping	-	-	-	-	.	-	.	-
Verbal hostiles dyadisches Coping	-.12	-.10	-.05	.04	-.18	-.17	-.03	-.03
Nonverbal hostiles dyadisches Coping	-.25+	-.22+	-.06	-.06	.28*	.29*	.02	.01
Ambivalentes dyadisches Coping	-.12	-.10	-.09	-.09	-.25+	-.20	.13	.15
Floskelhaftes dyadisches Coping	.21	.24*	.07	.08	-.06	.00	-.07	-.07
Nachfragen	-.01	-.03	.04	.04	-.09	-.07	-.20	-.20

Anmerkung: Die Partnerschaftsqualität der Frauen und der Männer als Kovariaten
Korr = Korrelationen; PKorr = Partialkorrelationen (N = 56)

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Feminine Männer wenden häufiger als Männer mit einer anderen Geschlechtsrollenorientierung *nonverbal hostiles dyadisches Coping* und tendenziell weniger *ambivalentes dyadisches Coping* an (s. Tabelle 64).

Für die *Stressäußerung* ergeben die *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs), dass sich die Frauen in den vier Gruppen bei keiner der sechs Stressäußerungsformen unterscheiden.

Für das *dyadische Coping* ergeben die *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs), dass sich die vier Gruppen bezüglich des *gemeinsamen sachbezogenen dyadischen Copings*, [$F(3, 54) = 3.44, p < .05$] und bezüglich des *Zuhörens* unterscheiden, [$F(3, 54) = 3.92, p < .05$].

Tabelle 65.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und dyadisches Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten

	Maskulinität/ Instru- mentalität (<i>N</i> = 15)		Feminität/ Expressivität (<i>N</i> = 13)		Androgynität (<i>N</i> = 19)		undifferenziert (<i>N</i> = 12)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
	Sachbezogenes supportives dyadisches Coping	3.44	6.70	4.59	8.11	5.94	8.38	5.59
Gemeinsames sachbezogenes dyadisches Coping	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	3.48	7.55
Zuhören / Interesse	63.42	10.86	66.97	17.90	51.19	18.32	48.85	18.55
Verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	3.46	3.23	2.92	4.49	2.27	2.86	2.79	3.49
Nonverbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	1.33	2.28	1.07	1.69	0.60	1.31	0.24	0.37

	Maskulinität/ Instru-mentalität		Feminität/ Expressivität		Androgynität		undifferenziert	
	<i>(N = 15)</i>		<i>(N = 13)</i>		<i>(N = 19)</i>		<i>(N = 12)</i>	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Gemeinsames emotionsbezogenes dyadisches Coping	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00
Verbal hostiles dyadisches Coping	0.12	0.43	0.00	0.00	1.02	2.21	1.71	4.40
Nonverbal hostiles dyadisches Coping	0.08	0.31	0.00	0.00	0.07	0.29	0.28	0.87
Ambivalentes dyadisches Coping	0.07	0.23	0.03	0.10	0.62	2.56	0.89	2.92
Floskelhaftes dyadisches Coping	0.02	0.09	0.00	0.00	0.24	0.96	0.00	0.00
Nachfragen	2.61	2.96	3.12	3.86	2.84	4.45	1.25	1.88

Die anschliessenden *Kontrastberechnungen* ergaben, dass sich *maskuline Frauen* nicht von *femininen Frauen* bezüglich des dyadischen Copings in den Verhaltensbeobachtungsdaten unterscheiden. *Feminine Frauen* haben im Vergleich zu *androgynen Frauen* eine signifikant längere Gesamtzeit bezüglich des *Zuhörens*, [Differenz = -.16; $p < .05$].

Tabelle 66.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Frauen und dyadisches Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten

	Maskulinität/ Instrumentalität	Feminität/ Expressivität	Androgynität	Undifferenziertes Geschlechts- rollenkonzept
	1	2	3	4
Gemeinsames sachbezogenes dyadisches Coping				4 > 1 4 > 2 4 > 3
Zuhören / Interesse	1 > 3	2 > 3 2 > 4		
Verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping		2 > 4		

Feminine Frauen haben im Vergleich zu *Frauen mit einem undifferenzierten Geschlechtsrollenkonzept* tiefere Werte im *gemeinsamen sachbezogenen dyadischen Coping*, [Differenz = .04; $p < .05$] und einen höheren Wert beim *Zuhören*, [Differenz = -.18; $p < .01$].

Maskuline Frauen haben höhere Werte beim *Zuhören* im Vergleich zu *androgynen Frauen*, [Differenz = -.13; $p < .05$] und im Vergleich zu *Frauen mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept*, [Differenz = -.15; $p < .05$]. Im Vergleich zu *Frauen mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept* haben *maskuline Frauen* ebenso tiefere Werte *beim gemeinsamen sachbezogenen dyadischen Coping*, [Differenz = .03; $p < .05$].

Androgyne Frauen haben im Vergleich zu *Frauen mit undifferenziertem Geschlechtsrollenkonzept* ebenso tiefere Werte *beim gemeinsamen sachbezogenen dyadischen Coping*, [Differenz = .04; $p < .01$] (s. Tabelle 66).

Um zu berechnen, ob sich die Männer in Abhängigkeit der Geschlechtsrollenorientierung bezüglich den Subskalen des dyadischen Copings in den Verhaltensbeobachtungsdaten unterscheiden, wurden aufgrund der kleinen Stichprobengrößen in den vier Gruppen nur *univariate Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) mit dem Between-Faktor *Geschlechtsrollenorientierung der Männer* gerechnet. Um Konfundierungen auszuschliessen, wurde die *Partnerschaftsqualität* des Mannes als Kovariate kontrolliert.

Die vier Gruppen unterscheiden sich nicht bezüglich des dyadischen Copings in den Verhaltensbeobachtungsdaten. So ergeben die *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) für die *Stressäusserung*, dass sich die Männer in den vier Gruppen bei keiner der sechs Stressäusserungsformen unterscheiden. Auch für das *dyadische Coping* ergeben die *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs), dass sich die vier Gruppen nicht unterscheiden (s. Tabelle 67).

Tabelle 67.
Geschlechtsrollen-Orientierung der Männer und dyadisches Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten

	Maskulinität/ Instru- mentalität (<i>N</i> = 21)		Feminität/ Expressivität (<i>N</i> = 9)		Androgynität (<i>N</i> = 17)		undifferenziert (<i>N</i> = 13)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Sachbezogenes supportives dyadisches Coping	8.81	8.41	6.03	7.80	7.98	10.83	4.81	6.18
Gemeinsames sachbezogenes dyadisches Coping	0.56	2.56	0.32	0.96	0.93	3.85	0.27	0.96
Zuhören / Interesse	41.93	21.55	57.16	20.62	53.73	21.08	49.88	22.97
Verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	3.08	3.44	5.59	7.24	4.45	5.71	2.23	2.08
Nonverbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping	0.98	2.71	0.24	0.38	0.75	0.99	0.63	1.53
Gemeinsames emotionsbezogenes dyadisches Coping	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00	0.00
Verbal hostiles dyadisches Coping	0.77	1.85	0.27	0.61	0.26	0.76	1.23	3.13
Nonverbal hostiles dyadisches Coping	0.06	0.18	0.14	0.41	1.29	4.15	0.36	0.91
Ambivalentes dyadisches Coping	0.48	1.70	0.40	1.21	0.04	0.15	0.05	0.19
Floskelhaftes dyadisches Coping	0.30	0.76	0.52	1.06	0.01	0.05	0.31	0.80
Nachfragen	1.41	2.05	1.40	1.99	1.28	1.45	2.11	1.38

Weder feminine noch androgyne Frauen und Männer äussern häufiger Stress in den Verhaltensbeobachtungsdaten. Auch geben weder feminine Frauen noch feminine Männer ihrem Partner/ihrer Partnerin mehr emotionale Unterstützung als maskuline Frauen und Männer.

11.3 Ergebnisse zu sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und individuellem Coping

11.3.1 Ergebnisse zur Arbeitsteilung im Paar und dyadischem Coping

Selbstberichtsdaten

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass die Arbeitsteilung in der Weise mit dem dyadischen Coping zusammenhängt, dass Frauen, die mehr erwerbstätig sind, zufriedener sind mit der Unterstützung des Partners, sie als wirksamer einschätzen und sie mehr emotionale und sachliche Unterstützung erhalten als Frauen, die weniger erwerbstätig sind.

Die Ergebnisse zeigen, dass Frauen mit höherer Erwerbstätigkeit eine tendenziell höhere *Partnerschaftsqualität* aufweisen als Frauen mit tiefer Erwerbstätigkeit, [F (1, 233) = 3.23; $p < .10$]. Auch Männer mit einer Partnerin mit höherer Erwerbstätigkeit weisen eine höhere *Partnerschaftsqualität* auf als Männer mit einer Partnerin mit tiefer Erwerbstätigkeit, [F (1, 232) = 8.90; $p < .001$].

Die *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) über zwei Gruppen von Frauen (bis 40% erwerbstätig, 50% oder mehr erwerbstätig) ergibt, dass diejenigen Frauen, die 50% und mehr erwerbstätig sind, *zufriedener sind mit der Unterstützung des Partners*, [F (1, 232) = 5.27; $p < .05$] und mehr *emotionales supportives dyadisches Coping des Partners* erhalten, [F (1, 233) = 4.13; $p < .05$] als Frauen, die eine Erwerbstätigkeit von weniger als 50% angeben (s. Tabelle 68).

Tabelle 68.
Unterstützung durch den Partner im Zusammenhang mit
der Erwerbstätigkeit der Frauen

	Frauen, die unter 50% erwerbstätig sind (N = 131)				Frauen, die mindestens 50% erwerbstätig sind (N = 104)				F ¹⁾	
	Frauen		Partner		Frauen		Partner			
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD		
<i>Unterstützung des Partners/der Partnerin:</i>										
Emotionales supportives dyadisches Coping des Partners	3.33	0.85	3.57	0.91	3.41	0.76	3.64	0.79	4.13*	
Positives sachliches supportives dyadisches Coping des Partners	3.06	1.35	3.32	1.45	3.33	0.90	3.62	0.99	1.96	
Negatives supportives dyadisches Coping des Partners	1.91	0.73	1.90	0.81	1.62	0.53	1.80	0.63	0.01	
Ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners	2.71	1.12	2.66	1.12	2.02	0.91	1.96	0.88	0.10	
Delegiertes dyadisches Coping des Partners	3.31	1.03	3.37	1.11	3.17	0.91	3.36	0.95	0.17	
Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners/der Partnerin (univariater Effekt)	3.53	1.15	3.87	1.14	4.11	1.08	4.25	1.01	5.27*	
Wirksamkeit der Unterstützung des Partners/der Partnerin (univariater Effekt)	3.79	1.19	4.03	1.18	3.99	1.04	4.38	0.99	2.41	

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Multivariater Effekt der fünf Unterstützungsskalen bei den Frauen: $F(5, 229) = 1.28$; *ns*.

Multivariater Effekt der fünf Unterstützungsskalen bei den Männern: $F(5, 228) = 3.29$; $p < .01$

¹⁾ bezieht sich auf die F-Werte der univariaten Varianzanalysen bei den Angaben der Frauen

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Die *multivariate Varianzanalyse* (MANOVA) über die Partner der beiden Frauengruppen ergibt, dass diejenigen Männer, deren Partnerin weniger erwerbstätig sind, die *Unterstützung der Partnerin als weniger wirksam einschätzen*, [$F(1, 233) = 8.59$; $p < .01$], sie weniger *emotionales supportives dyadisches Coping der Partnerin*, [$F(1, 233) = 4.87$; $p < .05$] und weniger *sachliches supportives dyadisches Coping der Partnerin* erhalten, [$F(1, 233) = 5.60$; $p < .05$]. Dagegen geben Männer, deren Partnerin mehr

erwerbstätig ist, ein tieferes *negatives sachliches supportives dyadisches Coping der Partnerin* an, [F (1, 23) = 5.56; $p < .05$].

Wenn die Partnerschaftsqualität in den Berechnungen kontrolliert wird, besteht kein unterschiedliches dyadisches Coping mehr zwischen den zwei Gruppen. Ich habe dennoch die Ergebnisse ohne Kontrolle der Partnerschaftsqualität dargestellt, weil sich die beiden Gruppen gerade auch in der Partnerschaftsqualität unterscheiden. Wenn Frauen mindestens 50% oder mehr erwerbstätig sind, weisen sowohl die Frauen als auch die Männer eine höhere Partnerschaftsqualität auf. Inwieweit die Berufstätigkeit und damit einhergehende Umverteilung der Hausarbeit zwischen den Partnern die Partnerschaftsqualität beeinflusst, muss innerhalb einer Längsschnittstudie analysiert werden.

11.3.2 Ergebnisse zur Rollenzufriedenheit im Paar und dyadischem Coping

Selbstberichtsdaten

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass die Rollenzufriedenheit in der Weise mit dem dyadischen Coping zusammenhängt, dass Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, die Unterstützung des Partners als weniger wirksam einschätzen, weniger zufrieden sind mit der Unterstützung des Partners, sie weniger positive emotionale und sachliche Unterstützung und gleichzeitig mehr ambivalente Unterstützung des Partners erhalten.

Die Ergebnisse der explorativen Fragestellung zeigen, dass Frauen, die mit der Rollenteilung zufriedener sind, eine signifikant höhere *Partnerschaftsqualität*, [F (1, 235) = 27.38; $p < .001$] angeben als Frauen, die mit der

Rollenteilung unzufrieden sind. Auch die Partner der Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, geben eine höhere *Partnerschaftsqualität*, [F (1, 234) = 18.65; $p < .001$] an.

Tabelle 69.
Unterstützung durch den Partner im Zusammenhang mit der Rollenzufriedenheit der Frauen

	Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind (N = 146)				Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind (N = 91)				F ¹⁾
	Frauen		Partner		Frauen		Partner		
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD	
<i>Unterstützung des Partners/der Partnerin:</i>									
Emotionales supportives dyadisches Coping des Partners	3.23	0.83	3.39	0.74	3.80	0.85	3.70	0.81	0.52
Positives sachliches supportives dyadisches Coping des Partners	2.99	1.37	3.38	0.94	3.54	1.41	3.61	1.00	0.01
Negatives supportives dyadisches Coping des Partners	2.00	0.82	1.69	0.59	1.71	0.63	1.69	0.55	0.70
Ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners	2.84	1.14	1.99	0.87	2.47	1.01	2.00	0.92	0.12
Delegiertes dyadisches Coping des Partners	3.03	0.95	3.16	0.90	3.91	1.06	3.43	0.97	9.57***
Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners/der Partnerin (univariater Effekt)	3.34	1.10	4.06	1.05	4.28	1.04	4.37	1.02	3.68+
Wirksamkeit der Unterstützung des Partners/der Partnerin (univariater Effekt)	3.64	1.17	4.08	0.99	4.36	1.12	4.32	1.09	0.38

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$.

Multivariater Effekt der fünf Unterstützungsskalen bei den Frauen: F (5, 229) = 1.28; *ns*.

Multivariater Effekt der fünf Unterstützungsskalen bei den Männern: F (5, 228) = 3.29; $p < .01$

¹⁾ bezieht sich auf die F-Werte der univariaten Varianzanalyse bei den Angaben der Frauen

1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Wenn die beiden Frauengruppen (zufrieden versus unzufrieden mit der Rollenteilung) innerhalb einer *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCO-

VA) verglichen werden, zeigt sich, dass *ein multivariater Gruppe-Effekt* auf die Unterstützung des Partners/der Partnerin besteht, auch wenn die Partnerschaftsqualität beider Partner als Kovariaten kontrolliert werden, [F (5, 228) = 2.40; $p < .05$]. Innerhalb der *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) zeigt sich ein *signifikanter univariater Gruppe-Effekt* bei der Annahme von *Delegationen durch den Partner*, [F (1, 232) = 8.68; $p < 0.01$]. Während Frauen in beiden Gruppen in gleichem Masse delegiertes dyadisches Coping praktizieren, nehmen Partner von Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, häufiger Delegationen an (s. Tabelle 69).

Wird nun die Partnerschaftsqualität nicht kontrolliert, und wird das *supportive dyadische Coping des Partners/der Partnerin* für die Frauen und Männer in den Paaren der beiden Gruppen verglichen, zeigt sich folgendes Bild: Innerhalb der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) zeigt sich, dass *ein multivariater Gruppe-Effekt* auf die Unterstützung des Partners/der Partnerin besteht, [F (7, 230) = 7.03; $p < .001$]. Innerhalb der *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) schätzen Paare, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Paaren, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind, das *emotionale supportive dyadische Coping des Partners* [F (1, 234) = 22.12; $p < 0.01$] tiefer ein, sie erhalten beide weniger *sachliches supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 234) = 10.35; $p < 0.01$], *mehr negatives sachliches supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 234) = 4.44; $p < 0.05$] und *mehr ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 234) = 31.60; $p < 0.01$]. Paare, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung unzufrieden sind, schätzen die *Wirksamkeit der Unterstützung des Partners* tiefer ein als Paare, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind [F (1, 232) = 26.80; $p < 0.01$].

Wenn die Partnerschaftsqualität kontrolliert wird., dann schätzen Frauen, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Frauen, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, die Unterstützung des Partners als gleich

wirksam ein, sie sind gleichermassen zufrieden mit der Unterstützung des Partners, erhalten nicht weniger positive emotionale und sachliche Unterstützung und nicht mehr ambivalente Unterstützung des Partners.

Wird die Partnerschaftsqualität nicht kontrolliert, dann erhalten bei Paaren, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung unzufrieden sind, beide Partner weniger emotionale und sachliche Unterstützung, mehr ambivalente Unterstützung voneinander und sie schätzen die Unterstützung des Partners als weniger wirksam ein als Paare, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind.

Ob Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind oder nicht, ändert nichts an den Geschlechtsunterschieden in beiden Gruppen: Frauen erhalten im Vergleich zu ihrem Partner *weniger emotionales supportives dyadisches Coping des Partners* [$F(1, 232) = 8.95; p < 0.01$], *weniger sachliches supportives dyadisches Coping des Partners*, [$F(1, 232) = 15.15; p < 0.01$], *mehr negatives supportives dyadisches Coping des Partners*, [$F(1, 232) = 8.85; p < 0.01$] und *mehr ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners*, [$F(1, 232) = 8.85; p < 0.01$]. In beiden Gruppen schätzen Frauen die *Wirksamkeit der Unterstützung des Partners* tiefer ein als ihr Partner die erhaltene Unterstützung seinerseits einschätzt, [$F(1, 230) = 4.85; p < 0.05$].

Weiter wird explorativ untersucht, ob Männer, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Männern, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, die Unterstützung der Partnerin als weniger wirksam einschätzen, sie weniger zufrieden mit der Unterstützung der Partnerin sind sowie weniger positive emotionale und sachliche Unterstützung und gleichzeitig mehr ambivalente Unterstützung der Partnerin erhalten.

Wenn die beiden Gruppen innerhalb einer *multivariaten Kovarianzanalyse* (MANCOVA) verglichen werden, zeigt sich, dass *kein multivariater Gruppe-Effekt* auf die Unterstützung des Partners/der Partnerin, wenn die

Partnerschaftsqualität beider Partner als Kovariaten kontrolliert werden, [F (5, 22) = .76; *ns.*]. Innerhalb der *univariaten Kovarianzanalysen* (ANCOVAs) zeigen sich keine *signifikanten univariaten Gruppe-Effekte* ausser bei der *Zufriedenheit mit der Unterstützung der Partnerin*, [F (1, 232) = 5.50; $p < .05$]. Männer, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, schätzen die Zufriedenheit mit der Unterstützung der Partnerin höher ein.

Ob Männer mit der Rollenteilung zufrieden sind oder nicht, ändert nichts an den Geschlechtsunterschieden in beiden Gruppen: Männer erhalten im Vergleich zu ihrer Partnerin *mehr emotionales supportives dyadisches Coping des Partners* [F (1, 233) = 14.74; $p < 0.01$], *mehr sachliches supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 233) = 19.65; $p < 0.01$], *weniger negatives supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 233) = 13.57; $p < 0.01$] und *weniger ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 233) = 8.51; $p < 0.01$]. In beiden Gruppen schätzen Männer die *Wirksamkeit der Unterstützung der Partnerin* als wirksamer ein als ihre Partnerin die erhaltene Unterstützung ihrerseits einschätzt, [F (1, 231) = 4.50; $p < .05$].

Männer, die mit der Rollenteilung zufrieden sind, schätzen im Vergleich zu Männern, die mit der Rollenteilung unzufrieden sind, einzig die Zufriedenheit mit der Unterstützung der Partnerin höher ein.

Ob Männer mit der Rollenteilung zufrieden sind oder nicht, ändert nichts an den Geschlechtsunterschieden in beiden Gruppen: Männer erhalten im Vergleich zu ihrer Partnerin mehr emotionales supportives dyadisches Coping des Partners, mehr sachliches supportives dyadisches Coping des Partners, weniger negatives supportives dyadisches Coping des Partners und weniger ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners. In beiden Gruppen schätzen Männer die Wirksamkeit der Unterstützung der Partnerin als wirksamer ein als ihre Partnerin die erhaltene Unterstützung ihrerseits einschätzt.

Verhaltensbeobachtungsdaten

Die entsprechenden Analysen zu den Zusammenhängen zwischen der *Zufriedenheit mit der Rollenteilung* und dem *dyadischen Coping* in den *Verhaltensbeobachtungsdaten* zeigen keine Unterschiede im Unterstützungsverhalten des Partners in Abhängigkeit der Zufriedenheit der Frau oder des Mannes mit der Rollenteilung (ohne und mit Kontrolle der Partnerschaftsqualität).

11.3.3 Ergebnisse zu materiellen Ressourcenunterschieden im Paar und dyadischem Coping

Selbstberichtsdaten

Aufgrund der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde gehe ich davon aus, dass die materiellen Ressourcenunterschieden im Paar in der Weise mit dem dyadischen Coping zusammenhängen, dass in den Paaren, in denen die Einkommensdifferenz kleiner ist, Frauen zufriedener sind mit der Unterstützung des Partners, sie sie als wirksamer einschätzen und sie mehr emotionale und sachliche Unterstützung erhalten als Frauen in den Paaren, bei denen die Einkommensdifferenz zu ihrem Partner grösser ist.

Für die explorativen Berechnungen wurden zwei Gruppen gebildet: bei der ersten Gruppe beträgt die Einkommensdifferenz im Paar zwischen 0 und 20'000 Franken, in der zweiten Gruppe beträgt die Einkommensdifferenz über 20'000 Franken im Paar.

Eine *multivariate Varianzanalyse* (MANOVA) einerseits über das *supportive dyadische Coping des Partners*, andererseits zwei *univariate Varianzanalysen* über die *Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners* und die *Wirksamkeit der Unterstützung des Partners* ergeben hoch signifikante Ergebnisse, die die Hypothese bestätigen. Hingegen zeigt sich nach der Kontrolle der Partnerschaftsqualität der Frau, dass sich die Frauen der bei-

den Gruppen nicht mehr unterscheiden. Bodenmann (2000a) konnte aufzeigen, dass Partnerschaftsqualität und dyadisches Coping eng zusammenhängen. Von daher ist es nachvollziehbar, dass die Gruppenunterschiede wegfallen, wenn der Einfluss der Partnerschaftsqualität berücksichtigt wird. Es scheint mir aber für die vorliegende Hypothese interessant aufzuzeigen, wie es um die Partnerschaftsqualität der Frauen in beiden Gruppen steht, und die Resultate der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA) und der beiden *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs) darzustellen, da sie ja, sowohl was die Partnerschaftsqualität als auch die Unterstützung des Partners angeht, die von den Frauen dieser Gruppen berichtete Realität darstellt.

Frauen mit höherer Einkommensdifferenz geben eine signifikant tiefere *Partnerschaftsqualität* an, [F (1, 227) = 13.03; $p < .001$]. Sie haben einen durchschnittlichen Wert von $M = 56.46$ ($SD = 13.49$) im Vergleich zu Frauen mit geringer Einkommensdifferenz ($M = 63.41$; $SD = 13.76$). Der Cut-off-Wert zwischen unglücklichen und eher glücklichen Paaren liegt nach Hahlweg (1996) bei 54. Frauen, bei denen die Einkommensdifferenz zu ihrem Partner sehr gross ist, befinden sich nahe bei diesem Cut-off-Wert.

Frauen mit höherer Einkommensdifferenz erhalten weniger *emotionales supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 227) = 13.74; $p < .001$], weniger *positives sachliches supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 227) = 7.77; $p < .001$] sowie mehr *ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners*, [F (1, 227) = 6.90; $p < .001$] (s. Tabelle 75). Frauen mit höherer Einkommensdifferenz sind *insgesamt unzufriedener mit der Unterstützung des Partners*, [F (1, 227) = 17.20; $p < .001$], und schätzen sie als weniger *wirksam* ein, [F (1, 227) = 7.37; $p < .001$].

Männer mit tiefer Einkommensdifferenz zu ihrer Partnerin erhalten im Vergleich zu Männern mit hoher Einkommensdifferenz zu ihrer Partnerin

mehr *emotionales supportives dyadisches Coping der Partnerin*, [F (1, 227) = 16.66; $p < .001$], mehr *positives sachliches supportives dyadisches Coping der Partnerin*, [F (1, 227) = 12.89; $p < .001$] und *ihre Partnerin nimmt häufiger ihre Wünsche nach Delegation* (delegiertes dyadisches Coping des Partners) an, [F (1, 227) = 11.38; $p < .001$] (s. Tabelle 70).

Bei Paaren, in denen die Einkommensdifferenz gross ist, sind beide Partner mit der emotionalen und sachlichen Unterstützung des Partners/der Partnerin unzufriedener, [F (1,227) = 13.72; $p < .001$] (s. Tabelle 70).

Tabelle 70.
Unterstützung der Frau durch den Partner im Zusammenhang mit dem materiellen Ressourcen-Ungleichgewicht im Paar

	Frauen, die unter 20'000 Franken weniger verdienen (N = 73)		Frauen, die über 20'000 Franken weniger verdienen (N = 156)		F
	M	SD	M	SD	
<i>Unterstützung des Partners:</i>					
Emotionales supportives dyadisches Coping des Partners	3.75	0.86	3.30	0.87	13.74***
Positives sachliches supportives dyadisches Coping des Partners	3.58	1.41	3.03	1.36	7.77**
Negatives supportives dyadisches Coping des Partners	1.78	0.66	1.96	0.81	2.69
Ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners	2.40	1.08	2.81	1.11	6.90**
Delegiertes dyadisches Coping des Partners	3.51	1.13	3.28	1.04	2.31
Zufriedenheit mit der Unterstützung des Partners/der Partnerin (univariater Effekt)	4.10	1.16	3.51	1.10	13.72***
Wirksamkeit der Unterstützung des Partners/der Partnerin (univariater Effekt)	4.22	1.22	3.76	1.17	7.37**

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$. Multivariater Effekt der fünf Unterstützungsskalen: F (5, 223) = 3.28; $p < .01$
1 = nie; 2 = selten; 3 = manchmal; 4 = häufig; 5 = meistens; 6 = immer

Verhaltensbeobachtungsdaten

Es besteht kein Gruppe-Effekt in der *multivariaten Varianzanalyse* (MANOVA), aber es zeigt sich in den *univariaten Varianzanalysen* (ANOVAs), dass die Frauen mit höherer Einkommensdifferenz weniger *verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping des Partners* erhalten, [$F(1,59) = 3.27; p < .1$] als Frauen mit kleiner Einkommensdifferenz. Männer dagegen erhalten unabhängig von der Einkommensdifferenz zur Partnerin gleich viel Unterstützung von ihrer Partnerin.

11.4 Diskussion der Ergebnisse

11.4.1 Diskussion der Zusammenhänge zwischen biologischem Geschlecht und dyadischem Coping

Ergebnisse aus den Selbstberichtsdaten

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *biologischem Geschlecht* und dem *dyadischen Coping in den Selbstberichtsdaten* zeigen bezüglich der *Stresskommunikation*, dass Frauen höhere Werte im Vergleich zu Männern bei der emotionalen Stresskommunikation, der sachlichen Stresskommunikation sowie bei der Anfrage um delegiertes dyadisches Coping aufweisen. In den Selbstberichtsdaten dagegen bestätigen sich somit die Ergebnisse von Widmer und Bodenmann (2000) bezüglich der höheren sach- und emotionsbezogenen Stresskommunikation bei Frauen. In Bezug auf das *supportive dyadische Coping* in den Selbstberichtsdaten zeigt sich, dass Frauen und Männer von sich glauben, dem Partner gleichviel emotionale und sachliche Unterstützung zu geben. Damit bestätigen sich die Resultate von Barbee, Cunningham, Winstead, Derlega, Gulley, Yankeelov und Druen (1993) und Bodenmann (1994, 1995a). Hingegen geben Frauen an, seltener sachliche Unterstützung von ihrem Partner zu erhalten als Männer von ihrer Partnerin erhalten. Wenn aber gefragt wird, wieviel Unterstützung man erhält, dann bestehen Unterschiede zwischen Frauen und Männern, die das Ergebnis von (Belle, 1982) bestätigen, dass

Frauen *weniger Unterstützung* von ihrem Partner erhalten als vice versa. Nicht nur berichten Frauen über eine niedrigere sachliche Unterstützung, sondern sie erhalten auch mehr negative und ambivalente Unterstützung des Partners. Daneben geben Frauen häufiger als Männer an, von ihrem Partner negative und ambivalente Unterstützung zu erhalten. Auch sind Frauen weniger zufrieden mit der Unterstützung des Partners, und sie schätzen sie als weniger wirksam ein. Damit bestätigen sich die Befunde von Bodenmann (2000a) und Bodenmann, Cina und Widmer (1999). Ebenso konnte das Resultat von Widmer und Bodenmann (2000) repliziert werden, dass Frauen allgemein unzufriedener mit der Partnerunterstützung sind und diese als weniger wirksam einschätzen.

Ergebnisse aus den Verhaltensbeobachtungsdaten

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *biologischem Geschlecht* und den *Stressäußerungskategorien innerhalb des dyadischen Copings in den Verhaltensbeobachtungsdaten* zeigen in Bezug auf die *relative Dauer der Stressäußerungskategorien*, dass Männer länger als Frauen ihren Stress rein sachlich beschreiben, und Frauen ihren Stress häufiger als Männer latent verbal oder nonverbal äussern (z.B. durch Seufzen etc.). äussern. Das heisst, dass Männer das Stressereignis auf rein sachlicher Ebene beschreiben, ohne auf ihre Gefühle einzugehen oder die Partnerin um Unterstützung zu bitten. Frauen dagegen sprechen häufiger über ihren Stress in einer latenten verbalen emotionsbezogenen Form. Damit gemeint ist, dass die Frauen in einer Art und Weise über ihren Stress sprechen, dass zwar latent eine Belastung spürbar ist, ohne dass diese aber direkt angesprochen würde. In dieser Art der Stressäußerung liegt ein indirekt appellativer Charakter an den Partner vor ("Ich finde das einfach daneben, wie sich meine Freundin Eva heute mir gegenüber benommen hat! Sie sagte mir, es sei ihr absolut unmöglich, mir für eine Stunde die Kinder zu hüten, wenn ich zum Arzt muss! Und dabei war sie mit ihren Kindern zu Hause!").

Frauen sind aber nicht, wie oft vermutet, emotional konkreter (explizite emotionale verbale Stressäußerung) als ihr Partner, wenn sie über ihre

Belastungen sprechen. Die Ergebnisse der Verhaltensbeobachtungsdaten widerlegen das Ergebnis von Bodenmann (1995a), dass Frauen emotionalen Stress häufiger als Männer auf implizite Weise äussern. Die Geschlechter unterscheiden sich weder in der impliziten verbalen emotionsbezogenen Stressäusserung noch in der expliziten verbalen emotionsbezogenen Stressäusserung in den Verhaltensbeobachtungsdaten.

In Bezug auf die *relative Häufigkeit der Stressäusserungskategorien* äussern Frauen Stress häufiger nonverbal emotionsbezogen als ihr Partner. Die Frauen zeigen nonverbal ihr emotionales Unbehagen oder Leiden, wobei auch hier ein appellativer Charakter an den Partner ersichtlich wird (z.B. lautes Seufzen, Stöhnen, Hände verwerfen, Kopf schütteln etc.).

In dieser unterschiedlichen Form der Stressäusserung von Frauen und ihrem Partner zeigen sich unterschiedliche Erwartungen an den Partner/die Partnerin. Während die Männer persönlichen Stress eher formal rapportieren, ohne von der Partnerin Unterstützung zu wünschen, sprechen Frauen über ihren Stress auf eine Art und Weise, dass sie vom Partner Unterstützung anstreben, diesen Wunsch aber nicht explizit äussern.

Frauen sind nicht wie oft vermutet, emotional konkreter, wenn sie über ihre Belastungen sprechen. Die nonverbale emotionsbezogene oder latent verbale emotionsbezogene Stressäusserung sind sehr intransparente Formen, um den Partner um Unterstützung zu bitten, und Missverständnisse auf der Seite des Partners sind hoch wahrscheinlich, weil die Frauen weder konkret über ihre Gefühle sprechen noch konkret eine Anfrage an den Partner stellen. Ich frage mich, aus welchem Grund Frauen ihren Unterstützungswunsch so verschlüsselt äussern. Ein Grund könnte sein, dass sich in dieser appellativen Form der Frauen das Bedürfnis nach Bestätigung durch den Partner ausdrückt, die Frauen zur Stützung ihres Selbstwerts mehr zu benötigen scheinen als Männer. Gleichzeitig ist die Aufforderung zur Unterstützung an den Partner nicht transparent, und könnte von daher für die Frauen selbst ein nicht bewusster Kompromiss sein zwischen mehr Unabhängigkeit vom Partner (indem der Partner nicht direkt um Unterstützung angefragt wird), auf der anderen Seite der Partner trotzdem unter dem

Druck steht, den diffus im Raum stehenden Erwartungen der Partnerin zu entsprechen.

Ein weiterer Grund könnte meiner Meinung darin liegen, dass es den Frauen schwer fällt, den Wunsch nach Unterstützung gegenüber einem Partner zu äussern, der seinen Stress nur sachlich rapportiert und keinerlei Blöße für eine Unterstützungsbedürftigkeit seinerseits zeigt.

Auch könnte ein Grund darin liegen, dass den Frauen diese Formen der Stressäusserungen genug konkret erscheinen, und Frauen von ihrem Partner eigentlich erwarten, dass er ihre Stressäusserungsformen und ihre non-verbale Signale interpretieren könnte. Wenn diese problematische Erwartung an den Partner besteht, könnte darin auch ein Grund liegen, weshalb Frauen nebst dem von ihnen angegebenen Ungleichgewicht an Unterstützung in der Partnerschaft aufgrund unerfüllter Erwartungen mit der Unterstützung des Partners weniger zufrieden sind.

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *biologischem Geschlecht* und den *Unterstützungskategorien innerhalb des dyadischen Copings in den Verhaltensbeobachtungsdaten* zeigen, dass Frauen ihrem Partner häufiger, aber nicht länger emotionale Unterstützung geben als Männer ihrer Partnerin. Frauen zeigen ihrem Partner gegenüber häufiger und länger Interesse als Männer gegenüber ihrer Partnerin. Frauen fragen im Vergleich zu ihrem Partner auch häufiger und länger nach, wenn ihr Partner von seinem Stress erzählt. Die Männer dagegen geben ihrer Partnerin zwar länger, aber nicht häufiger sachliche Unterstützung als Frauen ihrem Partner geben.

Die Ergebnisse sprechen für eine stärkere emotionale Präsenz der Frauen bezüglich der Aufmerksamkeit, wenn der Partner von seinem Stress spricht. Sie geben ihrem Partner häufiger verbale emotionsbezogene Unterstützung (verbales emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping) auf seine Stressäusserung. Die Männer dagegen geben der Partnerin länger sachliche Unterstützung (sachbezogenes supportives dyadisches Coping) auf ihre Stressäusserung.

Es fällt auf, dass die Frauen ihrem Partner zugewandter sind und sie ihrem Partner zwar nicht länger, aber häufiger emotionale Unterstützung geben. Die Männer geben ihrer Partnerin zwar länger, aber nicht häufiger sachliche Unterstützung. Bei der emotionalen Unterstützung geben Frauen ihrem Partner häufiger, bei der sachlichen Unterstützung geben Frauen ihrem Partner gleich häufig sachliche Unterstützung. Ich glaube, dass der Häufigkeit im Vergleich zur Länge der Unterstützung ein grösseres Gewicht zukommt, da sie impliziert, dass die unterstützende Person mehrere Male konstruktiv mitdenkt und ihren Partner zu unterstützen versucht. Das heisst, dass auch die Unterstützung bei sich veränderndem Wissensstand wieder neu angepasst werden muss, während beispielsweise eine einmalige lange emotionale oder sachliche Unterstützung eventuell aus einem (wohlgemeinten) Monolog des einen Partners bestehen kann, und je nach Sequenz in der die einmalige Unterstützung gegeben wird, weniger wirksam ist.

Obwohl Männer ihren Stress stärker als ihre Partnerin sachlich neutral beschreiben, regen die Frauen bereits während seiner Stressäusserung die Selbstöffnung des Partners an, und sie gehen stärker als es der Partner bei ihnen selbst tut, auf die emotionale Bedeutung seines Stresses ein. Hier zeigt sich ein klassisches stereotypes Bild vom Verhalten von Frauen und Männern in der Partnerschaft, indem Frauen gegenüber ihrem Partner zugewandter sind und auch auf die sachlichen Beschreibungen häufiger emotionale Unterstützung geben und damit auf die gefühlsmässige Bedeutung seiner Schilderung eingehen. Männer dagegen geben stereotypengetreu häufiger und länger sachbezogene Unterstützung, obwohl in der häufigeren latenten Stressäusserung seiner Partnerin stärker die emotionale Belastung spürbar ist.

11.4.2 Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht und dyadischem Coping

Ergebnisse aus den Selbstberichtsdaten

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen der *Geschlechtsrollenorientierung (soziales Geschlecht)* und den *Stressäusserungskategorien innerhalb des dyadischen Coping in den Selbstberichtsdaten* zeigen, dass sich Frauen mit unterschiedlicher Geschlechtsrollenorientierung nicht bezüglich der Stressäusserung unterscheiden. Bei den Männern zeigt sich, dass androgyne Männer im Vergleich zu maskulinen Männern einen höheren Wert bei der emotionalen Stresskommunikation haben. Feminine Männer unterscheiden sich dagegen nicht in der Stressäusserung von maskulinen Männern. In Bezug auf das supportive dyadische Coping geben feminine Frauen, nicht aber feminine Männer in den Selbstberichtsdaten an, ihrem Partner mehr emotionale Unterstützung zu geben als maskuline Frauen.

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen dem *sozialen Geschlecht* (Geschlechtsrollenorientierung) und den *Unterstützungskategorien innerhalb des dyadischen Copings in den Selbstberichtsdaten* zeigen, dass feminine Frauen ihrem Partner nicht häufiger emotionale Unterstützung geben als Frauen mit den anderen drei Geschlechtsrollenorientierungen. Feminine wie maskuline Frauen geben ihrem Partner ebenso viel emotionale Unterstützung. Demgegenüber geben feminine Männer an, ihrer Partnerin mehr emotionale Unterstützung als maskuline Männer zu geben. Nur feminine Frauen, aber nicht feminine Männer, berichten über ein höheres gemeinsames emotionales dyadisches Coping, als maskuline Frauen. Bei den Männern ist es vielmehr so, dass feminine Männer ein höheres gemeinsames sachliches dyadisches Coping als maskuline Männer aufweisen. Damit trifft das Resultat von Bodenmann (2000a) zu, dass Feminität bei Männern mit häufigerem *sachlichen dyadischen Coping* korreliert. Widerlegt wird hingegen das Ergebnis von Bodenmann (2000a), dass nicht nur feminine Frauen, sondern auch feminine Männer häufiger emotionsbezogenes dyadisches Coping anwenden. In der vorliegenden

Studie praktizieren nur feminine Frauen häufiges emotionsbezogenes dyadisches Coping, feminine Männer dagegen häufigeres sachbezogenes dyadisches Coping.

Ergebnisse aus den Verhaltensbeobachtungsdaten

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen dem *sozialen Geschlecht* (Geschlechtsrollenorientierung) und der *Stressäußerung innerhalb des dyadischen Copings in den Verhaltensbeobachtungsdaten* zeigen, dass sich weder feminine noch androgyne Frauen und Männer von den maskulinen Personen in einer der Stressäußerungsformen unterscheiden. Aber es zeigt sich, dass androgyne Männer im Vergleich zu maskulinen Männern in den Selbstberichtsdaten höhere Werte bezüglich der emotionalen Stressäußerung aufweisen. Das Resultat von Bodenmann (2000a), dass feminine und androgyne Frauen die höchsten Werte bei der sach- und emotionsbezogenen Stresskommunikation aufweisen, wird damit nicht bestätigt.

In Bezug auf die *Unterstützungskategorien innerhalb des dyadischen Copings in den Verhaltensbeobachtungsdaten* bestätigen sich die Ergebnisse aus den Selbstberichtsdaten nicht: weder feminine Frauen noch feminine Männer lassen ihrem Partner/ geihrer Partnerin mehr emotionale Unterstützung zukommen als maskuline Frauen oder maskuline Männer. Männer mit einer hohen Ausprägung auf der Feminitätsskala scheinen von sich das Bild zu haben (Vergleich zu den Ergebnissen aus den Selbstberichtsdaten), dass sie ihre Partnerin häufiger emotional unterstützen als andere Männer. Sowohl Frauen wie Männer mit hohen Werten auf der Feminitätsskala überschätzen beide ihr reales Verhalten. Feminine Personen, die sich unter anderem als weichherzig, feinfühlig, empfindsam, selbstaufopfernd und herzlich einschätzen, scheinen sich auch als fürsorglicher wahrzunehmen, als sie spezifisch in der emotionalen Unterstützung ihres Partners/ ihrer Partnerin tatsächlich sind. Ich vermute deshalb, dass feminine Frauen von sich glauben, ihrem Partner am häufigsten emotionale Unterstützung zu geben, weil sie die stärkste innere Repräsentation der traditionell ex-

pressiven, emotional unterstützenden Frauenrolle in der Partnerschaft haben.

11.4.3 Diskussion der Zusammenhänge zwischen sozialem Geschlecht auf der selbsteingeschätzten Verhaltensebene und dyadischem Coping

Ergebnisse aus den Selbstberichtsdaten

Die explorativen Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *einer mehr oder weniger partnerschaftlichen Aufteilung der Erwerbsarbeit und dem dyadischem Coping* zeigen auf, dass Frauen, die sich die 50% oder mehr erwerbstätig sind, von ihrem Partner mehr emotionales supportives dyadisches Coping erhalten und zufriedener sind mit der Unterstützung des Partners als Frauen, die weniger als 50% erwerbstätig sind. Auch die Partner, die 50% oder mehr erwerbstätig sind, schätzen die Unterstützung der Partnerin als wirksamer ein, sie erhalten mehr emotionales und sachliches supportives dyadisches Coping, aber auch mehr negatives sachliches dyadisches Coping von der Partnerin.

Es bestätigt sich die Vermutung, dass sich die Partner von Frauen, die erwerbsmässig eigenständiger sind, stärker in der Partnerschaft engagieren und die Frauen zufriedener mit seiner Unterstützung sind. Interessant ist am vorliegenden Ergebnis auch die Reziprozität des Verhaltens zwischen Frauen und Männern im dyadischen Coping. Auch die Männer berichten über ein höheres emotionales und sachliches supportives dyadisches Coping der Partnerin und schätzen die Unterstützung der Partnerin als wirksamer ein, wenn die Partnerin 50% oder mehr erwerbstätig ist. Und sie berichten über eine Abnahme des negativen sachlichen dyadischen Copings der Partnerin.

Die explorativen Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *der Rollenzufriedenheit und dem dyadischem Coping* zeigen auf, dass die Un-

zufriedenheit der Frauen mit der Rollenteilung einen starken Zusammenhang aufweist mit einem gesamthaft tieferen dyadischen Coping im Paar. Zusätzlich schätzen Paare, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung unzufrieden sind, im Vergleich zu Paaren, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind, das *emotionale supportive dyadische Coping des Partners* tiefer ein, sie erhalten **beide** weniger *sachliches supportives dyadisches Coping*, mehr *negatives sachliches supportives dyadisches Coping* und mehr *ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners*, Paare, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung unzufrieden sind, schätzen die *Wirksamkeit der Unterstützung des Partners* tiefer ein als Paare, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung zufrieden sind. Das bedeutet, dass in Paaren, in denen die Frauen mit der Rollenteilung unzufrieden sind, **beide Partner** weniger positives und mehr negatives supportives dyadisches Coping des Partners/der Partnerin erhalten als in Paaren, bei denen die Frauen mit der Rollenteilung zufrieden ist.

Die explorativen Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen den *materiellen Ressourcenunterschieden* und dem *dyadischem Coping in den Selbstberichtsdaten* zeigen auf, dass Frauen mit höherer Einkommensdifferenz zu ihrem Partner weniger emotionales supportives dyadisches Coping, weniger positives sachliches supportives dyadisches Coping sowie mehr ambivalentes supportives dyadisches Coping des Partners erhalten. Männer mit hoher Einkommensdifferenz zu ihrer Partnerin dagegen erhalten im Vergleich zu Männern mit tiefer Einkommensdifferenz zu ihrer Partnerin weniger emotionales supportives dyadisches Coping, weniger positives sachliches supportives dyadisches Coping der Partnerin, und ihre Partnerin verweigert häufiger ihre Wünsche nach Delegation.

Ergebnisse aus den Verhaltensbeobachtungsdaten

Die explorativen Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen der *Zufriedenheit mit der Rollenteilung* und dem *dyadischem Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten* zeigen keine Unterschiede im Unterstützungsverhalten des Partners in Abhängigkeit der Zufriedenheit der Frau

oder des Mannes mit der Rollenteilung (ohne und mit Kontrolle der Partnerschaftsqualität).

Die explorativen Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen den *materiellen Ressourcenunterschieden* und dem *dyadischem Coping in den Verhaltensbeobachtungsdaten* zeigen auf, dass die Frauen mit höherer Einkommensdifferenz weniger *verbal emotionsbezogenes supportives dyadisches Coping des Partners* erhalten als Frauen mit kleiner Einkommensdifferenz. Männer dagegen erhalten unabhängig von der Einkommensdifferenz zur Partnerin gleich viel Unterstützung von ihrer ihr.

Wenn man bedenkt, dass bei der Videographierung des supportiven dyadischen Copings im Vergleich zu den Angaben im Fragebogen auch die soziale Erwünschtheit eine Rolle spielt, weist die tendenziell tiefere emotionale Unterstützung der Männer gegenüber ihrer Partnerin bei höherer Einkommensdifferenz auf ein real stärkeres Ungleichgewicht im Alltag hin.

12 Bewertung der Ergebnisse und Ausblick

Das Ziel der Arbeit bestand zum einen darin, theoretische Positionen und empirische Befunde zu Geschlechtsunterschieden bezüglich des Alltagsstress, des individuellen und dyadischen Copings zusammenzustellen und zum andern auf der Paar-Ebene biologische und soziale Geschlechtsunterschiede in einer Kombination von Selbstbericht- und Verhaltensbeobachtungsdaten bezüglich der Kriteriumsvariablen detaillierter als bis anhin zu analysieren.

In der eigenen Untersuchung bestätigt der Vergleich der drei Operationalisierungen des Geschlechts für das *Ausmass von Alltagsstress*, dass für Frauen und Männer die Arbeitsteilung und die Zufriedenheit mit der Rollenteilung stärker als das soziale Geschlecht mit Variationen des Stressausmasses für Frauen und Männer zusammenhängt. Dieses Ergebnis zeigt

auf, dass es auch zukünftig wichtig ist, für Frauen die maskuline Rolle und für Männer die feminine Rolle als zusätzliche Stressquelle mit zu berücksichtigen. Aber die Erklärung der biologischen Geschlechtsunterschiede bezüglich Stressausmass zwischen Frauen und Männern bedingen meiner Meinung nach eine erweiterte Analyse der *Verhaltensebene beider Partner* in Bezug auf die Arbeitsteilung inner- und ausserhalb der Partnerschaft.

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *Geschlecht* und *individuellem Coping* zeigen in eine ähnliche Richtung. Für die Frauen kann das soziale Geschlecht (Geschlechtsrollenkonzept) einen eher geringen Erklärungswert für die biologischen Geschlechtsunterschiede wie beispielsweise höhere Rumination, häufigere soziale Unterstützungssuche oder tieferere aktive Stressbewältigung von Frauen leisten. Erklärungswert hat die feminine Rolle hingegen bei den Männern: Sie wenden am häufigsten dysfunktionale individuelle Copingstrategien wie z.B. sozialen Vergleich, Selbstvorwürfe, Fremdvorwürfe und Evasion an. Für die biologischen Geschlechtsunterschiede sollten zukünftig stärker die Arbeitsteilung inner- und ausserhalb der Partnerschaft (*Verhalten beider Partner*) berücksichtigt werden. Wie erste explorative Analysen innerhalb dieser Arbeit aufzeigen konnten, kann eine unausgeglichene Arbeitsteilung und eine hohe Unzufriedenheit mit der Rollenteilung mit einer hohen Unzufriedenheit bezüglich der eigenen Lebenssituation und, dadurch bedingt, mit häufigeren dysfunktionalen individuellen Copingstrategien zusammenhängen. Nicht nur individuelle Faktoren innerhalb der Sozialisationsgeschichte beider Geschlechter allein, sondern auch aktuelle Kontextbedingungen einer fairen, für beide Partner zufriedenstellende Arbeits- und Belastungsaufteilung im Paar und der Familie sowie eine eigenständige Erwerbsarbeit und Teilhabe am öffentlichen Leben hängen mit unterschiedlich hohen Ausprägungen der üblicherweise häufigeren dysfunktionalen individuellen Copingstrategien von Frauen zusammen.

Die Ergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen *Geschlecht* und *dyadischem Coping* zeigen interessante Unterschiede zwischen den Selbst-

bericht- und Verhaltensbeobachtungsdaten auf. Während Frauen wie Männer in den Selbstberichtsdaten von sich und dem Partner angeben, dass Frauen sowohl emotional wie auch sachlich häufiger über ihren Stress sprechen, werden diese Kommunikationsunterschiede in den Verhaltensbeobachtungsdaten nur bedingt bestätigt. Zwar äussern Frauen ihren Stress häufiger latent verbal oder nonverbal und Männer dagegen länger rein sachlich, aber es gibt keine Geschlechtsunterschiede innerhalb der impliziten und expliziten emotionalen verbalen Stressäusserung. Hier könnte ein geschlechtsstereotyper Verzerrungseffekt in der eigenen Wahrnehmung liegen, dass Frauen von sich annehmen, sie würden Stress emotional expliziter benennen, obwohl dies nicht der Fall ist.

Weder für Frauen noch für Männer hat zudem das soziale Geschlecht einen Zusammenhang mit der Häufigkeit der expliziten emotionalen Stressäusserung (in den Selbstbericht- wie auch Verhaltensbeobachtungsdaten). Ein Verzerrungseffekt kann insbesondere bei den femininen Männern ausgemacht werden. In den Selbstberichtsdaten geben sie an, ihrer Partnerin häufiger emotionale Unterstützung zu geben, ein Befund, der sich in den Verhaltensbeobachtungsdaten nicht finden lässt.

Der Vergleich zwischen Selbstbericht- und Verhaltensbeobachtungsdaten zu gegebener und erhaltener Unterstützung zeigt dagegen eine Übereinstimmung für die Frauen in Bezug auf das Verhalten ihres Partners. So geben Frauen in den Selbstberichtsdaten an, häufiger negative sachliche Unterstützung oder ambivalente Unterstützung von ihrem Partner zu erhalten und weniger zufrieden mit der Unterstützung des Partners zu sein. In den Verhaltensbeobachtungsdaten zeigen Männer (unabhängig von der Partnerschaftsqualität) länger sachliche Unterstützung und häufiger floskelhafte Unterstützung. Die Frauen hören längere Zeit aufmerksam zu, fragen tendenziell mehr nach und geben länger emotionale Unterstützung. Sie zeigen auch häufiger Interesse, fragen häufiger nach und bieten häufiger verbal emotionsbezogene Unterstützung an. Hier besteht tatsächlich ein Ungleichgewicht in gegebener und erhaltener Unterstützung und vor

diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb Frauen angeben, allgemein unzufriedener mit der Partnerunterstützung zu sein.

Die Kontrastierung der Selbstbericht- und Verhaltensbeobachtungsdaten beim dyadischen Coping zeigen auf, dass Selbsteinschätzung und Verhalten sich nicht zu entsprechen brauchen. So ergibt sich zum dyadischen Coping eine geschlechtsrollenkonforme Selbsteinschätzung der Frauen, dass sie emotional expliziter als Männer über ihren Stress berichten, was aber in den Verhaltensbeobachtungsdaten nicht bestätigt werden kann. Somit besteht der Geschlechtsunterschied nur in der Selbstwahrnehmung, nicht aber auf der Verhaltensebene.

Für eine zukünftige Erforschung von Geschlechtsunterschieden auch bezüglich des Ausmasses von Alltagsstress, des individuellen und dyadischen Copings sind in Zukunft wenn möglich unterschiedliche Forschungsinstrumente zu wählen, die die Kontrastierung der Ergebnisse ermöglichen. Insbesondere Verhaltensdaten erlauben die Erhärtung oder Infragestellung der Befunde aus Selbsteinschätzungsdaten. In Bezug auf das dyadische Coping hat die Kontrastierung aufgezeigt, dass z.B. das feminine Geschlecht bei Männern zu einer Überschätzung der eigenen emotionalen Unterstützung der Partnerin führt. In Bezug auf die gegebene und erhaltene Unterstützung dagegen entspricht die Wahrnehmung der Frauen dem eigenen Verhalten und demjenigen des Partners und bestätigt ein tatsächliches Ungleichgewicht der Unterstützung zu Ungunsten der Frauen in der vorliegenden Stichprobe. Die Kombination der Untersuchungsinstrumente schärft damit den Blick für tatsächliche oder vermeintliche Geschlechtsunterschiede. Sie verhindert die Kreation von vermeintlich neuen Geschlechtsunterschieden und beugt damit einer Zementierung bestehender Geschlechtsunterschiede vor, die so oft in ihrem Erklärungsgehalt überdehnt werden.

13 Literaturverzeichnis

- Acitelli, L.K. & Antonucci, T.C. (1994). Gender differences in the link between marital support and satisfaction in older couples. *Journal of Personality & Social Psychology*, 67, 688-698.
- Acitelli, L.K. (1996). The neglected Links between Marital support and Marital Satisfaction. In G.R. Pierce, B.R. Sarason & I.G. Sarason (Eds.), *Handbook of social support and the Family*. New York: Plenum Press.
- Aldwin, D.M. & Revenson, T.A. (1987). Does coping help? A reexamination of the relation between coping and mental health. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 337-348.
- Alfermann, D. (1996). *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Almeida, D.M. & Kessler, R.C. (1998). Everyday Stressors and Gender Differences in Daily Distress. *Journal of Personality and Social Psychology*, 75, 670-680.
- Anderson, E.A. & Leslie, L.A. (1991). Coping with Employment and Family Stress: Employment Arrangement and Gender Differences. *Sex Roles*, 24, 223-237.
- Angst, J. & Dobler-Mikola, A. (1984). The Zurich Study III. Diagnosis of depression. *European Archives of Psychiatry and Neurological Sciences*, 234, 30-37.
- Antill, J.K. (1983). Sex role complementary versus similarity in married couples. *Journal of personality and social psychology*, 45, 145-155.
- Antill, J.K. & Cotton, S. (1987). Self disclosure between husbands and wives: Its relationship to sex roles and marital happiness. *Australian Journal of Psychology*, 39, 11-24.
- Antonucci, T.C. & Akiyama, H. (1987). An examination of sex differences in social support among older men and women. *Sex Roles*, 17, 737-749.
- Asendorpf, J.B. (1996). *Psychologie der Persönlichkeit. Grundlagen*. Berlin: Springer.

- Attie, I. & Brooks-Gunn, J. (1987). Weight concerns as chronic stressors in women. In R.C. Barnett, L. Beiner & G.K. Baruch (Eds.). *Gender and stress*. New York: Free Press.
- Bales, R.F. (1950). *Interaction process analysis*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bandura, A. (1977). Self-efficacy: Toward a unifying theory of behavioral change. *Psychological Review*, 84, 191-215.
- Banyard, V.L. & Graham-Bermann, S.A. (1993). Can women cope? A Gender Analysis of Theories of Coping with Stress. *Psychology of Women Quarterly*, 17, 303-318.
- Barbee, A.P., Cunningham, M.R., Winstead, B.A., Derlega, V.J., Gulley, M.R., Yankeelov, P.A. & Druen, P.B. (1993). Effects of gender role expectations on the social support process. *Journal of Family Issues*, 49, 175-190.
- Bassoff, E.S. & Glass, G.V. (1982). The relationship between sex roles and mental health: A meta-analysis of twenty-six studies. *The Counseling Psychologist*, 10, 105-112.
- Bast, C. (1988). *Weibliche Autonomie und Identität: Untersuchung über die Probleme von Mädchenerziehung heute*. Weinheim: Juventa.
- Becker, G.S. (1981). *A treatise on the family*. Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Becker, P. (1984). *Bewältigungsverhalten und seelische Gesundheit*. (Trier Psychologische Berichte Nr. 11, Heft 5). Trier: Universität, Institut für Psychologie.
- Becker, P. (1986). Geschlecht und seelische Gesundheit. In P. Becker, & B. Minsel (Hrsg.), *Psychologie der seelischen Gesundheit*, Band 2 (S. 120-182). Göttingen: Hogrefe.
- Beckwith (1993). Stereotypes and reality in the division of household labor. *Social Behavior and Personality*, 20, 283-288.
- Belle, D. (1982). The stress of caring: Women as providers of social support. In L. Goldberger & S. Breznitz (Eds.), *Theoretical and clinical aspects* (pp. 496-505). New York: Free Press.

- Belsky, J. (1985). Exploring individual differences in marital change across the transition to parenthood: The role of violated expectations. *Journal of Marriage and the Family*, 47, 1037-1044.
- Belsky, J. & Pensky, E. (1988). Marital change across the transition to parenthood. *Marriage and Family Review*, 12, 133-156.
- Bem, S.L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155-162.
- Bem, S.L. (1977). On the utility of alternative procedures for assessing psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 45, 196-205.
- Bem, S.L. (1981). Gender schema theory: A cognitive account of sex typing. *Psychological Review*, 88, 354-364.
- Benin, M. & Agostinelli, J. (1988). Husbands' and wives' satisfaction with the division of labor. *Journal of Marriage and the Family*, 60, 577-594.
- Berardo, D.H., Shehan, C.L. & Leslie, G.R. (1987). A residue of tradition: Jobs, careers, and spouses' time in housework. *Journal of Marriage and the Family*, 49, 381-390.
- Berger-Schmitt, R. (1986). Innerfamiliale Arbeitsteilung und ihre Determinanten. In W. Glatzer & R. Berger-Schmitt (Hrsg.), *Haushaltproduktion und Netzwerkhilfe. Die alltäglichen Leistungen der Haushalte und Familien* (S. 105-140). Frankfurt/Mannheim/New York: Campus.
- Bertalanffy, L. von (1969). *General system theory*. New York: Braziller.
- Bierhoff-Alfermann, D. (1989). *Androgynie. Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Billings, A.G. & Moos, R.H. (1981). The role of coping responses in attenuating the impact of stressful life events. *Journal of Behavioral Medicine*, 4, 139-157.
- Billings, A.G. & Moos, R.H. (1984). Coping, stress, and social resources among adults with unipolar depression. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 877-891.

- Bittman, M. & Lovejoy, F. (1994). Domestic power: Negotiating an unequal division of labour within a framework of equality. *Australian and New Zealand Journal of Sociology*, 29, 302-321.
- Blier, M.J. & Blier-Wilson, L. A. (1989). Gender differences in self-rated emotional expressiveness. *Sex Roles*, 21, 287-295.
- Blood, R.O. & Wolfe, D.M. (1960). *Husbands and wives. The dynamics of married living*. New York: Free Press.
- Bodenmann, G. (1994). *Belastungen und Belastungsbewältigung in Partnerschaften: ein systemisch-transaktionaler Ansatz*. Unveröffentlichte Dissertation. Psychologisches Institut der Universität Fribourg. Fribourg (CH).
- Bodenmann, G. (1995a). *Bewältigung von Stress in Partnerschaften. Der Einfluss von Belastungen auf die Qualität und Stabilität von Partnerschaften*. Bern: Huber.
- Bodenmann, G. (1995b). Dyadisches Coping und Partnerschaftszufriedenheit. *Psychologische Beiträge*, 37, 72-89.
- Bodenmann, G. (1996a). Geschlechtsunterschiede bei Depression: Bahnen emotionale Reaktionen im Alltag depressive Reaktions-tendenzen? *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie*, 44, 362-381.
- Bodenmann, G. (1996b). Die Erfassung des dyadischen Copings: Der FDCT-2 Fragebogen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 7, 119-148.
- Bodenmann, G. (2000a). *Stress und Coping bei Paaren*. Hogrefe: Göttingen.
- Bodenmann, G. (2000b). *Kompetenzen für die Partnerschaft. Freiburger Stresspräventionstraining für Paare*. Weinheim: Juventa.
- Bodenmann, G., Bourquard, E., Perrez, M. & Spiegel, R. (1995). *CAOS. Computer Aided Observation System. Manual zum Beobachtungsprogramm*. Fribourg: Universität Fribourg.
- Bodenmann, G. & Cina, A. (1999). Der Einfluss von Stress, individueller Belastungsbewältigung und dyadischem Coping auf die Beziehungsqualität und -stabilität: Ergebnisse einer 4-Jahres-Längsschnittstudie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 28, 130-139.

- Bodenmann, G. & Cina, A. (2000). Stress und Coping als Prädiktoren für Scheidung: Eine prospektive Fünf-Jahres-Längsschnittstudie. *Zeitschrift für Familienforschung*, 2, 5-20.
- Bodenmann, G., Cina, A. & Widmer, K. (1999). Ergebnisse zur Wirksamkeit des Freiburger Stresspräventionstrainings für Paare (FSPT) bezüglich der Partnerschaftsqualität: Eine 6-Monate-Follow-up-Studie. *Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin*, 20, 249-273.
- Bodenmann, G. & Perrez, M. (1991). Dyadisches Coping - eine systemische Betrachtungsweise der Belastungsbewältigung in Partnerschaften. *Zeitschrift für Familienforschung*, 3, 4-25.
- Bodenmann, G. & Perrez, M. (1993). Stress und Copingdiagnostik in Partnerschaft und Familie. *Zeitschrift für Familienforschung*, 5, 177-214.
- Bodenmann, G. Perrez, M. & Gottman, J.M. (1996). Die Bedeutung des intrapsychischen Copings für die dyadische Interaktion. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 25, 1-13.
- Bodenmann, G., Schwerzmann, S. & Cina, A. (2000). Kritische Lebensereignisse und Alltagsstress bei Depressiven und Remittierten. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie*, 48, 1-19.
- Bodenmann-Kehl, C. (1999). Eine Analyse spezifischer Ansatzpunkte zur Förderung der familiären Kompetenz. *Forschungsbericht Nr. 144*, Institut für Familienforschung und -beratung der Universität Fribourg/Schweiz.
- Bolger, N., Kessler, R.C. & Schilling, E.A. (1990). *Visible support, invisible support, and adjustment to daily stress*. Unpublished manuscript.
- Booth, A. (1977). Wife's employment and husband's stress: A replication and refutation. *Journal of Marriage and the Family*, November, 645-650.
- Booth, A.D.R., Johnson, L.W. & Edwards, J.N. (1984). "Women, outside employment, and marital instability". *American Journal of Sociology*, 90, 567-583.

- Bourquard, E., Bodenmann, G. & Perrez, M. (1993). *Computer Aided Observation System*. Fribourg: Psychologisches Institut der Universität Fribourg.
- Bowen, M.L. (1990). Coping efforts and marital satisfaction: Measuring marital coping and its correlates. *Journal of Marriage and the Family*, 52, 463-474.
- Brems, C. & Johnson, M.E. (1989). Problem-solving appraisal and coping style: The influence of sex-role orientation and gender. *Journal of Psychology*, 123 (2), 187-194.
- Brines, J. (1993). The exchange value of housework. *Rationality and society*, 5, 302-340.
- Brown, G.W. & Harris, T. (1978). *Social origins of depression*. New York: Free Press.
- Brooks, P.R, Morgan, G.S. & Scherer, R.F. (1990). Sex Role Orientation and Type of Stressful Situation: Effects on Coping Behaviors. *Journal of Social Behavior and Personality*, 5, 627-639.
- Brück, B. (1992). *Feministische Soziologie: eine Einführung*. Frankfurt a. Main: Campus.
- Buchmüller, R., Dobler, S., Kiefer, T., Margulies, F., Mayring, P., Melching, M. & Schneider, H.D. (1996). *Vor dem Ruhestand. Eine psychologische Untersuchung zum Erleben der Zeit vor der Pensionierung*. Bern: Huber.
- Bundesamt für Statistik (1996). *Schweizerische Gesundheitsbefragung. Gesundheit und Gesundheitsverhalten in der Schweiz*. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Bundesamt für Statistik (1997). *Familienbericht*. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Burke, R.J. & Weir, T. (1977). Marital helping relationships: The moderators between stress and well-being. *Journal of Psychology*, 95, 121-130.

- Burke, R.J. & Weir, T. (1982). Husband-wife helping relationships as moderators of experienced stress: The "mental hygiene" function in marriage. In H.I. McCubbin, A.E. Cauble & J. M. Patterson (Eds.), *Family, stress, coping and social support* (pp. 221-238). Springfield: Charles Thomas.
- Buss, D.M. & Schmidt, D.P. (1993). Sexual strategies theory: An evolutionary perspective on human mating. *Psychological Review*, *100*, 204-232.
- Campbell, A., Converse, P. & Rodgers, W. (1976). *The quality of American life: Perceptions, evaluations, and satisfactions*. New York: Russel Sage.
- Campbell, M., Steffen, J.J. & Langmeyer, D. (1981). Psychological androgyny and social competence. *Psychological Reports*, *48*, 611-614.
- Cannon, W.B. (1929). *Bodily changes in pain, hunger, fear and rage* (2nd ed.). New York: Appleton.
- Cannon, W.B. (1932). *The wisdom of the body*. New York: Norton.
- Carver, C.S., Scheier, M.F. & Weintraub, J.K. (1989). Assessing coping strategies: A theoretically based approach. *Journal of Personality and Social Psychology*, *56*, 267-283.
- Chan, K.B. (1977). Individual differences in reactions to stress and their personality and situational determinants: Some implications for community mental health. *Social Science and Medicine*, *11*, 89-103.
- Chino, A. & Funabiki, D. (1984). A cross-validation of sex differences in depression. *Sex Roles*, *11*, 175-187.
- Christensen, A. (1988). Dysfunctional interaction patterns in couples. In P. Noller & M.A. Fitzpatrick (Eds.), *Perspectives in marital interaction* (pp. 31-52). Philadelphia: Multilingual Matters.
- Christensen, A. & Heavey, C.L. (1990). Gender and social structure in the demand/withdraw pattern of marital conflict. *Journal of Personality and Social Psychology*, *59*, 73-81.
- Conger, R.D., Lorenz, F.O., Elder, G.H, Simons, R.L. & Ge, X.J. (1993). Husband and wife differences in response to undesirable life events. *Journal of Health and Social Behavior*, *34*, 71-88.

- Conway, M., Giannopoulos, C. & Stiefenhofer, K. (1990). Response styles to sadness are related to sex and sex-role orientation. *Sex Roles*, 22, 579-587.
- Cook, E.P. (1987). Psychological androgyny: A review of the Research. *The Counseling Psychologist*, 15, 471-513.
- Cotton, D.H.G. (1990). *Stress Management. An Integrated Approach to Therapy*. New York: Brunner/Mazel.
- Coyne, J. & Smith, D.A.F. (1991). Couples coping with myocardial infarction: Contextual perspective on patient self-efficacy. *Journal of Personality and Social Psychology*, 8, 404-412.
- Cromwell, R.E. & Olson, D. (1975). *Power in Families*. New York: John Wiley and Sons.
- Cronkite, R.C. & Moos, R.H. (1984). The role of predisposing and moderating factors in the stress-illness relationship. *Journal of Health and Social Behavior*, 25, 372-393.
- Cutrona, C.E. & Suhr, J.A. (1992). Controllability of stressful events and satisfaction with spouse support behaviors. *Communication research*, 19, 154-176.
- Cutrona, C.E. (1996). *Social Support in Couples. Marriage as a Resource in Times of Stress*. Thousand Oaks, California: Sage Publications.
- Daly, M. & Wilson, M. (1979). *Sex, evolution and behavior*. North Scituate, MA: Duxbury.
- Defares, P.B., Brandes, M., Nass, C.H. & van der Ploeg, J.D. (1985). Coping styles, social support and sex-differences. In I.G. Sarason & B.R. Sarason (Eds.), *Social Support: Theory, research, and applications*. Dordrecht: Martinus Nijhoff.
- DeLongis, A. & O'Brien, T. (1990). An interpersonal framework for stress and coping: An application to the families of alzheimer's patients. In M.A.P. Stephens, J.H. Crowther, S.E. Hobfoll & D.L. Tennenbaum (Eds.), *Stress and coping in later-life families* (pp. 221-240). New York: Hemisphere Publishing Corporation.

- Dion, K.L. & Dion, K.K. (1988). Romantic love. Individual and cultural perspectives. In R.J. Sternberg & M.L. Barnes (Eds.), *The psychology of love* (pp. 264-289). New Haven, CT: Yale University Press.
- Dohrenwend, B.S. (1978). Social status and responsibility for stressful life events. In C.D. Spielberger & I.G. Sarason (Eds.), *Stress and anxiety* (Vol. 5, pp. 25-42). New York: Wiley.
- Dohrenwend, B.S. & Dohrenwend, B.P. (1974). *Stressful life events. Their nature and effects*. New York: Wiley.
- Dohrenwend, B.S., Dohrenwend, B.P., Dodson, M. & ShROUT, P.E. (1984). Symptoms, hassles, social support, and life events: Problem of confounded measures. *Journal of Abnormal Psychology*, 93, 222-230.
- Doyle, J.A. (1985). *Sex and gender: The human experience*. Dubuque, IA: William C. Brown.
- Duncombe, J., & Marsden, D. (1995). "Workaholics" and "Whining Women": Theorising Intimacy and Emotion Work – the last frontier of gender inequality? *Sociological Review*, 43, 150-169.
- Dunkel-Schetter, C. & Bennett, T.L. (1990). Differentiating the cognitive and behavioral aspects of social support. In B.R. Sarason, I.G. Sarason & G.R. Pierce (Eds.), *Social support: An interactional view* (pp. 267-296). New York: Wiley.
- Eaton, W.O. & Enns, L.R. (1986). Sex differences in human motor activity level. *Psychological Bulletin*, 100, 19-28.
- Ecoffey, E. (1994). Berufstätige Frauen: Saisoniers im eigenen Land. In: *Berner Tagwacht*, 13.4.1994.
- Eisler, R.M. & Skidmore, J.R. (1987). Masculine Gender Role Stress. Scale Development and Component Factors in the Appraisal of Stressful Situations. *Behavior Modification*, 11, 123-136.
- El-Giamal, M. (1999). *Wenn ein Paar zur Familie wird. Alltag, Belastungen und Belastungsbewältigung beim ersten Kind*. Fribourg: Universitätsverlag; Bern: Huber.
- Erikson, E.H. (1966). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ermert, C. (1996). *Familienexterne Betreuung für Kinder im Kleinkind-, Vorschul- und Schulalter in der Stadt Winterthur*. Winterthur: Departement Soziales. Jugendsekretariat.

- Feather, N.T. (1985). Masculinity, femininity, and subclinical depression. *Sex Roles, 12*, 491-500.
- Filipp, S.H. (1990). *Kritische Lebensereignisse*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Finney, J.W., Moos, R.H., Cronkite, R.C. & Gamble, W. (1983). An conceptual model of the functioning of married persons with impaired partners: Spouses of alcoholic patients. *Journal of Marriage and the Family, 45*, 23-34.
- Fisher, D.V. (1986). Decision-making and self-disclosure. *Journal of Social and Personal Relationships, 3*, 323-336.
- Fiske, V., Coyne, J. & Smith, D.A.F. (1997). Couples coping with myocardial infarction: An empirical reconsideration of the role of overprotectiveness. *Journal of Family Psychology, 5*, 4-20.
- Folkman, S. (1984). Personal control and stress and coping processes: A theoretical analysis. *Journal of Personality and Social Psychology, 46*, 839-852.
- Folkman, S. & Lazarus, R.S. (1980). An analysis of coping in a middle-aged community sample. *Journal of Health and Social Behavior, 21*, 219-239.
- Folkman, S. & Lazarus, R.S. (1988). *Ways of Coping Questionnaire. Manual*. Paolo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- Folkman, S., Lazarus, R.S., Gruen, R.J. & DeLongis, A. (1986). Appraisal, coping, health status, and psychological symptoms. *Journal of Personality and Social Psychology, 50*, 571-579.
- Folkman, S., Lazarus, R.S., Pimley, S. & Novacek, J. (1987). Age differences in stress and coping process. *Psychology and Aging, 2*, 171-184.
- Fondacaro, M.R. & Moos, R.H. (1987). Social Support and Coping: A Longitudinal Analysis. *American Journal of Community Psychology, 15*, 653-673.
- Gillespie, B.L. & Eisler, R.M. (1992). Development of the Feminine Gender Role Stress Scale. A Cognitive-Behavioral Measure of Stress, Appraisal, and Coping for Women. *Behavior Modification, 16*, 426-438.

- Gilligan, C. (1982). *In a different voice*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Gordon, S.L. & Cancian, F.M. (1988). Changing emotion norms in marriage: Love and anger in U.S. women's magazines since 1900. *Gender and Society*, 2, 308-342.
- Gove, W.R. (1978). Sex differences in mental illness among men and women. *Social Science and Medicine*, 12, 187-198.
- Gove, W.R., Hughes, M. & Style, C.B. (1983). Does marriage have positive effects on the psychological well-being of the individual? *Journal of Health and Social Behavior*, 24, 122-131.
- Gray, J. (1998a). *Männer sind anders, Frauen auch*. Mosaik Taschenbuch.
- Gray, J. (1998b). *Mars liebt Venus, Venus liebt Mars*. Mosaik Taschenbuch.
- Greenstein, N.T. (1996). Husbands' Participation in Domestic Labor: Interactive Effects of Wives' and Husbands' Gender Ideologies. *Journal of Marriage and the Family*, 58, 585-595.
- Haan, N. (1977). *Coping and defending*. New York: Academic Press.
- Hahlweg, K. (1996). *Fragebogen zur Partnerschaftsdiagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Hansen, J.E. & Schuldt, W.J. (1984). Marital self-disclosure and marital satisfaction. *Journal of Marriage and the Family*, 46, 923-926.
- Hasler, B. (1997). Vor dem Bügeleisen kapituliert der Mann. Eine neue Rollenteilung setzt sich nur langsam durch - aber die meisten Frauen und Männer haben sich damit arrangiert. *Tages-Anzeiger*, 14.2.1997, S. 2.
- Havighurst, R.J. (1972). *Developmental tasks and education*. New York: McKay.
- Heavy, C.L., Layne, C. & Christensen, A. (1993). Gender and conflict structure in marital interaction: A replication and extension. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 61, 16-27.

- Heim, E. (1988). Coping und Adaptivität: Gibt es geeignetes oder ungeeignetes Coping? *Psychotherapie, Psychosomatik und Medizinische Psychologie*, 38, 8-18.
- Henderson, S., Byrne, G.O. & Duncan-Jones, P. (1981). *Neurosis and social environment*. Sidney, Australia: Academic Press.
- Hendrick, S.S. (1981). Self-disclosure and marital satisfaction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 40, 383-410.
- Hendrick, S.S. & Hendrick, C. (1992). *Romantic Love*. Newbury Park, CA: Sage.
- Hobfoll, S.E. (1989). Conservation of resources. *American Psychologist*, 44, 513-524.
- Hobfoll, S.E., Dunahoo, C.L., Ben-Porath, Y. & Monnier, J. (1994). Gender and Coping: The Dual-Axis Model of Coping. *American Journal of Community Psychology*, 22, 49-82.
- Hochschild, A. (1983). *The managed heart*. Berkeley: University of California Press.
- Hochschild, A. (1990). Ideology and emotion management: A perspective and path for future research: In T.D. Kemper (Ed.), *Research agendas in the sociology of emotions* (pp. 117-142). Albany: State University of New York Press.
- Hochschild, A. (1993). The economy of gratitude. In D. Franks & E.D. McCarthy (Eds.), *The sociology of emotions* (pp. 95-113). Greenwich: Jai Press.
- Hochschild, A. & Machung, A. (1989). *The second shift*. New York: Viking.
- Holahan, C.J. & Moos, R.H. (1987). Personal and contextual determinants of coping strategies. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 946-955.
- Holmes, T.H. & Rahe, R.H. (1967). The social readjustment rating scale. *Journal of Psychosomatic Research*, 11, 213-218.
- Holmes, J.G. & Rempel, J.K. (1989). Trust in close relationships. In C. Hendrick (Ed.), *Close relationships* (pp. 187-221). Newbury Park, CA: Sage.

- Honegger, C. & Heintz, B. (1981). *Listen der Ohnmacht: zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt.
- Hyde, J.S. & Linn, M.C. (1988). Gender differences in verbal ability: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 104, 53-69.
- Illfeld, F. (1980). Understanding marital stressors: The importance of coping style. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 168, 375-381.
- Jacobson, N.S. (1989). The politics of intimacy. *Behaviour Therapist*, 12, 29-32.
- Janke, W., Erdmann, G. & Kallus, W. (Hrsg.) (1985). *Stressverarbeitungsfragebogen (SVF)*. Handanweisung. Göttingen: Hogrefe.
- Kanner, A.D., Coyne, J.C., Schaefer, C. & Lazarus, R.S. (1981). Comparisons of two modes of stress measurements: Daily hassles and uplifts versus major life events. *Journal of Behavioral Medicine*, 4, 1-39.
- Kaslow, F.W. & Schwartz, L.L. (1987). *The dynamics of divorce: A life-cycle perspective*. New York: Brunner & Mazel.
- Kayser, K., Sormanti, M. & Strainchamps, E. (1999). *Women coping with cancer: The influence of relationship factors on psychosocial adjustment* (submitted for publication).
- Keller, H. (1979). *Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung*. Weinheim: Beltz.
- Kelly, J.A., O'Brien, G.G. & Hosford, R. (1981). Sex-roles and social skills: Considerations for interpersonal adjustment. *Psychology of Women Quarterly*, 5, 758-766.
- Kessler, R.C. & McLeod, J.D. (1984). Sex differences in vulnerability to undesirable life events. *American Sociological Review*, 49, 620-631.
- Kilchenmann, U. (1992). Teilzeitbeschäftigung - Chance oder Hindernis einer emanzipatorischen Umgestaltung der Arbeitsverhältnisse? In: Schweizerische Vereinigung für marxistische Studien (Hrsg.) (1992). *Die Schweiz der Zukunft: Flexibel rund um die Uhr. Ursachen und Konsequenzen der kapitalistischen Flexibilisierungsstrategien*. Bern: VMS-Verlag.

- Krohne, H.W. (1990). Stress und Stressbewältigung. In R. Schwarzer (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Krohne, H.W., Schumacher, A. & Egloff, B. (1992). *Das Angstbewältigungs-Inventar (ABI)*. (Mainzer Berichte zur Persönlichkeitsforschung No. 41). Mainz, Germany: Johannes Gutenberg-Universität, Psychologisches Institut.
- Künzler, J. (1994). *Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit*. Bielefeld: Kleine.
- Laux, L. & Weber, H. (1990). Bewältigung von Emotionen. In K. R. Scherer (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. Band 3 (S. 107-151). Göttingen: Hogrefe.
- Lazarus, R.S. (1966). *Psychological stress and the coping process*. New York: McGraw Hill.
- Lazarus, R.S. (1983). The costs and benefits of denial. In S. Breznitz (Ed.), *The denial of stress* (pp. 1-30). New York. International Universities Press.
- Lazarus, R.S. & Folkman, S. (1984). *Stress, appraisal, and coping*. New York: Springer.
- Lazarus, R.S. & Launier, R. (1978). Stress-related transactions between person and environment. In L.A. Pervin & M. Lewis (Eds.), *Perspective in interactional psychology* (pp. 287-327). New York: Plenum.
- Lazarus, R.S. & Launier, R. (1981). Stressbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt. In J.R. Nitsch (Hrsg.), *Stress: Theorien, Untersuchungen, Massnahmen*. (S. 213-260). Bern: Huber.
- Lennon, M.C. & Rosenfield, S. (1994). Relative fairness and the division of housework: The importance of options. *American Journal of Sociology*, 100, 506-531.
- Leslie, L.A., Branson, M. & Anderson, E. A. (1991). The impact of couples' work profile on husbands and wives performance of child care tasks. *Family perspectives*, 22, 327-332.

- Levinsohn, P.M., Roberts, R.E., Seeley, J.R., Rohde, P., Gotlib, I.H. & Hops, H. (1994). Adolescent psychopathology: Psychological risk factors for depression. *Journal of Abnormal Psychology, 103*, 302-315.
- Linn, M.C. & Peterson, A.C. (1985). Emergence and characterization of sex differences in spatial ability: A meta-analysis. *Child development, 56*, 1479-1498.
- Long, B.C. (1989a). Sex-role orientation, coping strategies and self-efficacy in women in traditional and non-traditional occupations. *Psychology of Women Quarterly, 13*, 307-324.
- Long, V.O. (1986). Relationship of masculinity to self-esteem and self-acceptance in female professionals, college students, clients and victims of domestic violence. *Journal of Counseling Psychology, 54*, 323-327.
- Long, V.O. (1989b). Relationship of masculinity to self-esteem and self-acceptance in male professionals, college students and clients. *Journal of Counseling Psychology, 36*, 84-87.
- Lubinski, D., Tellegen, A. & Butcher J.N. (1983). Masculinity, femininity, and androgyny viewed and assessed as distinct concepts. *Journal of Personality and Social Psychology, 44*, 428-439.
- Maccoby, E.E. & Jacklin, C.N. (1974). *The psychology of sex differences*. Stanford, Calif.: Stanford University Press.
- Maddi, S.R. (1990). Issues and interventions in stress mastery. In H.S. Friedman (Ed.), *Personality and disease*. New York: John Wiley & Sons.
- Marini, M.M. & Shelton, B.A. (1993). Measuring household work. Recent experience in the United States. *Social Science Research, 22*, 361-382.
- Mason, J.W. (1975). A historical view of the stress field. *Journal of Human Stress, 1*, 22-36.
- McCall, M.E. & Struthers, N.J. (1994). Sex, Sex-Role Orientation and Self-Esteem as Predictors of Coping Style. *Journal of Social Behavior and Personality, 9*, 801-810.

- McCrae, R.R. & Costa, R.T. (1986). Personality, coping, and coping effectiveness in an adult sample. *Journal of Personality*, 54, 385-405.
- McCubbin, H.I. & Figley, C.R. (1983). Bridging normative and catastrophic family stress. In H.I. McCubbin & C.R. Figley (Eds.), *Stress and the family. Coping with normative transition*. Volume I (pp. 218-228). New York: Brunner & Mazel.
- McLaughlin, M., Cormier, L.S. & Cormier, W.H. (1988). Relation between coping strategies and distress, stress, and marital adjustment of multiple-role women. *Journal of Counseling Psychology*, 35, 187-193.
- Mees, U. (1977). Einführung in die systematische Verhaltensbeobachtung. In U. Mees & H. Selg (Hrsg.), *Verhaltensbeobachtung und Verhaltensmodifikation* (S. 43-65). Stuttgart: Klett.
- Meier-Seethaler, C. (1988). *Ursprünge und Befreiungen. Eine dissidente Kulturtheorie*. Arche: Zürich.
- Meier-Seethaler, C. (1993). *Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel grosser Symbole*. Kreuz-Verlag: Zürich.
- Meier-Seethaler, C. (1998). *Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft*. Beck: München.
- Merz, F. (1979). *Geschlechterunterschiede und ihre Entwicklung. Ergebnisse und Theorien der Psychologie*. Lehrbuch der differentiellen Psychologie, Band 3. Göttingen: Hogrefe.
- Miller, S.M. & Kirsch, N. (1987). Sex differences in cognitive coping with stress. In R.C. Barnett, L. Biener, G.K. Baruch (Eds.), *Gender and stress* (pp. 278-307). New York: Free Press.
- Mikula, G., Freudenthaler, H.H., Brennacher-Kröll & Brunschko, B. (1997). Division of Labor in Student Households: Gender Inequality, Perceived Justice, and Satisfaction. *Basic and Applied Social Psychology*, 19, 275-289.
- Mirowski, J. (1985). "Depression and Marital Power: An Equity Model." *American Journal of Sociology*, 91, 557-592.
- Mohr, G. (1986). *Die Erfassung psychischer Befindlichkeitsbeeinträchtigungen bei Industriearbeitern*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

- Mortimer, J. & London, J. (1984). The varying linkage of work and family. In P. Voydanoff (Ed.), *Work and family: Changing roles of men and women*. Palo Alto: CA: Mayfield.
- Mullis, R.L. & McKinley, K. (1989). Gender-role orientation of adolescent females: Effects on self-esteem and locus of control. *Journal of Adolscent Research, 4*, 506-516.
- Nezu, A.M. & Nezu, C.M. (1987). Psychological distress, problem solving, and coping reactions: Sex role differences. *Sex Roles, 16*, 205-214.
- Nolen-Hoeksema, S. (1987). Sex differences in unipolar depression: Evidence and theory. *Psychological Bulletin, 101*, 259-282.
- Nolen-Hoeksema, S. (1991). Responses to depression and their effects on the duration of depressive episodes. *Journal of Abnormal Psychology, 102*, 20-28.
- Notz, G. (1991). *"Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann". Die Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Müttern und Vätern*. Bonn: Dietz.
- O'Brien, T. & DeLongis, A. (1997). Coping with chronic stress: An interpersonal perspective. In B. Gottlieb (Ed.), *Coping with chronic stress* (pp. 162-190). New York: Plenum Press.
- Oliver, M.B. & Hyde, J.S. (1993). Gender differences in sexuality: A meta-analysis. *Psychological Bulletin, 114*, 29-51.
- O'Neil, J.M. (1981). Male sex role conflicts, sexism, and masculinity: Psychological implications for men, women, and the counseling psychologist. *The counseling psychologist, 9*, 61-80.
- Pagelow, M.D. (1981). *Woman-Battering: Victims and Their Experiences*. Beverly Hills: Sage Publications.
- Pahl, J. (1995). His Money, her money: Recent research on financial organisation in marriage. *Journal of Economic Psychology, 16*, 361-376.
- Parsons, T. & Bales, R.F. (1955). *Family, socialization and interaction process*. New York: Free Press.
- Pearlin, L.I. & Schooler, C. (1978). The structure of coping. *Journal of Health and Social Behavior, 19*, 2-21.

- Pedhazur, E.J. & Tetenbaum, T.J. (1979). Bem Sex Role Inventory: A theoretical and methodological critique. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 996-1016.
- Perkonig, A. & Wittchen, H.U. (1995). Epidemiologie von Angststörungen. In S. Kasper & H.J. Möller (Hrsg.), *Angst und Panikerkrankungen*. Jena: Gustav Fischer.
- Perrez, M. (1988). Bewältigung von Alltagsbelastungen und seelische Gesundheit. Zusammenhänge auf der Grundlage computerunterstützter Selbstbeobachtungs- und Fragebogendaten. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 4, 292-306.
- Perrez, M., Berger, R. & Wilhelm, P. (1998). Die Erfassung von Belastungserleben und Belastungsverarbeitung in der Familie: Self-Monitoring als neuer Ansatz. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 45, 19-35.
- Perrez, M. & Reicherts, M. (1987). Behavior and cognition analysis of coping with stress by depressed persons. A criterion- and process-oriented measurement approach. In W. Huber (Eds.), *Progress in psychotherapy research* (pp. 115-133). Louvain-la-Neuve: Presses Universitaires de Louvain.
- Piotrowski, C.S., Rapoport, R. & Rapoport, R. (1986). Families and work. In M. Sussmann & S. Steinmetz (Eds), *Handbook of marriage and the family*. New York: Plenum.
- Pleck, J. (1985). *Working wives/working husbands*. Beverly Hills, CA: Sage.
- Pointner, P. & Baumann, U. (1990). Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung bei Ehepaaren - eine Pilotstudie. *Zeitschrift für Familienforschung*, 2, 5-25.
- Powell, G.N. (1988). *Women and men in management*. Newbury Park, CA: Sage.
- Prager, K.J. (1989). Intimacy status and couple communication. *Journal of Social and Personal Relationships*, 6, 435-449.
- Presser, H.B. (1994). Employment schedules among dual-earner spouses and the division of household labor by gender. *American Sociological Review*, 59, 348-364.

- Ptacek, J.T., Smith, R.E. & Dodge, K.L. (1994). Gender differences in coping with stress: When stressor and appraisal do not differ. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 20, 421-430.
- Radloff, L.S. (1975). Sex differences in depression: the effects of occupational and marital status. *Sex Roles*, 1, 249-265.
- Rapoport, R. (1963). Normal crisis, family structure and mental health. *Family Process*, 2, 68-80.
- Reichert, M. (1988). *Diagnostik der Belastungsverarbeitung*. Fribourg: Universitätsverlag. Bern: Huber;
- Reichert, M. & Perrez, M. (1986). *UBV. Fragebogen zum Umgang mit belastenden Situationen im Verlauf*. Universität Fribourg, Schweiz, Psychologisches Institut.
- Reichert, M. & Perrez, M. (1992). *UBV. Umgang mit belastenden Situationen im Verlauf*. Bern: Huber.
- Renzetti, C.M. & Curran, D.J. (1989). *Women, men and society*. Boston, MA: Allyn and Bacon.
- Robinson, J.P. (1977). *How Americans Use Time: A Social Psychological Analysis of Everyday Behavior*. New York: Praeger Publishers.
- Robinson, J.P. (1988). Who's doing the housework? *American Demographics*, 10, 24-28.
- Robinson, M.D. & Johnson, J.T. (1997). Is it emotion or is it stress? Gender stereotypes and the perception of subjective experience. *Sex Roles*, 36, 235-258.
- Rogers, B.L. & Schlossman, N.P. (1990). *Intra-household Resource Allocation: Issues and Methods for Development, Policy and Planning*. Tokyo: United Nations University Press.
- Röhler, H., Steinbach, A. & Huinink, J. (2000). Hausarbeit in Partnerschaften. *Zeitschrift für Familienforschung*, 2, 21-53.
- Rook, K.S. (1984). The negative side of social interaction: Impact on psychological well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 1097-1108.
- Rosenkranz, D., Rost, H. & Vaskvics, L.A. (1998). *Was machen junge Väter mit ihrer Zeit? Die Zeitallokation junger Ehemänner im*

- Übergang zur Elternschaft*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb).
- Sabourin, S., Laporte, L. & Wright, J. (1990). Problem solving, self appraisal and coping efforts in distressed and nondistressed couples. *Journal of Marital and Family Therapy*, 16, 89-97.
- Safilios-Rothschild, C. (1970). The study of family power structure: A review 1960 -1969. *Journal of Marriage and the Family*, 31, 290-301.
- Safilios-Rothschild, C. (1976). A Macro- and Micro-Examination of Family Power and Love: An Exchange Model. *Journal of Marriage and the Family*, 38, 355-362.
- Sarason, I.G., Sarason, B.R., Potter, E.H. & Antoni, M.H. (1985). Life events, social support and illness. *Psychosomatic medicine*, 47, 156-163.
- Schneewind, K.A. (1999). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider-Düker, M. & Kohler, A. (1988). Die Erfassung von Geschlechtsrollen - Ergebnisse zur deutschen Neukonstruktion des Bem Sex-Role-Inventary. *Diagnostica*, 34, 256-270.
- Schulze, C., Flörchinger, E., Rees, U. & Jäger, R.S. (1987). *CEUS - Coping Fragebogen*. Weinheim: Beltz.
- Schunter-Kleemann, S. (Hrsg.) (1992). *Herrenhaus Europa – Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat*. Berlin: Edition Sigma.
- Schwarzer, R. (1992). *Psychologie des Gesundheitsverhaltens*. Göttingen: Hogrefe.
- Selye, H. (1950). *The physiology and pathology of exposure to stress*. Montreal Acta Medical Publishers 1950. XX, 822.
- Senti, P. (1996). Belastungsbewältigung in verschiedenen Partnerschaftsbereichen und ihr Zusammenhang zu Geschlechtsrollen. *Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit*. Universität Fribourg, Schweiz.
- Shannan, J., DeNour, A.K. & Garty, I. (1976). Effects of prolonged stress on coping style in terminal renal failure patients. *Journal of Human Stress*, 2, 19-26.

- Shek, D.T.L. (1992). Reliance of self or seeking help from others: Gender Differences in the Locus of Coping in Chinese Working Parents. *Journal of Psychology*, 126, 671-678.
- Sieverding, M. (1992). Wenn das Kind einmal da ist...: Die Entwicklung traditionellen Rollenverhaltens bei Paaren mit ursprünglich egalitären Rollenvorstellungen. In L. Brüderl & B. Petzhold (Hrsg.), *Frauenleben zwischen Beruf und Familie: Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit* (S. 155-170). Weinheim: Juventa.
- Sieverding, M. (1997). Die Bedeutung von Prototype-Matching für präventives Verhalten: Ist die Teilnahme an Stressbewältigungskursen "unmännlich"? *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 5, 272-289.
- Sieverding, M. & Alfermann, D. (1992). Instrumentelles (maskulines) und expressives (feminines) Selbstkonzept: ihre Bedeutung für die Geschlechtsrollenforschung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 23, 6-15.
- Silver, R. & Wortmann, C.B. (1980). Coping with undesirable life events. In J.Garber & M.E.P. Seligman (Eds.), *Human helplessness* (p.279-340). New York: Academic Press.
- Snell, W.E., Belk, S.S. & Hawkins, R.C. (1986). The Masculine Role as a Moderator of Stress-Distress Relationships. *Sex Roles*, 15, 359-366.
- Sowa, C.J. & Lustman, P.J. (1984). Gender differences in rating stressful events, depression, and depressive cognition. *Journal of Clinical Psychology*, 40, 1334-1337.
- Spence, J.T. (1984). Masculinity, femininity, and gender-related traits: A conceptual analysis and critique of current research. In B.A. Maher & W.B. Maher (Eds.), *Progress in experimental personality research*, (Vol. 13, pp. 1-97). New York: Academic Press.
- Spence, J.T., Helmreich, R. & Stapp, J. (1975). Ratings of self and peers on sex-role attributes and their relationship to self-esteem and conceptions of masculinity and femininity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 32, 29-39.
- Spence, J.T. & Helmreich, R.L. (1978). *Masculinity and femininity. Their psychological dimensions, correlates, and antecedents*. Austin: University of Texas Press.

- Spence, J.T., Helmreich, R.L. & Sawin, L.L. (1980). The Male-Female Relations Questionnaire: A self-report inventory of sex role behaviors and preferences and its relationships to masculine and feminine personality traits, sex role attitudes, and other measures (MS. No. 2123). *JSAS Selected Documents in Psychology*, 10, 87.
- Staines, G.L. & Libby, P.L. (1986). Men and women in close relationships. In R. D. Ashmore & F.K. Del Boca (Eds.), *The social psychology of female-male relations: A critical analysis of central concepts* (pp. 211-258). Orlando: Academic Press.
- Stake, J.E. (2000). When Situations Call for Instrumentality and Expressiveness: Resource Appraisal, Coping Strategy, and Adjustment. *Sex Roles*, 42, 865-885.
- Steck, L., Levitan, D., McLane, D. & Kelly, H.H. (1982). Care, need, and conceptions of love. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 387-411.
- Stone, A.A. & Neale, J.M. (1984). New measure of daily coping: Development and preliminary results. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 892-906.
- Suls, J. & Fletcher, B. (1985). The relative efficacy of avoidant and nonavoidant coping strategies: A metaanalysis. *Health Psychology*, 4, 249-288.
- Taylor, M.C. & Hall, J.A. (1982). Psychological androgyny: Theories, methods, and conclusions. *Psychological Bulletin*, 92, 347-366.
- Thibaut, J.W. & Kelley, H.H. (1959). *The social psychology of groups*. New York: Wiley.
- Thiessen, V. & Rohlinger, H. (1988). Die Verteilung von Aufgaben und Pflichten im ehelichen Haushalt. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 40, 640-658.
- Thoits, P.A. (1986). Social support as coping assistance. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 54, 416-423.
- Thoits, P.A. (1987). Gender and marital status differences in control and distress: Common stress versus unique stress explanations. *Journal of Health and Social Behavior*, 28, 7-22.

- Thompson, L. (1991). Family work: Womens' sense of fairness. *Journal of Family issues*, 12, 181-196.
- Thompson, L. (1993). Conceptualizing gender in marriage: The case of marital care. *Journal of Marriage and the Family*, 55, 557-569.
- Tucker, M.B. (1982). Social support and coping: Applications for the study of female drug abuse. *Journal of Social Issues*, 38, 117-137.
- Uhlenhuth, E.H. & Paykel, E.S. (1973). Symptom intensity and life events. *Archives of General Psychiatry*, 34, 98-111.
- Vanfossen, B. (1981). Sex differences in the mental health effects of spouse support and equity. *Journal of Health and Social Behavior*, 22, 130-143.
- Vanfossen, B. (1986). Sex differences in depression: The role of spouse support. In S.E. Hobfoll (Ed.), *Stress, social support, and women* (pp. 69-84). New York: Hemisphere.
- Verbrugge, L.M. (1985). Gender and health: An update on hypotheses and evidence. *Journal of Health and Social Behavior*, 26, 156-182.
- Viney, L.L. & Westbrook, M.T. (1982). Coping with chronic illness: The mediating role of biographic and illness-related factors. *Journal of Psychosomatic Research*, 26, 595-605.
- Vingerhoets, A.J.M. & Van Heck, G.L. (1990). Gender, coping and psychosomatic symptoms. *Psychological Medicine*, 20, 125-135.
- Vinokur, A.D. & Vinokur-Kaplan, D. (1990). "In sickness and in health": Patterns of social support and undermining in older married couples. *Journal of Aging and Health*, 2, 215-241.
- Vitaliano, P.P., Russo, J., Carr, J.E., Maiuro, R.D. & Becker, J. (1985). The Ways of Coping Checklist: Revision and psychometric properties. *Multivariate Behavioral Research*, 20, 3-26.
- Voydanoff, P. (1983). Unemployment: Family strategies for adaptation. In C.R. Figley & H.I. McCubbin (Eds.), *Stress and the family. Coping with catastrophe* (pp. 90-102). New York: Brunner & Mazel.
- Walster, E., Utne, M.K. & Traupman, J. (1977). Equity-Theorie und intime Sozialbeziehungen. In G. Mikula & W. Ströbe (Hrsg.), *Sympathie, Freundschaft und Ehe* (S. 193-220). Bern: Huber.

- Watkins, L.O., Weaver, L. & Odegaard, V. (1986). Preparation for cardiac catheterization: Tailoring the content of instruction to coping style. *Heart and Lung*, 15, 382-389.
- Watzlawick, P., Weakland, J. & Fisch, R. (1974). *Change*. New York: Norton.
- Weber, H. (1990). Emotionsbewältigung. In R. Schwarzer (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Weber, H. (1993). *Soziale Bewältigungsregeln*. (Memorandum Nr. 21). Bamberg: Universität Bamberg, Lehrstuhl für Psychologie, IV.
- Weber, H. & Piontek, R. (1995). Geschlechtsunterschiede in der Bewältigung von Ärger - ein Mythos? *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie, Sonderdruck, Band III*, S. 59-83.
- Weidner, G. & Collins, R.L. (1993). Gender, coping and health. In H.W. Krohne (Ed.), *Attention and avoidance. Strategies in coping with aversiveness* (pp. 241-265). Seattle: Hogrefe & Huber.
- Weinrich, J.D. (1977). Human sociobiology: pair-bonding and resource predictability (effects of social class and race). *Behavioral Ecology and Sociobiology*, 2, 91-118.
- Weiss, R.L. (1978). The conceptualization of marriage from a behavioral perspective. In T.J. Paolino, B.S. McGrady (Eds.), *Marriage and marital therapy*. New York: Brunner & Mazel.
- Weissman, M.M., Leaf, P.J., Holzer, C.H., Myers, J.K. & Tischler, G.L. (1984). The epidemiology of depression. An update on sex differences in rates. *Journal of Affective Disorders*, 7, 179-188.
- Wellman, B. (1981). Applying network analysis to the study of support. In B. H. Gottlieb (Ed.), *Social networks and social support* (pp. 171-200). Beverly Hills, CA: Sage.
- Wethington, E., McLeod, J. & Kessler, R.C. (1987). The importance of life events for explaining sex differences in psychological distress. In R. Barnett, L. Biener & G.K. Baruch (Eds.), *Gender and stress*. New York: Free Press.
- Wher, J.V. & Gilroy, F.D. (1986). Sex-role orientation as a predictor of preferential cognitive response style. *Journal of Clinical Psychology*, 42, 82-86.

- Whiffen, V.E. & Gotlieb, I.H. (1989). Stress and coping in maritally distressed and nondistressed couples. *Journal of Social and Personal Relationships*, 6, 327-344.
- Whitley, B.E., Jr. (1983). Sex-role orientation and self-esteem: A critical meta-analytic review. *Journal of Personality and Social Psychology*, 44, 773-786.
- Whitley, B.E., Jr. (1984). Sex-role orientation and psychological well-being: Two meta-analyses. *Sex Roles*, 12, 207-225.
- Whitley, B.E. (1988). Masculinity, femininity, and self-esteem: A multi-trait-multimethod analysis. *Sex Roles*, 18, 419-431.
- Widmer, K. & Bodenmann, G. (2000). Alltagsstress, Coping und Befindlichkeit: Paare im Geschlechtervergleich. *Zeitschrift für Medizinische Psychologie*, 1, 17-26.
- Widmer, K., Bodenmann, G. & Di Ferro, C. (2000). *Zufriedenheit mit der Rollenteilung und dyadische Stressbewältigung: Balanceakt zwischen Beschönigung und Realität*. 42. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. (Jena, 24. - 28. September 2000).
- Williams, L.M. (1995). Association of stressful life events and marital quality. *Psychological Reports*, 76, 1115-1122.
- Wolf, W. (1987). *Alltagsbelastungen und Partnerschaft*. Bern: Huber; Fribourg: Universitätsverlag.
- Wrong, D.H. (1979). *Power: Its Forms, Bases and Uses*. New York: Harper Colophon Books.

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich meine Dissertation selbständig und ohne unerlaubte Hilfe verfasst habe.

Fribourg, den 4.5.2001

Kathrin Widmer Rodríguez Bétancourt